This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

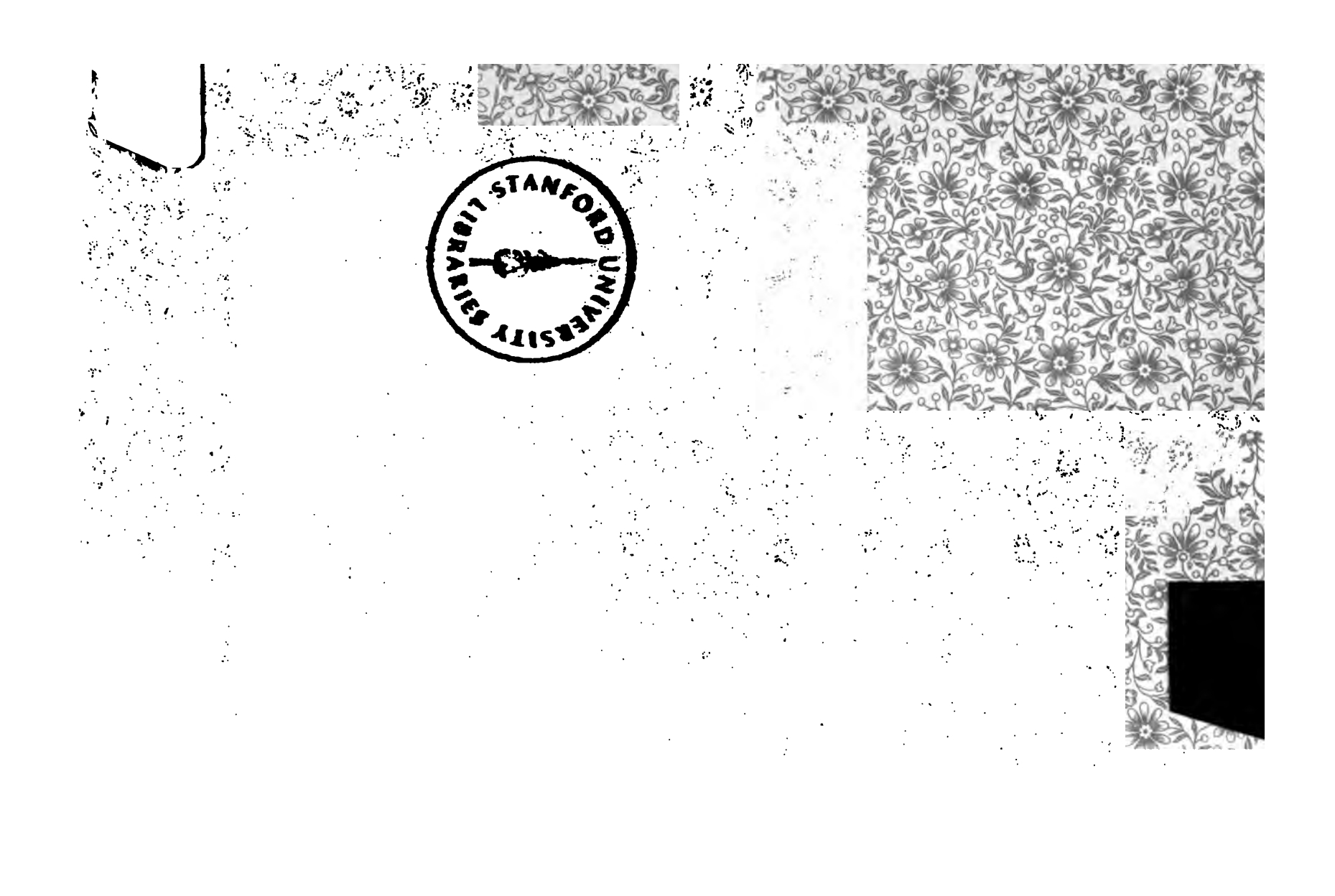
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

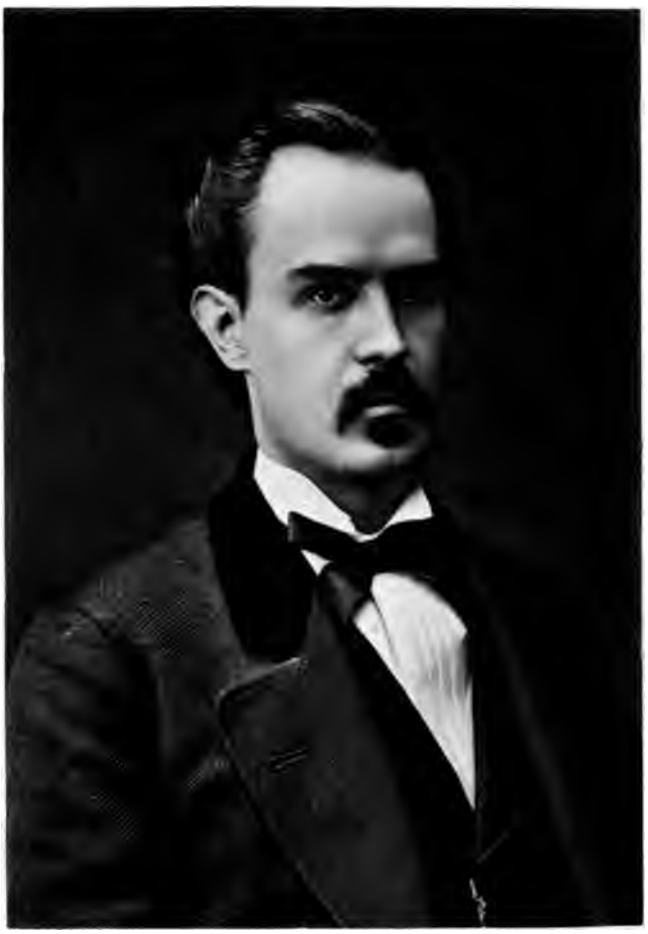
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



E. Rohde

Heliogravure von Meisenbach Riffarth & Co. Berlin

ERWIN ROHDE

EIN BIOGRAPHISCHER VERSUCH

VON

O. CRUSIUS

Mit einem Bildnis und einer Auswahl von Aphorismen und Tagebuchblättern Rohde's

ERGÄNZUNGSHEFT ZU ERWIN ROHDES KLEINEN SCHRIFTEN

Tübingen und Leipzig
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1902.

PA85
K65C7

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich die Verlagsbuchhandlung vor.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Vorwort.

An die Aufgabe, eine Biographie ERWIN ROHDES zu schreiben, bin ich erst im Herbst 1900, fast durch Zufall, herangeführt worden. Für einen Andern eintretend, entwarf ich einen kurzen Nekrolog für Bettelheim's Jahrbuch, der dann schliesslich doch zu spät kam, um noch aufgenommen zu werden. Mit schwerem Herzen hatte ich darauf verzichtet, das schöne Material, das mir schon damals zur Verfügung stand, wirklich sprechen zu lassen; das lebendige Wort musste durch eine oft kaum verständliche Abbreviatur ersetzt werden. Diese mich selbst nicht recht befriedigende Skizze sollte dann hinter der Vorrede der Kleinen Schriften ein Unterkommen finden. Inzwischen wurden mir aber die Aufzeichnungen und Briefe Rohde's im weitesten Umfang zugänglich. Seine Gattin (die das dritte und vierte Kapitel noch kurz vor ihrem Tode durchsehn konnte) wandte der Arbeit ihre Theilnahme zu; seine Freunde und Schüler verpflichteten mich durch immer neue Aufschlüsse aus dem Schatz ihrer Correspondenzen und Erinnerungen. Jetzt erschien mir das alte Verfahren vollends als ein unzulässiger Nothbehelf. An die Stelle eines litterarischen Nekrologs trat der Versuch, die Interessen- und Gedankenwelt Rohde's in ihren wesentlichen Zügen aufzunehmen, ihre Wurzeln bloszulegen, ihr Weiterwachsen zu verfolgen, kurz, seiner geistigen Gesammtpersönlichkeit gerecht zu wer-

den, wie sie sich in den Briefen an die sehr verschieden gerichteten Freunde in ihrer ganzen Vielseitigkeit abspiegelt. Bei einem Manne, der 'nur' Philologe ist, mag ein solches Unternehmen heut zu Tage wohl zu umständlich und feierlich erscheinen. Aber je länger ich in dies verschlossne Antlitz schaute, desto beredter und bedeutender erschien es mir. Rohde als Mensch ist fast unbekannt: ich hoffe, dass Manche, die neben ihm gelebt haben, jetzt noch mit ihm leben werden.

* * *

Die beiden grössern Arbeiten Rohde's — die Geschichte des griechischen Romans und die Psyche — gehören zu den nicht gerade zahlreichen philologischen Büchern, die, bei streng wissenschaftlicher Haltung, doch über die engen Kreise der Fachgenossen hinaus eine unmittelbare und tiefe Wirkung geübt haben. Sie haben sich einen Platz in unsrer Litteratur erobert, etwa neben BURCKHARDTs 'Constantin' und 'Kultur der Renaissance'.

Rohde ist eine jener Ausnahmepersönlichkeiten, in denen eine Gelehrtennatur getragen und beschwingt wird durch ein kräftiges Stück Künstlerthum. Dem Werden einer solchen Persönlichkeit nachzugehn, hat einen eignen Reiz. Diese ideale Biographie, die Darstellung des inneren Lebensganges, hat Rohde in den Briefen an seine Freunde selbst gegeben. Man glaubt einen dramatischen Conflict sich schürzen und lösen zu sehn. Die »beiden Seelen« — die wissenschaftliche und die künstlerische, die eine scharf, klar, an schlichten Aufgaben ihre derbe Kraft erprobend, die andre phantastisch, allen Reizen zugänglich, mit einem Zuge zum Dunkeln und Fernen — entzweien und entfremden sich in den Jünglingsjahren; es gibt einen Riss durch die Existenz, den Rohde »halb Wagner, halb Faust« lange nicht verwindet. Aber Angesichts der ersten grössern Aufgabe finden sich die verfeindeten Elemente wieder zusammen, um hinfort in wechselvollem Nebeneinander und Miteinander weiterzuwirken bis ans Ende. Die Auszüge aus Rohde's Briefen, die in die Darstellung eingelegt

sind[1], geben wenigstens die Grundlinien dieser innern Biographie und werden unsrem Versuch etwas von dem ganz individuellen Reiz mittheilen, der jedes Wort erfüllte, das Rohde schrieb.

Rohde's äusseres Leben hält sich ganz und gar zwischen den engen Ufern, innerhalb deren sich die Gelehrtenexistenz an einer kleinen deutschen Universität zu bewegen pflegt. Rohde hat weder als Akademiker und wissenschaftlicher 'Arbeitgeber', noch als Politiker oder litterarisch-philosophischer Wortführer je eine Rolle gespielt und zu spielen beansprucht. Aber dieser schlichte Lebenslauf gewinnt doch, bei der Energie, mit der alle menschlichen Verhältnisse aufgefasst und verarbeitet werden, einen besondern, man möchte fast sagen: heroischen Stil und Rhythmus. Vor allem sind es die Beziehungen zu FR. NIETZSCHE und R. WAGNER, die ihm eine einheitliche Bewegung und erhöhten Schwung verleihn und schliesslich auf eine gradezu tragische Katastrophe hinaustreiben.

Ich habe das Alles lediglich als Berichterstatter, möglichst mit Rohde's eignen Worten, darzustellen versucht. Aber wer

[1] Die Chiffre der Correspondenten ist, meist mit dem Datum, in eckigen Klammern beigefügt: [Cr.] = an O. Crusius, [E.] = an die Eltern, [G.] = an Th. Gomperz, [M.] = an die Mutter, [N.] = an Fr. Nietzsche, [O.] = an Franz Overbeck, [R.] = an O. Ribbeck, [Ri.] = an Const. Ritter, [Rü.] = an Franz Rühl, [Schm.] = an W. Schmid, [V.] = an Joh. Volkelt. Briefliche oder mündliche Aeusserungen Rohde's sind durch eckige Anführungszeichen (» — «) markirt. Wie ich den Correspondenten Rohde's für das Vertrauen, mit dem sie mir manches sehr intime Schriftstück zur Verfügung stellten, zu danken habe, so ganz besonders Frau Geheimrath E. RIBBECK und Frau Dr. E. FÖRSTER-NIETZSCHE, die mir in den Nachlass der beiden ältesten Freunde Rohde's Einblick gewährten; ohne diese Unterstützung hätte ich von einigen kritischen Jahren in seinem Leben keine irgendwie genügende Darstellung geben können. Ausserdem haben mich Tübinger Hörer Rohde's (W. SCHMID und E. HOLZER) sowie Heidelberger Freunde (in erster Linie FR. SCHÖLL) durch werthvolle Mitteilungen und Berichtigungen (bei der Correctur) zu Danke verpflichtet. Vor Allem aber möcht ich auch hier der Gattin Rohde's gedenken, die mir, nachdem sie sich mit dem Plan und Geist des Ganzen einmal befreundet hatte, bis in ihre letzten Lebenstage eine treue Helferin gewesen ist. Willkommene Unterstützung beim Beginn der Arbeit bot mir der Nekrolog SCHÖLLS (s. Kl. Schr. I S. XXIII) und der biographische Abriss von W. SCHMID (im 'Biographischen Jahrbuch f. d. kl. Alterthumswissenschaft' 1899 S. 87 ff.). Wegen des beigegebenen Bildes vgl. Kl. Schr. I S. XXIV. Es stellt Rohde im dreissigsten Jahre dar, den Verfasser des Griechischen Romans.

in den siebenziger Jahren jung gewesen ist, mag Rohde's Erlebnissen oft mit ganz persönlicher Theilnahme folgen: *de te narratur fabula.* Und die Jugend von heute? Auch sie kommt auf ihre Rechnung; die Ideen und Persönlichkeiten, mit denen Rohde gerungen und für die er gekämpft hat, stehn lebendig und mächtig an der Schwelle des beginnenden Jahrhunderts. So wage ich zu hoffen, dass auch der Rohde, der in diesem Buche spricht, seine Hörer nicht nur unter den Zunftgenossen findet.

Heidelberg, Weihnachten 1901.

O. Crusius.

ERWIN ROHDE

EIN BIOGRAPHISCHER VERSUCH

Wer ist denn so begabt, dass er
vielseitig geniessen könnte?
(Motto aus Goethe in Rohde's Tagebuch.)

I.

Das Vaterhaus. Die Schuljahre in Jena und Hamburg. (1845—1865).

ERWIN ROHDE ward, als der erste Sohn seiner Eltern, am 9. October 1845 in Hamburg geboren. Seine ganze Jugend fällt also noch vor die Gründung des norddeutschen Bundes, in eine Zeit, wo die alte Hansestadt sich ungestört in ihre Sonderexistenz einspinnen konnte und wo in der Schule der wesentlich ästhetisch-litterarisch gerichtete Neuhumanismus unangefochten das Regiment führte.

Rohde's Vater wirkte als angesehener Arzt in einer Praxis, die ihm nur zu selten eine freie Stunde liess. Trotzdem muss er für die jungen Seelen viel bedeutet haben. In des Sohnes Erinnerung ist sein Bild immer, bis in die kleinsten Züge hinein, lebendig geblieben; noch der Fünfzigjährige gedenkt, wehmüthig lächelnd, charakteristischer Aeusserungen des längst Dahingegangenen[1]. Auch in den wissenschaftlichen Anfängen Rohde's lebt etwas vom Geiste des Vaters, wenn er sich, schon als Student, in die Litteratur der antiken Heilkunde vertieft und trotz seiner ausgesprochenen litterarisch-künstlerischen Neigungen zweifelt, ob er sich nicht lieber der Naturwissenschaft, als der Philologie zuwenden solle[2]. Von ihm hat Rohde seine geistige Beweglichkeit, sein starkes Temperament, und wohl auch seine äussere Erscheinung, die „in jungen Jahren von einer ganz seltnen Schönheit war." Kurz nach der

[1] So tröstet Rohde Ribbeck einmal damit, dass sein Vater das Podagra für eine »gesunde Krankheit erklärt« und sich eine rechtschaffene »Gelenkgicht gewünscht habe statt der latenten Gichterei« [R. 9 XI 91].

[2] An Nietzsche 24 XI 68; ähnlich 15 II 69. In dem Briefe spricht freilich der jugendliche Himmelstürmer, der sich mit der Thatsache, dass keine Wissenschaft (auch nicht die von der Natur) ohne die »kleinliche Geschäftigkeit« der Kärrner auskommen kann, noch nicht abgefunden hat. Aber auch später [z. B. Rü. 23 X 89] tauchen solche Stimmungen oft genug auf. Die Abneigung gegen den philisterhaften »vom Demiurgos

silbernen Hochzeit im Beginn von Rohde's Universitätsjahren wurde er den Seinen entrissen, etwa im gleichen Alter, wie später der Sohn; auch Er hatte in rastloser Arbeit seine gesunde Kraft übernommen. Die Grossmutter Rohde's erlebte noch ihres Enkels ersten Erfolge; sie ist im Herbst 1872, im 82. Lebensjahre, »sanft eingeschlafen« [N. 27 IX 72].

Rohde's Mutter, „eine stille, blonde Frau", gehörte der in Holstein und Hamburg altansässigen Familie SCHLEIDEN an; ein Verwandter von ihr war der Physiologe M. J. SCHLEIDEN, der bis 1862 Universitätsprofessor in Jena war, sowie der, aus den Schleswig-Holsteinschen Wirren bekannte, später als Freiconservativer im deutschen Reichstag thätige Politiker RUDOLF SCHLEIDEN. Gegen die gemessene Art der Mutter hat sich der temperamentvolle Knabe zeitweilig wohl angestemmt. In reiferen Jahren, zumal nach dem Tode des Vaters, war der Gegensatz ausgeglichen und Rohde liess sich in den Ferien von der »ihn viel zu sehr liebenden guten Mutter geduldig erziehen und saginiren«, machte sie zur Vertrauten seiner Freundschaften und Feindschaften (in den frühsten Briefen an Nietzsche fehlt selten ein Gruss von ihr an den Freund und seine Angehörigen) und dirigirte (von Italien aus) die »fürstlichen Einkünfte« aus seinen Erstlingsarbeiten an ihre Adresse. Zu ihrem praktischen Blick und Geschäftssinn besass er unbedingtes Vertrauen. Als schönstes Erbtheil von ihrer Seite galt ihm sein inniger Musiksinn, der sich schon in den Knabenjahren regte, während »die Mutter allerlei Lieder sang, die ihn seitdem nie wieder losliessen.« Sie starb 1882, siebenzig Jahr alt.

Nach beiden Seiten sind es lebensvolle, kernige Menschen, von denen Rohde abstammt, mit entschiedenem Hang und Talent zu geistiger Bildung und Arbeit; nur wandte sich dies

---

ausdrücklich dazu fabricierten Urphilologen‹, der ›ganz voll von der Wichtigkeit einer Conjectur, die γέ statt καί setzt, überzeugt ist‹ und sich bestenfalls »am schaalen Trunk schulmeisterlicher Begeisterungsphrasen‹, etwa aus ›den akademischen Pauken von E. Curtius‹ inspiriren lässt [N.] — diese Abneigung ist bei Rohde wohl immer lebendig geblieben. Er hat das Handwerk in seiner Wissenschaft als Meister geübt und geschätzt, aber nie überschätzt; das blosse »verdienstlose *savoir faire*« konnte er nicht leiden.

Talent viel mehr nach der Seite der Naturwissenschaften und einer (von Rohde oft gepriesenen) lebendigen πρᾶξις[1], als auf das Gebiet, auf dem sich Rohde heimisch machte.

Den gleichen Charakter trägt der Kreis der Geschwister und jüngern Verwandten, in dem Rohde aufwuchs und in dem er auch später in den Ferien sich gern bewegt hat. Mancherlei Beziehungen führten in's Ausland, auch über See, in's Hamburgische Handelsimperium. Ein jüngerer Bruder, mit dem Rohde als Docent wiederholt irgendwo in Süddeutschland oder Oesterreich zusammentraf, liess sich als Ingenieur in Ungarn nieder: er fiel, als Rohde Extraordinarius in Kiel war, einer Choleraepidemie zum Opfer. Die eine Schwester war Gattin des trefflichen, auch von Rohde hochgeschätzten Ingenieurs BRANDT; sie lebte meist ausserhalb Deutschlands, wiederholt und längere Zeit in Spanien, wo Brandt mancherlei industrielle und technische Unternehmungen in die Wege geleitet hat. Eine zweite Schwester war mit ihrem Gatten nach Mexiko übergesiedelt. Wenn Rohde von allem in übelm Sinne Schulmeisterlichen unberührt blieb; wenn er sich, ohne viel Aufhebens, auch in den modernen Sprachen und Litteraturen völlig heimisch zu machen wusste[2] und allezeit mit freiem Blick in sich und um sich schaute — so haben dabei diese Eindrücke und Beziehungen gewiss still und nachhaltig mitgewirkt.

Der Erziehung des Sohnes sich dauernd anzunehmen, verbot dem Vater seine aufreibende Thätigkeit. Auf Veranlassung der Mutter, die Fühlung mit den Jenenser akademischen Kreisen hatte, wurde der nicht leicht zu behandelnde Knabe

[1] In dem ersten Briefe nach Nietzsche's Berufung [15 II 69] meint Rohde, »gute Capacitäten« würden besser auf's Leben selbst gelenkt, wobei ihnen »das eigentlich Bildende am Alterthum« nicht verloren zu gehen brauche. Auch später äussern sich wohl einmal ähnliche Stimmungen; der βίος θεωρητικός des modernen Gelehrten sei eben im Grunde doch nur ein halbes Leben [vgl. z. B. Rü. 23 X 89]. An Leuten, wie George Grote, hatte Rohde sein besondres Wohlgefallen. Er war immer geneigt und bereit das, was ihm fehlte, unumwunden anzuerkennen.

[2] Rohde verstand nicht nur Französisch, Italiänisch und (wie jeder gebildete Hamburger) Englisch, sondern er hat sich frühzeitig auch mit dem Spanischen wenigstens soweit vertraut gemacht, dass er die grossen Novellisten im Urtext lesen konnte; wie denn in den Briefen auch gelegentlich spanische Citate auftauchen; vgl. auch die 'Psyche' II² 27 A. 1.

im Sommer 1852 dem STOYschen Institut in Jena übergeben; er blieb dort bis 1859, also bis zum 14. Lebensjahr. Rohde war nicht gerade davon überzeugt, dass diese frühe, von ihm schmerzlich empfundene Verbannung aus dem elterlichen Hause eine nothwendige und zweckmässige Massregel gewesen sei. Er fand sich in der Knabenherde, in die er eingestellt wurde, nicht leicht zurecht[1] und hatte keine sonderlich freundliche Erinnerung an diese sieben Jahre, in denen er sich, mit seinem erregbaren, anlehnungsbedürftigen Gemüth, ganz wesentlich auf sich selbst zurückgewiesen sah. Seinen Mangel an Anpassungsfähigkeit und Aufgeschlossenheit, dessen er sich klar bewusst war, schrieb er ganz wesentlich auf's Conto dieses Exils, wo er gedrillt, aber nicht erzogen sei. Die STOYsche Erziehungskunst ist für seine Geistesrichtung jedesfalls nicht bestimmend gewesen — höchstens in dem Sinne bestimmend, dass sie ihm (wie manche briefliche Aeusserungen zeigen) ein stark ausgeprägtes Misstrauen gegen alle systematische und privilegirte Pädagogik eingeimpft haben mag.

Als heranwachsender Jüngling kehrte Rohde 1860 in die geliebte Heimath und in's Vaterhaus zurück, um auf dem Johanneum seine Vorbildung zu beenden.

Den vollen innern Anschluss an die Seinen wiederzugewinnen, gelang ihm nicht ohne weiteres; es war inzwischen aus ihm eine verschlossene, auf sich gestellte Persönlichkeit geworden. Um so mächtiger wirkten auf ihn die Eindrücke, die er in der Schule empfing; auch in seiner Erinnerung blieben sie immer frisch, wie ein Stück Gegenwart. Das war wirkliches geistiges Leben, an dem er theilnehmen durfte und mit jedem Jahr erfolgreicher theilgenommen hat. Bestimmend war der freie und erwärmende Geist eines ganz wesentlich im Griechischen wurzelnden Humanismus. Männer, wie F. W. ULLRICH, auch L. HERBST, später J. CLASSEN, nicht nur Lehrer, sondern schaffensfreudige Gelehrte, wussten in den jungen Geistern die ersten Regungen künstlerischen Empfin-

[1] Das zeigt u. A. auf der Rückseite des ersten Briefchens von seiner Hand, ein Brief des Direktors STOY, eines der wenigen Schriftstücke aus und über Rohde's Jugendzeit, die mir vorgelegen haben.

dens und wissenschaftlichen Interesses zu wecken und zu pflegen; das mächtige Werk des Thukydides, der gemeinsame Mittelpunkt ihrer Arbeiten, galt auch im Unterricht als »letzte der Weihen«. Zu der grossen Welt, die sich ihm hier aufschloss, trat der junge Feuerkopf bald in ein ganz persönliches Verhältnis; eine schlechte Unterrichtsstunde, etwa eine »flaue« Erklärung eines alten Schriftstellers, empfand er wie die Misshandlung eines Freundes. Dabei ging es denn im engen Leben der Schule nicht ab ohne Reibungen und Conflikte. Noch als Fünfzigjähriger gedachte Rohde gewisser Lehrer, bei denen er wissenschaftliche Ehrlichkeit oder pädagogischen Takt zu vermissen glaubte, mit einer Erbitterung, die vor allem beweist, wie viel Bedeutung er im Guten wie im Schlimmen diesen letzten Gymnasialjahren beimass [Cr. 10 II 95]. Aber das Gute überwog doch weitaus. Die ersten, in geistiger Gemeinschaft wurzelnden Freundschaften wurden geschlossen, Freundschaften, deren Rohde noch in den letzten Lebensjahren mit treuem Empfinden gedenkt[1]. Der Thukydidesforscher F. W. ULLRICH, als Mensch und Gelehrter »der Beste« am Johanneum, gewann die volle Zuneigung des spröden jungen Geistes; er ist Rohde weit über die Schul- und Universitätszeit hinaus ein gern angegangener Berather und Helfer gewesen[2]. Thukydideer, wie seine Lehrer, ist Rohde freilich nicht geworden; dazu war er zu selbständig und individuell in seinen Neigungen. Aber wie gut er, schon in jüngeren Jahren, den einsamen Begründer aller geschichtlichen Einsicht verstand, zeigt manche gelegentliche Bemerkung in seinen frühsten Schriften[3], und wenn er in den ersten Docentensemestern, neben ganz anders gearteten Studien, just Reden des Thukydides behandelte, so

[1] »Haben sie gehört, dass der gute Richard [H. RICHARD, bekannt durch Arbeiten zu Lucian], der sich als Krankenpfleger angeboten hatte, dabei sich den Tod geholt hat? Ich wusste lange schon nichts mehr von ihm, nun hat er (was ihm eigentlich gar nicht nahe lag) einen Heldentod gefunden. R. i. p.« [R. 26 X 92].

[2] Auch CLASSEN gewann frühzeitig Interesse für Rohde; er bot ihm schon für 1869 eine Lehrstelle am Johanneum an [N. 28 IV 68].

[3] Z. B. die gegen Classen gerichtete Beobachtung über die Tyche bei Th. 'gr. Roman' S. 298 [2]. Später pflegte R. in seiner Litteraturgeschichte die Thukydidesprobleme sehr eingehend und zweckmässig durchzusprechen.

sieht das aus, wie eine stille Huldigung vor den Hamburger Thukydideern.

Am 31. März 1864 bestand Rohde die Reifeprüfung mit schönem Erfolg[1], blieb aber aus freien Stücken noch ein Jahr in der höheren, mehr akademisch zugeschnittenen Abtheilung der Anstalt. Er belegte hier in jedem Semester ein Colleg über Philosophie und deutsche Geschichte (bei Redslob und Aegidi) und hörte sämmtliche Vorlesungen des alten CHR. PETERSEN, ausser Plato de legibus, Aristophanes, Plautus eine durch das ganze Jahr weitergesponnene 'Geschichte der griechischen Mythologie', nach dem Zeugnis des Lehrers „mit ausgezeichnetem Eifer und regem Fleiss, sowie dem besten Erfolg". Hier werden die tiefsten Wurzeln der 'Psyche' liegen. Als „Beweis seines Privatfleisses" legte Rohde Catullische Studien vor; Catull, der naivste unter den römischen Poeten, war und blieb einer seiner besten Freunde.

Daneben wirkte in den letzten entscheidenden Jahren auf seine werdende Individualität still und mächtig das reiche Leben der Bürgerrepublik, der anzugehören er das Glück hatte und deren Sonderart und Bedeutung er lebhaft empfand; er hat sie später, mit gerechtem Stolz, gelegentlich mit dem alten Kaufmannsstaat von Rhodos verglichen, dem letzten Träger griechischer Grösse in den Zeiten des Niedergangs. »Im Grunde bin ich wie jeder Hamburger« bekennt er als Student »ein eifriger Chauvinist für meine gute alte Vaterstadt. Es ist wirklich hier gar mancherlei zu lernen, und so ist es gar nicht allein Egoismus, wenn ich Dich dringend einlade, mich doch einmal . . . zu besuchen: ein wenig Vorbereitung für Paris wäre auch das« [N. 28 IV 68]. Persönlich nützte er eifrig jede Gelegenheit aus, die »Flamme seiner stillen künstlerischen Neigungen« zu nähren, vor Allem seine leidenschaftliche Musikliebe, die eine der sein Dasein tragenden und bestimmenden Mächte geworden ist, obgleich er den rechten Augenblick, sich die technische Herrschaft über ein Instru-

[1] Das erste Prädikat hat er im Lateinischen, Griechischen, Deutschen, Englischen und in der alten Litteraturgeschichte; ihre Unterschrift als Examinatoren geben Corn. Müller, F. W. Ullrich, E. P. Hinrichs, G. H. Bubendey, L. Herbst, E. Meyer, E. W. Fischer.

ment anzueignen, versäumt hatte und sich auf eine dilettantische Pflege seines klangvollen Organs beschränken musste[1]. Den eigenen Stil des niederdeutschen Volksthums, das ihn umgab, lernte er, gerade nach den Erfahrungen seines »Exils«, frühzeitig schätzen und auffassen. Eindrücke, die er damals auf seinen Wanderungen in der Umgegend, nach Ottensen oder Wandsbeck[2], empfing, tauchen Jahrzehnte später wieder auf; sie mögen der Leben spendende Kern gewesen sein für seine ausgebreiteten, auf das Volksthümliche gerichteten Arbeiten und Beobachtungen.

Später zieht es ihn immer wieder zurück nicht nur zur Mutter und zu den Freunden, sondern in die stolze Heimath, an der sein Herz hängt. Bei R. Wagner's Aufenthalt in Hamburg 1873 berichtet er Nietzsche mit sichtbarer Genugthuung, dass sich seine Vaterstadt »im Ganzen sehr anständig benommen habe«, und vertraut auch für die Zukunft auf den gesunden Sinn der »guten Hamburger« [N. I 73]. »Hamburg hat mir viel Kummer gemacht; ich liebe es doch noch sehr« schreibt er zwanzig Jahr später bei der Epidemie jener furchtbaren Krankheit, der einst sein Bruder zum Opfer gefallen war [R. 1892][3]. Rohde wusste wohl, dass in diesem Boden doch schliesslich sein Bestes wurzelte: nicht überall hätte er sich zu einer so aufrechten, weitblickenden, nach allen Seiten u n a b h ä n g i g e n Persönlichkeit auszuwachsen vermocht. Das sind Gaben, die gerade die alten Hansestädte ihren Söhnen ins Leben — auch ins wissenschaftliche Leben — mitzugeben befähigt sind.

[1] S. unten S. 16[2].
[2] Vgl. z. B. unten *Cogit.* Nr. 41.
[3] Seine Angehörigen waren damals auf einer Herbstreise in Spanien.

II.

Die Studienjahre. Bonn. Leipzig. Kiel.
(1865—1869.)

Schon im letzten Jahr auf dem Johanneum hatte sich Rohde aus freier Neigung der Alterthumswissenschaft zugewandt; äussere Rücksichten brauchte er, in den zwar nicht glänzenden, aber sichern Verhältnissen, in denen er stand, nicht zu nehmen. Der Ruf Fr. Ritschls und der Bonner Philologie im Bunde mit der Romantik des Rheins und des Südens zog den hochstrebenden, lebensdurstigen Jüngling an die rheinische Hochschule, wo er am 2. Mai 1865 immatriculirt wurde.

Im ersten — oder dritten — Semester liess er sich für eine Burschenschaft gewinnen, ohne sich freilich, bei seiner ganz auf sich selbst gestellten Art, auf die Dauer mit ihrem Leben und Geist befreunden zu können. Immerhin löste sich in den ersten Monaten eine ganz »normale und kräftige Fuchsenstimmung« aus, der er auch eine flüchtige Bekanntschaft mit dem Bonner Carcer verdankte[1]. Seine reinsten Erinnerungen knüpften sich an die Fahrten und Erlebnisse in den Pfingstferien, wo er Verwandte »auf dem Hammer« bei Neuwied aufsuchte und mit seinen Genossen am grossen Kölner Musikfest theilnahm. »Dafür war aber das Fest selbst auch ein Genuss, der für's Leben nachwirken wird, ein rechtes κτῆμα εἰς ἀεί. Am ersten Tage Israel in Aegypten . . . Am schönsten und für mich der Gipfelpunkt des ganzen Festes war das Bassduett von Stockhausen und Stägemann: Der Herr ist der starke Held. Wenn die Beiden zum Schluss

[1] »Jetzt soll denn das regelmässige Leben wieder angehen, aber mit der Regel wirds nun einmal in Bonn nicht viel; überhaupt glaube ich nicht, dass es eine fidelere und mehr zur Freiheit reizende Universität giebt als unser Bonn: mag es nun an der verlockenden Umgegend liegen oder an dem leichten und beweglichen Sinn des ganzen Volkes am Rhein: man kommt eben nicht zu einer regelmässigen Alltäglichkeit« [E. 65].

ritenuto sangen: 'All die Helden, All versanken ...' so durchschauerte man ordentlich vor Wonne: das war ächte Poesie! Am 2. Tage dann der letzte Theil des Schumannschen Faust: ein himmelweiter Contrast von Händel's genialer Ruhe, aber in sich eben so ergreifend wie der Goethesche Text selber: in dieser Ausführung verstand man erst die Tiefe der unscheinbaren Worte, den ganzen Reichthum von Gefühlen im Mariencult. Mir machte namentlich das Solo des Doctor Marianus, Stockhausen: Höchste Herrscherin der Welt, mit dem ganz leisen und zarten Schluss „gnadebedürfend" einen tiefen Eindruck. Und dann welche Gedankentiefe in dem letzten Chorus mysticus „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniss", von dem ich jetzt wenigstens die ersten Worte mit ganzem Verständniss nachempfinden und mit ganzem Glauben nachsprechen kann. Dann folgte Sommer und Herbst aus Haydn's Jahreszeiten: ein einfältiger Text, aber eine hinreissende Musik voll plastischer gesunder Kraft. Unvergleichlich namentlich ist der bacchantisch jubelnde Chor bei der Weinlese, der den Schluss bildet. Am 3. Tage waren wir auf den Galerien des Domes und sahen herab auf den Wald der gothischen Bogen und darüber auf das grosse heilige Köln mit seinen zahllosen Thürmen und den vornehmen grauen Dächern« [E. 12 VI 65]. Das sind die frühsten, gewiss sehr jugendlichen Aeusserungen Rohde's über künstlerische Dinge. Man wird sie nicht ohne Theilnahme lesen; sie zeigen vor Allem, dass Rohde für musikalische Schöpfungen ein feines und lebhaftes Verständnis hatte, lange ehe er mit Fr. Nietzsche vertraut geworden war.

Die Harmlosigkeit des studentischen Treibens wurde sehr bald getrübt durch den beklagenswerthen Streit zwischen und um O. JAHN und FR. RITSCHL. Rohde hatte zunächst bei Ritschl 'lateinische Grammatik' belegt, kurz darauf auch bei Jahn 'Grundzüge der Archäologie'. Den Persönlichkeiten der Lehrer steht der Hörer kühl und mit einer bemerkenswerthen Freiheit des Urtheils gegenüber. Zu den »nachgemachten Biedermännern O. Jahn und Genossen« spürte er, trotz einer gewissen landsmannschaftlichen Sympathie, keinen rechten Zug, und vollends fehlte dem hochbetagten WELCKER die rechte

»auf das persönliche Weiterwirken unter Lebendigen gerichtete Kraft[1]«. Andrerseits fühlte sich der bei aller Leidenschaftlichkeit zurückhaltende und spröde Hamburger auch durch RITSCHLs impulsive Thüringer Art zunächst fast abgestossen; aber er wurde doch langsam innerlich erfasst und erwärmt »durch die Feuerkraft, die in diesem Ritschl lebte«. Sein Stimmungsbericht (in einem Brief an die Eltern) ist nicht nur für seine Person von Interesse. »... Dass in diesem einseitigen Vorgehen Jahn's ... [als er bei der Ablehnung eines Rufes nach Wien die Berufung Sauppes beim Ministerium durchzusetzen suchte] wenn auch nicht eine Rechtsverletzung, doch eine Verletzung der Billigkeit und des usus liegt, der um so eher von einem liberalen Manne beobachtet werden musste, als das Junkerministerium es liebt, eigenmächtig Professoren zu ernennen — das scheint mir klar, wenn auch Jahn's Anhänger, d. h. eigentlich meine sämmtlichen philologischen Bekannten, worunter fast das ganze Seminar — es leugnen. So hatte Jahn den Impuls des ganzen Streites gegeben: nun aber haben Ritschl und seine Anhänger in der Folge sich derartige Blössen gegeben, dass sie Jahn's Schuld reichlich aufgewogen haben[2]... Die Facultät ist grösstentheils für Ritschl: Sybel, Springer ... und einige Andre stehen auf Jahns Seite. Unter den Studenten sind die Philologen fast sämmtlich für Jahn, sogar mit bedeutender Parteiübertreibung. Mir scheint, dass beide Theile nicht völlig im Recht sind. Jedenfalls ist die Sache ausserordentlich fatal .., zumal ist es sicher, dass Ritschl's Abgang für Bonn ein sehr schwerer Schlag ist: wenn auch ohne Zweifel seine Blüthezeit längst vorüber ist, so thut es ihm doch keiner in seinen Specialfächern an Kenntniss, Genialität und klarer Lehrgabe gleich: im Seminar vollends soll er unübertrefflich sein. Was i c h eigentlich hier noch soll, wenn Ritschl fort ist, weiss ich nicht: ich denke mir, dass ich Ostern wohl fortgehen werde. Ins Seminar bin ich bis jetzt

[1] »Welcker steckt ganz in seinen Büchern, was für seine Bücher von Vortheil ist, denn es steckt ein ganz seltner Mensch drin.« [R. 23 XII 80.].

[2] Es folgen ein paar Seiten mit sehr drastischen Schilderungen, in denen die bei O. Ribbeck, 'F. W. Ritschl' II 357 ff. dargestellten Vorgänge z. Th. in wesentlich andre Beleuchtung gerückt werden. Vgl. dagegen die Anzeige in den Kl. Schr. II S. 459.

noch nicht gedrungen, denke aber in den nächsten Wochen meine Arbeit fertig zu machen. . . Freilich, was habe ich viel davon, wenn Ritschl fortgeht, ehe ich ordentliches Mitglied werden kann!« [E. 12 VI 65].

Nach diesen Aeusserungen kann es nicht überraschen, dass Rohde, wie W. CLEMM und FR. NIETZSCHE, zu den Getreuen gehörte, die dem freiwillig scheidenden Meister nach Leipzig folgten[1]. Der Wunsch, den unhaltbar gewordenen Beziehungen zur Burschenschaft aus dem Wege zu gehen, mag ihn in seinem Entschluss bestärkt haben.

* * *

In Leipzig ging Rohde mit aller Wucht daran, durch selbständige Kleinarbeit im Seminar und vor Allem in RITSCHL's 'Societät' sich der Forschungstechnik in seiner Wissenschaft zu versichern. Zu den Intimen in Ritschl's Hause hat er nicht gehört und ist Ritschl menschlich wohl immer fremd geblieben.

Damals traten, auf Ritschl's Anregung, seine Schüler auch im studentischen Leben zu einem freien, jede Commentreiterei und sonstigen studentischen Zopf ablehnenden 'philologischen Vereine' zusammen: lauter Namen von gutem Klang, neben Rohde R. ARNOLD, K. ANGERMANN, G. KINKEL (d. J.), O. KOHL, E. WINDISCH, E. WISSER, W. H. ROSCHER, H. ROMUNDT und vor Allem FR. NIETZSCHE[2]. Ein sicherer Instinkt schloss die beiden Ausnahmemenschen bald enger aneinander. Sie fühlten sich in der Philologenschaar, nach Rohde's Ausdruck, »wie auf einem Isolierschemel«; nur »der Problematiker« H. ROMUNDT, der dann zeitweise neben Nietzsche in Basel lebte, kam ihnen innerlich näher und besass auch in spätern Jahren Rohde's »wahre freundschaftliche Theilnahme«[3]. In der societas freilich, wie im Verein hatte nicht Rohde, sondern NIETZSCHE die Führung [W. H. Roscher]; noch in der Mitte der Siebenziger Jahre — zu einer Zeit,

[1] S. O. Ribbeck a. O. II S. 401[1].

[2] R. Weber, Gesch. d. phil. Vereins 1 f., E. Förster, Fr. Nietzsche I 232.

[3] Aus andern Kreisen ist besonders R. KLEINPAUL zu nennen, »ein trefflicher kluger Mensch, mit dem man schon Haus halten könnte« [N. 28 IV 68].

wo von einer Wirkung Nietzsche's auf breitere Massen nicht die Rede sein konnte — war ein Nachzittern der Bewegung, die von ihm ausgegangen war, in diesen Kreisen deutlich zu spüren. Die eminent psychagogische Begabung Nietzsche's bewährte sich auch hier, in den engsten Verhältnissen. Rohde hielt zwar eine Reihe anziehender Vorträge (auffallender Weise meist über Probleme der römischen Litteratur, wie Catulls Todesjahr, Apulejus, Ovids Heroiden), liebte es aber im Uebrigen, sich mit seiner Persönlichkeit „aristokratisch zurückzuhalten". „Nur einmal versetzte er uns in ein Gemisch von Schrecken und Bewunderung, als er in der Ritschl'schen Gesellschaft, wie Meister Ritschl eine von ihm in einer schriftlichen Arbeit geäusserte Behauptung zurückwies, diesen mit rücksichtsloser Energie, als wäre Ritschl ein gewöhnlicher Student, bekämpfte" [W. H. Roscher]. Die mündliche Ueberlieferung in Leipzig gab dieser Scene noch einen viel drastischeren symbolischen Abschluss. Sie ist gleich bezeichnend für den von aller Menschenfurcht freien Schüler, wie für den zu einem Waffengange unter gleichen Bedingungen stets bereiten greisen Lehrer. Rohde hatte später wohl die Empfindung, bei solchen Gelegenheiten in der Form zu weit gegangen zu sein; er klagt, dass er gerade Ritschl gegenüber »aus kleinen Verstössen ein Capital von ansehnlichem Umfang angehäuft zu haben« sich bewusst sei und »eine einmal verlorene Unbefangenheit nicht zurückzufinden vermöge« [R.]. Bei Ritschl, der selbst — zumal bei den üblichen Fuchstaufen — derb genug zuzugreifen pflegte, konnte aber von einer wirklichen »Verstimmung«, wie sie Rohde argwöhnte, keine Rede sein[1].

In der That war Fr. Ritschl für so eigenwüchsige Geister, wie das Freundespaar, der rechte Leiter, während er schwächere Naturen wohl einmal — nicht immer zu ihrem dauernden Glücke — aus der Richtung, auf die sie ihre innerste Be-

[1] Sympathisch ist Rohde als Persönlichkeit dem Lehrer freilich nicht gewesen. Vgl. den schönen Brief Ribbeck's an Ritschl 16 V 75, Nr. 173, S. 275. — Intime Einblicke gewähren vor Allem die Briefe an Nietzsche; dafür, dass Ritschl die Erstlingsschrift über Lucians Lukios nicht ohne Weiteres in's Rheinische Museum aufnahm, wittert Rohde durchaus persönliche Motive. Nietzsche ist hier durchweg der Vermittler und Ausgleicher. Vgl. unten S. 29.

gabung führte, hinausdrängen mochte. Unter dem frischen Eindruck der eben hinter ihm liegenden Lehrjahre gestand Rohde, er sei »ernsthaft überzeugt, die ganze Grundlage seiner philologischen Existenz Ritschl zu verdanken« [R. 5 XII 69]. Doch hat er, wie manche gelegentliche Aeusserung zeigt, an dieser Schulung Eins vermisst: eine wirkliche Orientierung und Führung in dem Gesammtgebiet der antiken Literatur und Kultur, die er in den gar zu skizzenhaften Collegien von G. CURTIUS (über griechische Literatur und Encyklopädie der Philologie) vergebens suchte[1]. Aber für ihn, dem eigne Gabe und Neigung nach dieser Richtung von vornherein die rechten Wege gewiesen hatte, erwuchs daraus kein fühlbarer Schaden. So hat sich seine Stimmung dem alten Lehrer gegenüber, trotz gelegentlicher Missverständnisse[2], mit den Jahren nur geklärt und gehoben[3]. Oeffentliches Zeugnis für diese Gesinnung legte er ab vor Allem in der Anzeige von Ribbeck's schöner Ritschl-Biographie (Augsburger Allg. Zeitung, Beilage 1879, 1882, = Kl. Schr. II S. 454 ff.). Die Charakteristik des »einzigen Mannes«, die er dort giebt, will nicht erschöpfend sein; sie ist ganz persönlich gefärbt; sie zeigt, was Rohde vornehmlich bei Ritschl gesucht und als Wohlthat empfunden hat: »die köstliche Gabe des gesunden Menschenverstandes und die Freiheit von schwärmerischer Dunkelheit und allen Stimmungen, die ihn seinen philologischen Aufgaben hätten entziehen können«.

---

[1] Erst nach Rohde's Zeit hat Ritschl in Leipzig wieder sein köstliches Encyklopädie-Colleg gelesen, das jedem Hörer unvergesslich sein wird. Im Uebrigen sei auf Rohde's Kl. Schr. II S. 461 hingewiesen.

[2] Eine kritische Zeit für das Verhältnis zwischen Ritschl und Rohde war das Jahr, wo Nietzsche's 'Geburt der Tragödie' erschien. Ritschls Zurückhaltung enttäuschte Rohde. Vgl. unten S. 56[1].

[3] Vgl. unten S. 29 ff. »Zu ihrer Ritschlbiographie wünsch ich Ihnen Glück« heisst es in einem Brief aus der Jenaer Zeit an Ribbeck [8 IV 78]; »mit einer so vollen, feurigen Natur sich intimst bekannt zu machen, ist sicher sehr erquickend; wie gar nichts hatte sein, wegen seines Reichthums so n a i v e s Naturell von der . . . gezierten Studiertheit solcher Leute, wie Lachmann, Haupt und ähnlicher Götter«. Rohde's Tübinger Schüler wussten davon zu erzählen, wie gern er die Gelegenheit benutzte, um seine Ueberzeugungen über den grossen Forscher und optimus magister auszusprechen in Ausdrücken, so warm und bedingungslos bewundernd, wie man sie selten aus seinem Munde hörte.

Unter solchen Anwandlungen hatten in der That die beiden jugendlichen Stürmer und Dränger schwerer zu leiden, als manche mässig begabten Leute — auch Rohde, in seiner »zu dunklen Phantasieen nur zu geneigten Natur« [R.].

Rohde hatte sich ohne Säumen in selbständige fachmässige Arbeit geworfen, wie Ritschl sie verlangte. Aber er verschloss seinen Sinn nicht gegen das bunte Leben, das ihn umgab und mit einer fast beängstigenden Fülle neuer Eindrücke und Anschauungen auf ihn eindrang.

Sein Genosse und Führer in diesem Wirrsal war der just ein Jahr ältere Fr. Nietzsche. Für beide Männer bedeuten diese Leipziger Semester den Frühling des Menschenlebens, wo der Samen ausgeworfen wird für alle Zukunft; Rohde insbesondere war sich bewusst, damals die Richtung empfangen zu haben, in der er »wohl bis ans Ende weiter rollen werde« [N. 29 VI 70].

Ein Bild dieser »unvergleichlichen Tage« blickt uns wie aus einem fleckenlosen Spiegel aus den Briefen und Aufzeichnungen des »Bruderpaares« entgegen[1]. Da führen die beiden Genossen zusammen »platonische Gespräche über alle Dinge, die einen anständigen Menschen interessiren«; sie besuchen gemeinsam Theater, Motetten und Concerte; sie wandern nach den Seminarübungen an langen Sommerabenden selbander durch's »gelobte Rosenthal« oder zum Neuen Schützenhaus, traben auf Leipziger Miethsgäulen durch die 'Linie' und wohnen schliesslich eine Zeit lang im gleichen Hause. „Viel gearbeitet in jenem banausischen Sinne haben wir nicht und trotzdem rechneten wir uns die einzelnen verlebten Tage zum Gewinn. Ich habe es bis jetzt nur dies einemal erlebt, dass eine sich bildende Freundschaft einen ethisch-philosophischen Hintergrund hatte. . . . Es gab eine ungewöhnliche Menge von Dingen, über die wir nicht zusammen klangen. Sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, verstummte die Dis-

[1] Nietzsches Briefe und Aufzeichnungen sind schon veröffentlicht oder gehn einer Publication entgegen; ausser den Briefen lag mir von Rohde's Hand ein Stoss loser Blätter vor, *Cogitata* betitelt, die frühesten datirt aus dem September 1867, die letzten aus dem August 1878: ein Niederschlag des Besten, was Rohde damals gedacht und gefühlt hat, s. den Anhang.

sonanz der Meinungen und es ertönte ein ruhiger und voller Einklang.“ [Fr. Nietzsche bei E. Förster I 243].

In solchem Verkehr wurden Gedanken und Anschauungen gewonnen, an denen beide gleichen Antheil hatten. Man muss sich das gegenwärtig halten, um gewisse Uebereinstimmungen in den Schriften beider, die bis in die stilistische Manier hineinreichen [1], richtig zu beurteilen.

Unverkennbar war aber der unendlich bewegliche, schon damals nach allen Seiten seine Fühlfäden aussendende ältere der beiden Freunde in den meisten Fällen das primum mobile, zumal auf seinen Lieblingsgebieten, Musik und Philosophie.

Das Leipzig der fünfziger und sechziger Jahre war — in ausschliesslicherer Weise als das jetzige Leipzig — eine Theater- und Musikstadt; es mag nur an die Namen Mendelssohn, R. Schumann, M. Hauptmann, N. W. Gade, Franz von Holstein, C. Reinecke, Laube und im Gegensatz zu Alledem an R. Wagner erinnert werden. Nietzsche, der noch damals gelegentlich zweifelte, ob er nicht die Philologie mit dem Musikerhandwerk vertauschen sollte, fühlte sich hier ganz in seinem Element. Er spann Beziehungen an mit Originalen vom Conservatorium (wie dem alten Wenzel), mit ausübenden Künstlern und ästhetisirenden Literaten, und warf sich eifrig auf die Composition; ein liebenswürdiges Liedchen, im Stil etwa zwischen Schumann und Robert Franz in der Mitte stehend, ist in der Nietzsche-Biographie mitgetheilt. Den Schöpfungen Richard Wagners, die auf der Leipziger Bühne tüchtige Vertreter hatten, stand Nietzsche, der damaligen Durchschnitts-Stimmung entsprechend, zunächst zurückhaltend, ja skeptisch gegenüber (E. Förster I S. 66, 250); ein völliger Umschwung trat erst ein, als er Wagner persönlich kennen lernte und sich in die Musikdramen des letzten Stils hinein-

[1] Dahin gehört z. B. das immer wieder (E. Förster II 209; Rohde Kl. Schr. II 278 Z. 6) auftauchende 'condescendiren' oder der massenhafte Gebrauch des gezierten 'als welcher', 'als wo' in den Jugendschriften, der von Schopenhauer herstammen wird. Ueber den Missbrauch der Fügung in Nietzsche's 'Geburt der Tragödie' bemerkte Rohde später [12 I 73] er brauche 'als' mit dem Relativum meistens falsch; man könne es doch nur setzen, wo es einem latein. qui mit dem Conjunctiv oder einem quippe qui entspreche; bei N. scheine das 'als' verkehrt: p. 3 Zeile 7 p. 13, 1 v. u. u. s. w.

arbeitete. In dieser Luft schlug auch bei Rohde seine »stille Liebe zur Musik« zu hellen Flammen empor. Aber mehr noch, als alle Concerte, Motetten und Opern, bot ihm der Verkehr mit dem Freunde. »Und vor Allem denke ich mit Freude zurück an die Abende, wenn du mir im Finstern Clavier vorspieltest: ich fühlte den Abstand zwischen einer productiven Natur und mir ohnmächtig wallender Halbhexe [1], aber die Seele schloss sich doch auf unter den Tönen und ging einen some what elastischeren Schritt« [2] [N. 10 IX 67]. So hat Rohde, im Verkehr mit Nietzsche, seinen Musiksinn zu nähren und steigern gewusst, ohne dass er technisch und theoretisch geschult gewesen wäre. Aber so entschieden er sich hier dem Freunde gegenüber in einer Art von Schülerverhältniss fühlte, so behauptete er dabei doch die volle Selbständigkeit seines durchaus naiven Empfindens. So scheint er sich, früher als Nietzsche, in dem beruhigenden Bewusstsein »nichts davon verstehn zu w o l l e n«, dem Zauber auch der Wagner'schen Jugendwerke hingegeben zu haben [3]. Um so williger machte er dann, obgleich er fern von Nietzsche in Kiel lebte, die entschiedene Schwenkung zum spätern Wagner mit, deren einzelne Momente wir in dem Briefwechsel verfolgen können. Diese künstlerischen »Träume« hielt Rohde noch in späten Jahren für »die besten Stunden des ganzen Lebens«; nur sei ihm nach dem Erwachen die Tagesarbeit doppelt grau und kalt erschienen.

Neben den musikalischen Allotria wurde eifrig Philosophie getrieben, obgleich Ritschl diesen Bestrebungen innerlich fremd gegenüberstand (ganz wie A. v. Gutschmid, mit dem er, nicht als Mensch, wohl aber als Gelehrter, Manches gemein hatte). Auch hier war NIETZSCHE der bestimmende. Plato und die

[1] Die Worte sind undeutlich geschrieben, es liegt aber offenbar eine Reminiscenz an die Walpurgisnacht im Faust vor, der Wortlaut ist also sicher.

[2] In demselben Briefe erbittet sich Rohde eine Composition des Freundes für eine Barytonstimme gesetzt: dann wolle er dies Carmen singen, wenn kein menschliches Ohr als seine Mutter und Schwester es höre, vor denen er zuweilen »losschnarre.«

[3] Eine charakteristische Briefprobe: »Jene Briefe aber waren rechte Lichtpunkte in jener trüben grauen Zeit, wie der freundliche Abendstern nach Wagner, in drückender Dämmerung. (NB. Die elementare Kraft jenes Abendsternliedes wurde mir auf der Reise einmal seltsam anschaulich, als ich ... im Abenddunkel in einem engen Waldthal allein wanderte und plötzlich am bleiernen Himmel jenes freundliche Licht aufleuchtete.)« [N. 4 XI 68]. Auch verschiedene Stellen der Cogitata gehören hierher.

Geschichte der antiken Philosophie gehört zu den ersten Arbeitsgebieten, die Er und mit ihm Rohde in Leipzig durchmessen hat[1]. Gleichzeitig wagten sich die Freunde an die sublimsten modernen Denker; bald debattierten sie über KANT und über SCHILLERS philosophisch-ästhetische Schriften (die auf R. bestimmend gewirkt haben), bald über FECHNER oder FR. A. LANGE[2]. Der Boden war wohl vorbereitet als ein verhängnisvoller Zufall Nietzsche die Hauptschrift SCHOPENHAUERS in die Hände spielte (E. Förster I S. 232), die auf ihn, anders als andere wissenschaftliche Bücher, in ihrer den ganzen Menschen packenden Kraft und Fülle geradezu revoltirend gewirkt hat. Mit dem bedingungslosen Enthusiasmus seiner Jünglingsjahre gab sich Nietzsche dem „düstern Genius" gefangen und verstand es, manche seiner Genossen und bis zu einem gewissen Punkte auch Rohde mitzureissen[3]. Die frühsten Tagebuchblätter wie die ältesten Briefe Rohde's an Nietzsche gestatten wohl, wenn sie auch um einige Jahre später geschrieben sind, einen Rückschluss auf jene bewegte Zeit, wo sich gewisse Grundlinien in Rohde's geistigem Antlitz dauernd eingegraben haben. Nicht nur dass die Gesammtanschauung des Buches

[1] Noch 1871 meinte Nietzsche, auf jene gemeinsamen Studien zurückblickend, Rohde und er würden einmal „die bisher so schäbige und mumienhafte Geschichte griechischer Philosophie tüchtig und innerlich erwärmen und erleuchten".

[2] Im 'griechischen Roman' benutzt Rohde gern Gedanken aus Schillers Aesthetik als Ecksteine, z. B. S. 7 f. 119. 197 (²211). Vgl. auch 'Afterphilologie' S. 11. 46. Anders der »verwandelte« Nietzsche Werke III S. 263. Kant: *Cog.* 36. Nietzsches Exemplar der Geschichte des Materialismus begleitete Rohde nach Kiel [N. 4 XI 68]; vgl. Nietzsches Gesammelte Briefe I S. 68. — Ob Rohde (und mit ihm Nietzsche) schon damals den „Einzigen und sein Eigenthum" (Kl. Schr. II S. 15, Rhein. Mus. 1894 S. 116) kennen gelernt hat? In Mode gekommen (vor Allem durch zwei Poeten, J. H. Mackay und L. Hildeck) ist das Buch ja erst seit etwa einem Jahrzehnt: aber in jenen Leipziger Kreisen wurde schon in den siebenziger Jahren lebhaft darüber verhandelt und CARL GÖRING pflegte in seiner Geschichte des Materialismus eine eingehende Darstellung und Kritik der Stirner'schen Paradoxen zu geben.

[3] Im Juni 1868 meldet Nietzsche einem Freunde mit sichtbarer Genugthuung, dass auch Rohde zu den „Verführten" gehöre, die in Schopenhauer ihr „geistiges Centrum" gefunden hätten. (P. Deussen, Erinnerungen an Fr. N. S. 50). Und Rohde schreibt in seinem ersten Briefe an Nietzsche, bei der Uebersendung von Schopenhauers Bild, dass sie es diesem »genialen Manne« verdankten, wenn sie »in allen Hauptsachen so ausnehmend harmonisch gestimmt waren«.

den tiefsten Stimmungen des jungen schwerblütigen Grüblers verwandt waren und die breite und lebendige Kenntniss des Alterthums den Philologen anheimelte[1]: auch charakteristische Einzelheiten, wie die hohe Einschätzung der Kunst, vor Allem die Apotheose der geliebten Musik, ferner die kühnen Versuche, in die dunkelsten sonst kaum befahrenen Schächte alter Religion und Kultur hinunterzudringen[2], schliesslich das freie und ehrfurchtsvolle Verhältnis Schopenhauers zum „göttlichen Plato" — alles dies erweckte bei Rohde einen sympathischen Widerhall, der Jahre lang auch aus seinen Briefen und Bekenntnissen herauszuhören ist. Auch für die prinzipielle Auffassung seiner Wissenschaft ist die Bekanntschaft mit Schopenhauer für Rohde in dieser Frühzeit bestimmend gewesen. Er fühlte sich bestärkt in seiner Abneigung gegen Politik und Geschichte, in seiner Vorliebe für eine philosophisch-ästhetische Betrachtung dieser versunkenen grossen Welt. Erst in denselben Jahren, wo sich bei ihm (in Kiel) die Vorboten einer freieren und umfassenderen geschichtlichen Auffassung melden, begann er sich vom Banne der Schopenhauerschen Aesthetik zu befreien (die 'Cogitata' gestatten diese Wandlung zu verfolgen), und allmählich wurde ihm Schopenhauer's Persönlichkeit und Philosophie ein Problem, das er in seiner Weise aus dem Geiste der Romantik heraus zu begreifen glaubte[3]. Der Schriftsteller Schopenhauer ist für Rohde immer ein Stück eigenen Lebens geblieben[4]. Rohde's Studien und

[1] In der Jugendschrift über den Ὄνος citirt R. S. 19 Anm. mit sichtbarem Behagen eine Ansicht Schopenhauers, obgleich er sie für ziemlich confus hielt [an N.]; er wollte den Namen des »Alten« in seiner Schrift sehn.

[2] Wie weit gewisse Gedanken Schopenhauers in Nietzsche's und Rohde's letzten Arbeiten fortleben, werden wir unten (Kap. X) in einem Einzelfall zu beobachten haben. Jeder philologische Leser des Philosophen wird sich überrascht fühlen durch die Lichtblicke, mit denen gelegentlich dunkle Winkel des Alterthums aufgehellt werden. Die unheimliche Theoklymenoseinlage in der Odyssee (XX) hab ich erst durch Schopenhauers Bemerkungen über die Deuteroskopie (Par. I 268) recht verstehn lernen; auch Rohde (Psyche S. 11) fasst sie in diesem Sinn auf.

[3] Dass Schopenhauer ihm verständlich geworden sei als »Philosoph der Romantik«, hat Rohde wiederholt, und schon sehr früh [s. z. B. unten S. 25] geäussert. Ich erinnere mich nicht, diese einleuchtende Formel irgendwo so klar ausgesprochen gefunden zu haben.

[4] Das spürte man gelegentlich im Gespräch wie in der Correspon-

Briefe aus der Kieler Zeit werden uns Veranlassung geben, auf diese Dinge zurückzukommen.

Schliesslich deckten sich auch die besonderen philologischen Pläne und Arbeiten der Freunde in viel weiterem Umfange, als die Andeutungen Nietzsche's (a. O. I S. 248) vermuthen lassen. Schon in jener Frühzeit beschäftigten NIETZSCHE — ganz wie Rohde nach dem Zeugnis seiner *Cogitata* — gewisse räthselhafte (von ihm jetzt Schopenhauerisch umgedeuteten) Erscheinungen der antiken Religiosität, wie der Orgiasmus und das Bedürfnis nach Sühnung und Erlösung. Von seinen Quellenuntersuchungen zu Diogenes Laertius ausgehend, plante Nietzsche eine Geschichte der litterarischen Studien im Alterthum (E. Förster I 265), und für die Frage nach der Entstehung des Romans meinte er den Schlüssel in der Tasche zu haben. Das sind einige leitende Ideen aus Nietzsche's Lehrjahren und zugleich die Hauptprobleme, mit denen Rohde gerungen hat. Wessen man sich freilich, im Einzelnen, von Nietzsche zu versehen gehabt hätte, das lässt beispielsweise die verwegene Formel für die Entstehung des Romans ahnen ('Die Geburt der Tragödie' S. 75), wonach das Vorbild des Roman's Plato gegeben hat, da der Roman „als die unendlich gesteigerte äsopische Fabel zu bezeichnen ist, in der die Poesie in einer ähnlichen Rangordnung zur dialektischen Philosophie lebt, wie viele Jahrhunderte hindurch dieselbe Philosophie zur Theologie". Gewiss steckt in dem Erzähler, der den Protagoras, das Symposion, den Rahmen des Staates geschaffen hat, das Zeug zu einem Romandichter im höchsten Sinne[2]. Aber jener wunderlich einseitige Satz

denz. Wenn R. z. B. an Ribbeck schreibt [26 VII 94] »dass Sie nicht nach Gastein müssen, ist ja jedenfalls ein Zeichen von Gesundheit und also καλὰ λίαν«, so schwebt ihm bei dem griechischen Citat nicht die Septuaginta vor, sondern das berühmte Kapitel von der Verneinung des Willens zum Leben, das jene alttestamentliche Stelle glossirt (Welt als W. und V. II, IV 68 S. 710. 713).

[2] Bemerkenswerth ist es immerhin in diesem Zusammenhange, dass der von Rohde zu tief hinabgerückte alterthümlichste griechische Roman — der des Chariton — an eine Gruppe geschichtlicher Persönlichkeiten anknüpft, die in Platons Timäus und Kritias hineinspielt. — Uebrigens mag an Nietzsche's Paradoxon eine Bemerkung Schopenhauers über Wilhelm Meister als „intellectuellen Roman" mit schuld sein, Parerga V S. 394.

Nietzsche's würde bestenfalls auf einige Romane der französischen Aufklärung oder Wieland's und Klinger's passen. Rohde hatte allen Grund, ihn einfach zu ignoriren, als er sein Buch über den griechischen Roman schrieb. Von vornherein kam es Nietzsche, wo er über das rein Handwerksmässige hinausging, nicht darauf an, einen geschichtlichen Stoff oder Ergebnisse einer entsagungsreichen, auf das 'Thatsächliche' gerichteten Forscherarbeit zur Darstellung zu bringen, sondern Sätze, die er angeregt von Aeltestem und Neuestem mehr erlebt, als gefunden hatte, mit Hilfe der 'Historie' zu bekräftigen und gewissermassen zu materialisiren. Trotzdem kann man die befruchtende und (nach einem seiner Lieblingsausdrücke) agacirende Kraft seiner Paradoxen, auch auf diesem Gebiet, gar nicht hoch genug anschlagen.

Nach einer andern Seite hin mag ROHDE der Neurer und Führer gewesen sein. In Leipzig lehrte der geistvolle Mitbegründer der modernen Völkerkunde, OSKAR PESCHEL. Wenn Rohde schon in seinem ersten Buch eine geradezu fachmännische Sicherheit und Findigkeit in der Ausnützung ethnographischer Vergleiche und Parallelen an den Tag legt, so hat sich das wohl schon in den Leipziger Anfängen vorbereitet; Nietzsche hat diese Dinge grundsätzlich acceptirt, aber sich im Einzelnen des Apparats zu bemächtigen, lag ihm stets fern, selbst als er seine, ganz in diese Richtung weisenden Gedanken zur Geschichte der moralischen Empfindungen zu fixiren suchte.

Dass Rohde ein Hörer und Schüler von Peschel gewesen wäre, lässt sich freilich nicht nachweisen. Ausser den Fachcollegien bei Ritschl und Curtius zeigt sein Leipziger Collegienbuch nur Einträge über Geschichte der Malerei und Geschichte der politischen Theorien (bei v. ZAHN und ROSCHER). Die kunstgeschichtlichen Orientirungsversuche wurden sehr bald, vor und während der italiänischen Reise, wieder aufgenommen, während von tiefergehenden politischen Interessen noch Jahre lang wenig zu merken ist.

So gingen die beiden hochstrebenden Jünglinge festen Schrittes ihre eigene Strasse; man glaubt es gern, dass sie

von den Genossen „wie zwei junge Götter“ angestaunt wurden[1]. Die letzten Tage des Sommersemesters 1867 wohnten die Freunde zusammen am Saum des damaligen Klein-Leipzig im „Italiänischen Garten“; mit dem Ferienbeginn machten sie, um ihrem gemeinsamen Treiben eine rechtschaffene Krönung zu geben, eine Fahrt in den Böhmischen und Bayrischen Wald, von der in der Nietzsche-Biographie zu lesen ist (I S. 243, 257). In Eisenach schieden sie von einander im Gefühl »tiefsten Glückes« mit dem Versprechen nicht nur durch das dünne Band der Correspondenz, sondern allem Trennenden zum Trotz durch ständige Fahrten und Unternehmungen a due ihre Gemeinsamkeit aufrecht zu halten[2]. Lange Jahre ist ihnen das gelungen. Wer in die Bekenntnisse und Briefe beider einen Blick thut, wird sich innerlich bereichert fühlen durch das rührende, ganz unmoderne Bild dieser hochgestimmten Jünglings- und Mannesfreundschaft.

Nietzsche hatte damals seine Lehrzeit schon hinter sich; er kehrte in die Heimath zurück. Rohde fühlte sich weder mit Ritschl noch mit einem der Genossen durch ein wirklich persönliches Verhältnis verbunden; so zog es ihn in die heimathliche Luft der nordischen Wasserkante: er siedelte, nach einigen stillen Wochen in Hamburg, im Herbst 1869 nach Kiel über.

* * *

In den engen Verhältnissen der kleinen Universität fiel Rohde in den Schoss, wonach die Hand auszustrecken er zu stolz oder zu befangen gewesen war.

[1] E. Förster I 243: dass der Typus des „ehrsamen Philisters“ damals im Seminar, und vollends in der Societät die Alleinherrschaft gehabt habe [W. Schmid S. 89], ist freilich eine unbegründete Annahme.

[2] „In erster und einziger Stellung Dr. Erwin Rohde, von bester und seltenster Sorte und mir in rührender Liebe treu zugethan“, so charakterisirt Nietzsche 1869 einem andern Bekannten gegenüber das Verhältnis (P. Deussen, Erinnerungen an Fr. N., S. 67). Der Briefwechsel zwischen den beiden Freunden setzt schon mit dem 10. September 1867 ein, wo Rohde von Hamburg aus Nietzsche ein Bild Schopenhauers schickte: »So hänge den Alten also auf wie ein Schiboleth der kleinen Ketzergemeinde, und denke dabei auch, wie ich Dir dadurch ein Zeichen meiner Dankbarkeit geben wollte für die herzliche Theilnahme, die Du mir querköpfigem Kerl erwiesen hast«.

Freilich, mit dem »Nestor« der Facultät, dem mythologischen »Wasserdoctor« P. W. FORCHHAMMER, wollte sich kein Verhältnis herausbilden[1], so sehr sich die Interessen beider stofflich deckten. Der junge Mann, der ganz und gar »de notre siècle« war und sein wollte, hatte nichts gemein mit dem wiedererstandenen Olaus Rudbeck. An diesem Missverhältnis hat Rohde schwer gelitten, zumal es sich bald auch in praktischen Fragen peinlich genug bemerkbar machte.

Um so förderlicher gestalteten sich die Beziehungen zu O. RIBBECK. Rohde hörte bei ihm 1867/68 die schönen Vorlesungen über die griechische Tragödie, später lateinische Syntax[2], und nahm mehrere Semester an seinen Seminarübungen theil. Die Erstlingsarbeit über Pollux beantwortet eine damals von Ribbeck gestellte Preisfrage und wurde auf seinen Antrag mit dem Schassischen Preise gekrönt[3]. Von vornherein fühlte sich Rohde durch seines Lehrers »Frische und künstlerisch-ästhetische Feinfühligkeit« angezogen; gemeinsame Freunde — der Historiker Junghans und seine Frau, Rohde's Verwandte — und fürsorgende Briefe des alten Ullrich gaben dem Verhältnis bald einen persönlichen Ton, so dass Rohde auch im Hause des Lehrers heimisch zu werden begann, in

[1] Die amüsante Vorstellung des »Peter Wilhelm als Wasserdoctor« wird in einem Brief an Nietzsche als Tema con variazioni behandelt. Die völlige Nichtigkeit dieser Theoreme blieb Rohde schon als Studenten keinen Augenblick verschleiert, während 1864 Forchhammers Hellenika von sehr achtungswerther Seite als „ein geistreiches Buch" bezeichnet wurden. In der vor kurzem erschienenen Biographie Forchhammers ist von Rohde begreiflicher Weise keine Rede.

[2] »Collegien, die man begreiflich hier in dem kleinen Nest nicht mit solcher Feierlichkeit schwänzen kann, als wir weiland in Leipzig« schreibt er an Nietzsche 29 II 68.

[3] Darauf bezieht sich der humoristische Glückwunsch NIETZSCHE's bei E. Förster a. a. O. I S. 273. Rohde antwortet 15 VIII 68: »Mit meinem Preisruhm ist's nicht weit her; in aller Welt wird eine Preisaufgabe allemal gekrönt. In Kiel hat solch ein Ereignis nur das Angenehme, dass es baare 96 Rthlr. mit sich führt.« RIBBECK nennt die Arbeit in einem Zeugnis, das er Rohde ausstellte [15 X 68], „eine schöne Probe nicht nur der Arbeitskraft und Gewandtheit . . ., sondern auch gründlicher Methode und glücklichen Scharfsinns". Dem Lehrer stellt der Schüler in gleichzeitigen Briefen eine Art Gegenzeugnis aus, das nach einigen skeptischen Bemerkungen über Ribbeck's Horazkritik in den Worten gipfelt, Ribbeck sei »auf keinen Fall jemals trivial«.

dessen Gattin er später seine »erprobteste Freundin« verehrte. Ribbeck rühmt in Briefen an Ullrich Rohdes Arbeitskraft und die geistige Feinheit, die er im Gespräch an den Tag lege: „Rohde verspricht wirklich Bedeutendes zu leisten", schreibt er im Frühjahr 1868, „seine Arbeiten haben einen leichten glücklichen Wurf und er hat offenbar Erfindung" [12 IV 68]. So hat doch erst RIBBECK Rohde wirklich 'entdeckt'. In ihm gewann Rohde einen Ersatz für den Meister, wie für den Genossen: einen ideenreichen, seine weitausholenden Studien mit offenem Sinne würdigenden Lehrer und ein gleichgestimmtes »wirklich treues Freundesgemüth« [N. 12 VII. 72]. Das schöne Verhältnis hat, durch gelegentliche Meinungsverschiedenheiten wohl einmal auf die Probe gestellt, aber nie gestört, fortbestanden bis zu dem fast gleichzeitigen Tode der beiden Trefflichen.

Von den übrigen Kieler Docenten ist an erster und einziger Stelle ALFRED VON GUTSCHMID zu nennen: »ein kleiner blasser Mann mit einem gewaltigen Schnauzbart, persönlich, wie alle Sachsen, sehr zuvorkommend, innerlich wie mir scheint fein organisirt . . . .; eine ähnliche Gelehrsamkeit habe ich mein Lebtag nicht gesehen.« Rohde hat 1867/68 und 1868 sämmtliche Vorlesungen und Uebungen Gutschmid's besucht (Griechisch-römische Geschichte seit Pyrrhus, Historiographie, Xenophon's Athenerstaat, historische Uebungen); wenn er sehr bald die Quellenkritik antiker Schriftsteller mit fachmännischer Sicherheit angreifen und in der Analyse der chronologischen Systeme selbst als Bahnbrecher auftreten konnte, so erkennt man unschwer die Schule des scharfsinnigen Zergliederers der geschichtlichen Ueberlieferung, dem Rohde später auch als College und Freund nahegestanden hat. Diese historischen »Allotria« bei Gutschmid waren aber auch der erste Schritt auf dem Wege, der Rohde später zu einer vertieften geschichtlichen Auffassung seiner Wissenschaft führte. In einem Brief an Nietzsche, wo er von der »historischen Gesellschaft bei Gutschmid« spricht, spöttelt er zwar, auf alte, von Nietzsche später formulierte Lieblingsmeinungen hindeutend: »nun bitte ich Einen, ich und Historie!« Aber gerade dadurch verräth er, dass er sich der principiellen Bedeutung dieser Wendung doch schon damals bewusst war.

Ausserdem hat Rohde nur bei dem Germanisten K. WEINHOLD Vorlesungen über deutsche Litteraturgeschichte gehört. Er wollte sich die Möglichkeit des σχολάζειν καλῶς erhalten. Nun bot ihm Kiel »kein Theater, so gut wie keine Musik«; unter den Philologen fand er »nicht Einen, der ihn im Geringsten anzöge«[1]: damit sah er sich dann ganz und gar auf sich selbst angewiesen und führte monatelang ein wahres Einsiedlerleben. So wurden in verhältnismässig kurzer Zeit die Quellenforschungen zu Pollux abgeschlossen, unter des Freundes Theilnahme, »meliorisirt« und in die endgiltige Form gebracht [N. 15 VIII 68], und zugleich gewann ein alter Leipziger Gedanke, die Klarlegung des Verhältnisses zwischen Lucian's Lukios und Apulejus, eine einleuchtende, zur Ausführung geeignete Gestalt. Daneben kündigen sich an allen Ecken und Enden die Ansätze und Keime zu neuen Arbeiten an; so enthält ein Brief an den Freund [20 XII 68] Bemerkungen über den Stammbaum Homers und Hesiod's die sich erst in den Studien zur Chronologie der Litteraturgeschichte (kl. Schr. I. 1 ff.) recht entfaltet haben. Versagte der Reiz und die Kraft zu solcher Arbeit, spann sich R. ein in seine »Phantasien- und Gedankenträume«[2], im stillen Verkehr mit seinem »Dämon« und mit einer aus allen Windrichtungen citirten Gesellschaft von schwarzen und weissen litterarischen Geistern; den besten Theil seiner staunenswerthen, schon in der Lucianstudie bemerkbaren Belesenheit hat er sich damals angeeignet. Da erscheint LEOPARDI, BYRON, KLEIST oder ARIOSTO neben den Veden und dem Pantschatantra; neben einem zweifelhaften Pariser Roman von HANS HOPFEN, der ihm bei seinen Reiseplänen als Pariser Milieuschilderung willkommen ist [N. 28 IV 68], liegen die Briefe von LENZ und ein Buch, das ihn tiefer ergreift, JUNG

[1] »Ich war, durch nicht grade beglückende Naturanlage, immer paucorum hominum: hier werde ich fast nullius hominis« [N. 29 II 68]. Verkehrt hat er gelegentlich mit seinem Landsmann RICHARD, dessen er auch in den Briefen an Ribbeck wiederholt gedenkt, ausserdem mit dem 'Holsaten' G. ANDRESEN, einem alten Bekannten (»er ist ein trefflicher Philologe, aber, scheint mir, . . . von jener philosophischen Verwunderung . . . ganz frei; ein vollständiges Complement zu Romundt«: N. 11 V 68.)

[2] Die *Cogitata* (s. oben S. 14[1]) werden sichtlich reicher und reifer in der Kieler Einsamkeit.

STILLINGS Selbstbiographie[1]. Die immer wieder aufgenommene Beschäftigung mit dem »geliebten« LESSING lässt deutliche Spuren in der stilistischen Manier seiner Aufzeichnungen zurück (s. *Cog.* 1. 2). Selbst wie die Zeit der Promotionsprüfung naht, findet er sich veranlasst, sich durch »eine Art litterarischer Henkersmahlzeit« zu stärken. »Einstweilen habe ich mich«, schreibt er an den Freund, »ein wenig in die Romantiker vertieft; wobei ich dann namentlich observirt habe, dass in Schopenhauer's Lehre eine reine, von pfäffischen Quarzen gereinigte Krystallisation der Bestrebung dieser seiner Jugendzeit zu erkennen ist. . . . Ich verkenne gar nicht alle ihre Krankhaftigkeiten, ihr nur 'passives Talent', ihre Unfähigkeit, von musikalischem verschwimmenden Reiz zur Bildung frei wandelnder Gestalten zu gelangen. Aber was mir sympathisch entgegenschlug, ist ihre starke Aversion vor allem Trivialen. . . .« Mit lebhaftem Widerwillen wird in solcher Stimmung der Romane GUSTAV FREYTAGS gedacht, vor allem der 'verlorenen Handschrift': »wohlpräparirtes Skelett eines Musterfrosches: der gräuliche Professor in der verlorenen Hs.« [N. 3 I 69]. Den alten Freunden SCHOPENHAUER und R. WAGNER tritt, zum ersten Male in diesem Kreise, ein französischer Aufklärer und Skeptiker, LA ROCHEFOUCAULD entgegen. Rohde ist dabei freilich päpstlicher als der Papst, und urtheilt über das „unsterbliche Büchlein" viel verdriesslicher als sein Meister, der ihn offenbar darauf geführt hatte (Schopenhauer Parerga § 127). »Er [La Rochefoucauld] kitzelt nur den Witz mit den tausend, stets pikant garnirten Wendungen der Einen Behauptung, dass der Egoismus Alles bestimme. Auch das Mitleid sogar: und hier fasst man den schwachen Punkt des Mannes. Wie die im jüdischen Theismus . . . befangene Mehrzahl kennt auch er zwischen den Individuen keinen andern Zusammenhang, als den die Drähte der Puppen

[1] »Im Anfang so weit Goethes Einfluss reicht von kindlicher Lieblichkeit, im Grunde furchtbar arrogant, unchristlich mal ganz entschieden, weil, von äusserst egoistischem Optimismus ganz imprägnirt« [N. 11 V 68]. Fr. Nietzsche zählte später (1879) „das erste Buch von Jung-Stillings Lebensgeschichte" zu den wenigen Prosaschriften, die es verdienten „wieder und wieder gelesen zu werden". (Der Wanderer 109 = Werke III S. 257.)

in der Hand des Alten da oben finden. . . Da ist denn freilich die Möglichkeit jeder auf die Einheit des Alls basirten Empfindung unerklärlich . .« [N. 24 XI 68]. Rohde ahnte nicht, dass dies der Rocken war, von dem dereinst gerade Nietzsche seine gleissenden Gedankenfäden spinnen würde. — Tiefer war der Eindruck, den er aus einem wiederholten Studium von LANGEs Geschichte des Materialismus mitnahm. »Ganz gewiss hat er Recht, mit Kants Entdeckung von der Subjectivität der Anschauungsformen so bitter Ernst zu machen, und wenn er Recht hat, ist es dann nicht ganz in der Ordnung, dass ein Jeder sich eine Weltanschauung wähle, die ihm, d. h. seinem ethischen Bedürfnis, als seinem eigentlichen Wesen, genüge? . . . So ist mir auch durch die wachsende Ueberzeugung von der subjectiven Phantastik aller Speculation die Schopenhauer'sche Lehre durchaus nicht im Werthe gesunken . . .« [N. 4 XI 68]. Leise kündigt sich hier doch schon die Lockerung des auf den Freunden ruhenden Bannes an; der befreiende Gedanke, dass Schopenhauer's Metaphysik im Grunde nur eine Dichtung sei und in dieselbe Sphäre gehöre, wie die »Träume der Romantik« oder Fechners, taucht noch wiederholt auf in diesem philologisch-philosophischen Briefrondo (s. *Cog.* 23. 25). Da fällt just in dieser kritischen Zeit schwer in die Wagschaale Schopenhauers die Bekanntschaft mit R. WAGNER dem Schriftsteller: »Wahrlich, schon der Gedanke einer, gleichsam die ganze Welt, Willen und Intellekt, in reinerem Bilde darstellenden Kunst, ist eine ganz grossartige Conception, und dazu doch kein reines unerreichbares Hirngespinst« [N. 3 XII 68]. So bleibt die Tönung des Denkens und Darstellens im Ganzen auch bei Rohde noch lange die alte. Aber im Einzelnen frappirt manche entschieden selbständige Beobachtung; zumal auf den einsamen Wanderungen durch die stille Landschaft, deren Bild traulich in seine Bekenntnisse hineinblickt, gingen Rohde's Gedanken ihre eignen Wege und liessen sich wohl auch einmal auf jene problematischen Gebiete hinüberlocken, die seinem Freunde später zur Heimath wurden. In einem Briefe an Nietzsche stellt R. kaltblütig die Frage, worin denn eigentlich der Grund liege, dass einen Menschen zu erschlagen eine ganz unbezweifelbare Sünde

sei, und die ersten Blätter der *Cogitata* beschäftigen sich mit der peinlichen Lage eines »innerlich frei gewordenen Theologen«. Vor allem ist es der Briefwechsel mit dem Freunde, worin er, neben allerlei »sandigen« philologischen Debatten, seine kühnsten Stimmungen und Phantasien ausströmt. Dabei ist er Nietzsche gegenüber von einer Hingebung und, man möchte fast sagen: Demuth, die gerade bei ihm befremden könnte. Aber er deutet es mehr als einmal an, weshalb er vor dem Freunde, als vor der reicheren Natur, sich beugen zu müssen meinte: er spürt an ihm die mächtig pulsierende productive Ader des Künstlers, die er bei seiner »philologischen Geschäftigkeit« in sich kaum noch schlagen fühlt. Und so munter und erfolgreich er sich in dem Element seiner Untersuchungsarbeiten bewegt, so kommen doch Stunden, wo ihm Alles schaal erscheint und wo er ausschaut nach einer »würdigen, einer wahrhaften Gestaltung fähigen Aufgabe.« Der erste ungeformte Keim des griechischen Romans mag schon damals entstanden sein.

Unterbrochen wurde dies stete stille Schaffen und Grübeln nur durch die Ferienreisen nach Hamburg (wo freilich die Gedankenräder bald wieder ihren alten ruhelosen Gang gingen) und durch eine dem Genius THORWALDSENs geltende Pfingstfahrt nach Kopenhagen[1]. Nur einmal, im Oktober und November 1868, musste eine Generalpause gemacht werden: Rohde war, wie er seinen Freunden klagt, von einem bösartigen »gastrisch-nervösen Fieber« ergriffen, das ihn »am Tage mit jener eignen fieberhaften Unruhe und in den Nächten mit totaler Schlaflosigkeit grausam quälte« [R. 13 X 68; N. 4 XII 68]. Man wird in dieser, wohl durch die äusserste Anspannung aller Kräfte heraufbeschwornen Erkrankung das Vorspiel späterer Leiden erblicken dürfen. Eine mehrwöchige Kur in der Heilanstalt Reinbeck (im Lauenburgischen) »mitten in schönen

[1] »Vorzugsweise betete ich Thorwaldsen's unvergleichlichen Genius an: die Empfindung von der unerreichbaren Grösse dieses Mannes ist mir ein wichtiger Zuwachs. . . Sodann aber habe ich auch die ganze Art der Stadt und des Volkes recht objektiv auf mich wirken lassen« [N. 17 VI 68].

Wäldern« führte »Schlaf und Gesundheit« allmählich wieder zurück. Aber an Weiterarbeiten war vorläufig nicht zu denken. So musste denn der Studienabschluss wie die Ausführung eines lange stillgehegten Reiseplans aufs Frühjahr verschoben werden.

Schon seit Jahresfrist nämlich hatten sich die Freunde an dem Gedanken erbaut und aufgerichtet, nach der Erledigung der Promotion nach Paris zu ziehn und dort eine Art akademischen Nachsommer, »den wahren Rosensommer unsres Lebens«, gemeinsam durchzukosten. »Dann soll es dort eine Existenz geben, die sich in eitel triumphirendem Tanzschritt bewegt! . . . Wir wohnen im achten Stock, geben täglich wegen mangelnder Subsistenzmittel einige Stunden . . . und im übrigen l e b e n wir, d. h. saugen mit allen Organen ein was Gutes und Wissenswerthes in den Museen, Bibliotheken und namentlich im Leben sich uns darbietet« [N. 28 IV 68]. Schliesslich wurde das Frühjahr 1869 als Reisetermin festgesetzt. Da erhielt NIETZSCHE, noch ehe er seine Promotion erledigt hatte, im Januar 1869 einen Ruf an das Pädagogium und die Universität in Basel[1], »ein ganz beispielloses Glück, mit beiden Händen festzuhalten«. So lösten sich, zu schmerzlicher Enttäuschung Rohdes, die so lange und liebevoll gebauten Luftschlösser der Pariser Reise »in flatternde Wolken auf« [N. 17 I 59]. »Ich beneide nicht Dir die Basler, aber Dich den Baslern; denn was mir das gemeinsame Leben mit Dir gewesen ist — und gewesen sein würde: das kann ich mehr fühlen als ausdrücken. Das Reinste und auf alle Dauer Erquickendste, ein Wohlgefühl, für das ich Dir zu tiefstem Danke verpflichtet bin« [N. 15 II 69].

[1] Der Gedanke, Nietzsche zu berufen, ist von dem Baseler Professor VISCHER ausgegangen; als die A n f r a g e, ob er N. empfehlen könne, an RITSCHL gerichtet wurde, hätte er der Philister sein müssen, der er nicht war, um seinen Correspondenten kopfscheu zu machen. Nietzsche wie Rohde haben den Basler Ruf stets als ein »Göttergeschenk« betrachtet, und Ueberarbeitung im Amt war es nicht, was Nietzsche's Gesundheit untergraben hat. Dass solche Dinge wie die Berufung des Studenten Nietzsche zum Professor oder die Ernennung des Litteraten Gottfried Keller zum Stadtschreiber in ihr möglich sind, darauf kann die Schweiz stolz sein.

III.

Erstlingsschriften. Die Reise in Italien und ihr Ertrag.
(1869. 1870.)

Das erste ausgereifte Erträgnis der Lehrzeit war die schon in Leipzig entworfene, in den ersten Kieler Semestern vollendete Untersuchung 'über Lucians Lukios und sein Verhältnis zu Lucius von Patrae und den Metamorphosen des Apulejus.' RITSCHL hatte sie für das Rheinische Museum nicht ohne Weiteres angenommen, sondern mit Rücksicht auf eine gleichzeitig erschienene Doctorschrift eine Revision verlangt; Rohde fand die Forderung unbillig, zog das Manuscript zurück und gab es, nachdem er durch NIETZSCHEs Vermittlung einen Verleger gefunden hatte, 1868 noch als Student in den Druck. Das ganze Vorgehn ist für seine stolze und tapfre, aber auch leidenschaftliche und leicht verletzbare Art bezeichnend[1].

[1] Die Arbeit war für Rohde von vornherein ein wahres Schmerzenskind. Er hatte sie schon Frühjahr 1868 ziemlich in's Reine gebracht, da sich die 'Societätsmitglieder' mit dem Plane trugen, ihrem Lehrer eine satura Ritscheliana oder symbola Lipsiensis zu stiften. Schliesslich blieb nur eine tetras Lipsiensis von den 'Symbolisten' über »woraus die Welt eben nur schliessen würde, dass Vater Ritschls philologische Lendenkraft erloschen sei« [N. 11 V 68]. So zerschlug sich »der ganze schöne Plan«. Nietzsche, auch bei diesen Dingen der Mittelpunkt des Kreises, meldete die Arbeit, die er im Manuscript durchgesehen hatte, nunmehr mit Rohde's Zustimmung bei der Redaktion des Rheinischen Museums an. R. sandte die Arbeit ein, in ziemlich resignirter Stimmung, »da offenbar noch eine Anzahl edler Zuchthengste und Schulpferde . . . vorher vorgeführt zu werden verlangen: vielleicht wird sich auch der neu engagierte Clown Lucian mit seinem bekannten bissigen Mops produciren« [N. 17 VI 68]. Er dachte sehr bescheiden von seiner Arbeit: »Ich bin, was selbst in solchen wenig persönlichen Dingen doch von wesentlichem Einfluss ist, an 'Glückseligkeit des Herzens' um mit Lenz zu reden, die Zeit her recht arm gewesen; ich kam mir recht sandig vor,

Eine gewisse Umständlichkeit in Nebendingen mag den Anfänger verrathen (bei dem man sie kaum missen möchte), aber sie beeinträchtigt in keiner Weise die erfreuliche Wirkung der, nach NIETZCHEs Meinung 'musterhaften' kleinen Schrift, in der ein bis dahin nur flüchtig und unklar umredetes Litteraturproblem vor Allem auf eine scharfe Formel gebracht wird. Im Gegensatz zur herrschenden Meinung sucht R. darzuthun, dass Lucian eine in gläubigem Ton berichtete Wundererzählung parodirt habe, und dass diese »in's Heitre und Spöttische gewandte Darstellung« von Apulejus zu seinem episodenreichen Roman ausgeweitet und schliesslich in den alten Sinn zurückgedeutet sei. Das wunderlich Zwiespältige in Ton und Haltung des berühmten lateinischen Werkes erklärt sich durch diese Hypothese vorzüglich, und Rohde hat immer daran festgehalten (Rh. Mus. L 91 ff. Kl. Schr. II 69), während gerade gegen diesen Kernpunkt später Zweifel laut wurden (W. SCHMID, Philol. L 314). Dem Glauben an die 'Echtheit', d. h. den Lucianischen Ursprung der Schrift hat Rohde später entsagt[1], und darüber, dass an diesem Punkte das Gebiet des Problematischen beginne, war er sich schon 1868 völlig klar. Der beiläufig ausgesprochene Satz, die Frage nach dem Autor des Ὄνος lasse diejenige nach seinem Verhältnisse zu den Metamorphosen des Lucius gänzlich unberührt (S. 30), war völlig ernst gemeint; Nietzsche gegenüber betont R. das nachdrücklich[2]. So hat er von vornherein die Abstufungen der

und so wird auch das opusculum ein wenig ledern geworden sein«. Aber als die Redaction eine Umarbeitung verlangte (Ritschl hatte vor Allem die Berücksichtigung einer ziemlich werthlosen später im Anhang S. 38 abgethanen Dissertation empfohlen), verstimmte das Rohde doch gewaltig; er argwöhnte persönliches Uebelwollen und zog die Schrift zurück. NIETZSCHE wusste den ihm persönlich bekannten Dr. ENGELMANN zur Annahme zu bestimmen, der sich als ein »unbegreiflich nobler Verleger entpuppte« [N. 17 I 69]. Vgl. P. Deussen, Erinnerungen an Fr. N. S. 49. Rohde an Nietzsche 11 V, 5 XI, 14 XI, 24 XI, 2 XII 68; an Ribbeck 5 XII 69. RITSCHL gegenüber blieb bei Rohde ein Rest von Verstimmung lange zurück.

[1] Vor allem auf Grund einer skeptischeren Schätzung der Handschriften, deren Classificierung er schon in einem Anhang jener Erstlingsschrift gefördert hatte.

[2] » . . . selbst wenn Luc. nicht der Autor wäre, könnte meine Ansicht richtig sein, denn Spassvögel gab's eben ausser L. noch. Aber frei-

Wahrscheinlichkeit zutreffend abgeschätzt. Auch eine kleine Schwäche in der Anlage der Arbeit, eine »verkehrte Vorausnahme des eigentlichen Geheimnisses« durch einige Urtheile und Andeutungen, empfand er und gab er dem, die Forderungen der Schriftstellertechnik Ritschl's vertretenden Freunde zu, ohne sich deswegen zu einem Umbau des Ganzen zu verstehn. Bemerkenswerth ist es, dass Rohde schon in dieser Erstlingsarbeit über den Horizont der klassischen Literaturen vielfach hinausblickt; grundsätzlich hat er seinen Standpunkt hier schon ebenso hoch genommen, wie im 'Roman' oder in dem Vortrag über die Novelle.

Das rechte philologische Gesellenstück Rohdes sind die gleichfalls bei Engelmann 1869 erschienenen Quellenuntersuchungen zu den theatergeschichtlichen Abschnitten eines antiken Reallexikons (de Julii Pollucis in apparatu scaenico enarrando fontibus), von denen schon (oben S. 23) die Rede gewesen ist. Die Formulirung der Frage (die Rohde später zu eng abgegrenzt erschien) rührt von RIBBECK her; bei der endgiltigen Gestaltung des Schriftchens gab NIETZSCHE einige gern benutzte Rathschläge. Für Rohde hatte die Arbeit besonders die Bedeutung, dass er sich bewusst wurde, »zu dieser Art von Quellenuntersuchungen Trieb und Geschick zu haben«. In der That haben sich die Hauptergebnisse — vor allem die nur angedeutete Ansicht von der centralen Stellung des grossen Philologen Aristophanes von Byzanz — gegenüber den neueren Funden im Ganzen als stichhaltig erwiesen. Was aber die Arbeit über das Durchschnittsmass solcher specimina eruditionis entschieden hinaushebt, das ist der freie Blick, mit dem der kaum Vierundzwanzigjährige auch die weiter abliegenden sachlichen Fragen in's Auge fasst; erst die Tübinger Scenica haben den Bau nach dieser Seite hin ergänzend weitergeführt. Der Anhang über die Quellen der medicinisch-anthropologischen Abschnitte verräth eine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit der medicinischen Litteratur; das Material

---

lich ist das ganze Verfahren bei Lucian unendlich glaublicher. Das sage ich aber auch gleich darauf. Bei völliger Umkalfaterung würde ich all dies mildern« [N. 11 V 68.]

war auch hier reich und solide genug, um später von anderer Hand (von E. Zarncke) weiter gesponnen zu werden [1].

Auf Grund dieser Arbeit wurde Rohde am 9. März 1869 mit Auszeichnung promovirt; gleichzeitig erwarb er nach damaligem Kieler Brauche durch eine Probevorlesung ein Anrecht auf die venia legendi [2]. Der »collegialen« Art, in der ihm seine Lehrer entgegengetreten seien, gedenkt er dankbar in seinen Briefen; trotzdem fühlt er sich ihnen gegenüber bei aller »Freundschaftlichkeit« des Verkehrs im Tiefsten »fern und fremd: χάσμα μέγ' ἐστήρικται« [3]. Praktische Dinge konnte man aber auch über diese Kluft weg ganz behaglich verhandeln. Die Reisedispositionen und der Operationsplan für die Bibliotheksarbeiten wurden nochmals mit RIBBECK durchgesprochen. Auch GUTSCHMID (bei dem Rohde damals FR. RÜHL kennen lernte) gab zweckmässige Directiven; so veranlasste er den jungen Entdeckungsreisenden, eine florentinische Josephushandschrift in sein Arbeitsprogramm aufzunehmen [4]. Nachdem er so »acht Tage auf seine Promotion verschwendet hatte«,

[1] Der Druck wurde 1869 in Italien zu Ende geführt; die Addenda sind datirt von Florenz 17 IX 69.

[2] Rohde wollte sich erst gleichzeitig auch dem Staatsexamen unterziehen, »als welchen Lindwurm der Holste meistens zugleich mit seinem jüngern und weniger giftigen Bruder, dem Doctorexamen, zu erlegen pflegt« [N. 28 IV 68]. Er hatte ernsthafte Zweifel, ob er überhaupt zum Akademiker berufen sei [N. 28 IV 68]. Erst auf Nietzsche's Zureden wandten sich seine Gedanken allmählich mit voller Bestimmtheit zur Universität, und nun entschloss er sich, »jene widerliche peinliche Befragung abzuwerfen«. »Da ich . . . eine Schulstellung höchstens als 'Kohlenstation' betrachtete, so wäre eine scheussliche Halbheit herausgekommen« [N. 17 I 69]. — Nach dem Diplom wurde unter dem Decanat des Germanisten Th. Möbius, in . . Ervinum Rohde . . . exhibita dissertatione . . . specimine eruditionis et acuminis egregio examine legitimo praelectione publica disputatione inaugurali magna cum laude perfunctum . . die IX. mensis Martii anni MDCCCLXIX die Doctorwürde übertragen.

[3] Das charakteristische Citat wird in den noch ganz Schopenhauerisch gestimmten Briefen und Aufzeichnungen aus diesen Jahren wiederholt gebraucht; es ist (mit späterer Hand) auch auf das Abgangszeugnis vom Johanneum eingetragen.

[4] Dieser Laurentianus erwies sich als Archetypus der erhaltnen griechischen Handschriften. GUTSCHMID entwarf 1868/69 seine Vorlesungen über Josephus, vgl. Fr. Rühl zu Gutschmid's Kleinen Schriften IV S. 336. II S. 89.

eilte der neue Doctor nach Hamburg zurück, um die letzten Vorbereitungen zu der lang geplanten Fahrt vorzunehmen »mit seltsam gemischten Empfindungen«: aus der Pariser Bohême an der Seite Nietzsche's war die normale Studienreise nach Italien geworden. »Unsre Pariser Träume werden mir nicht ersetzt, aber ich hoffe doch mannigfachen Genuss und Förderung. Ich habe Goethe's Italiänische Reise wieder gelesen und daran gemessen, dass ich doch seit dem letzten Mal, da ich sie las, um Haupteslänge gewachsen bin. Es ist freilich, wie er von einem Herderschen Buch sagt, keine Speise, sondern ein köstlich Gefäss, in das ein Jeder legen mag, was er selbst mitbringt. Und nun empfand ich das Göttergleiche des Mannes in seiner Fähigkeit nur zu schauen, ohne Begriffsgrauheit, wie ein stärkendes Bad« [N. 16 III 69]. So zog Rohde, Ende März 1869, von Ribbeck mit Empfehlungsbriefen an italiänische Freunde versehn, nach dem Süden[1].

Die erste Hauptstation war Zürich, wo er im Auftrag der Mutter mit seinem am Polytechnicum studirenden jüngern Bruder zu verhandeln hatte. Dann ging es nach München — seitdem ein Lieblingsziel seiner Wünsche und Reisepläne — und über den Brenner nach Verona. Die alte Catullstadt war es, »wo zum ersten Mal das italiänische Leben in seiner fröhlichen Buntheit und dies italiänische Sonnenlicht, das auch Trümmer und Lumpen golden verklärt, den erstaunten Blicken sich aufthaten«. Wie so mancher Nordländer hat Rohde seitdem eigentlich immer ein stilles Heimweh nach dem Süden, eine »förmliche italiänische Nostalgie« [N. 22 III 71] mit sich herumgetragen. In Florenz, wo er sich mit einem alten Leipziger Bekannten, W. H. Roscher, zusammenfand, machte er in ein paar stillen Wochen die ersten Versuche, sich der altitaliänischen Kunst zu nähern; »namentlich an der jungfräulichen Reinheit des Fra Angelico« hatte er seine Freude. Am 18. April traf er in Rom ein und fand bei W. Helbig, dem ihn Ribbeck empfohlen hatte, freundliche Aufnahme. Die ersten Wochen vergingen, wie sie zu vergehn pflegen: »mit ange-

[1] Eine Reiseunterstützung aus dem Fonds einer Hamburger Stiftung, auf die Ullrich seinen Schützling hinwies, brachte eine willkommne Zubusse zum Viaticum.

strengter Abarbeitung des geradezu endlosen Materials der Besichtigung«; eine Erholung war eine »herrliche Reise«, die Rohde und Roscher unter Helbig's Führung in Etrurien (Corneto, Montefiascone, Viterbo) unternahmen [M. 24 V 69]. Dann wurde Ernst gemacht mit der »Alltagsexistenz«, die aber bald genug noch einmal durch eine Wanderung ins Sabinergebirge unterbrochen wurde. »Stelle dir vor, dass wir zwei Beide neben einander durch dies schöne Land trabten, im Gebirge umher streiften, des Abends, etwa in Olevano, hoch auf dem Berge, unter uns das kleine graue verwitterte Städtchen und vor uns den weiten Kranz zackiger Berge und die weite bunte Ebene, auf dem Altan des Gasthauses sässen, das Gold der sinkenden Sonne schlürften in friedlichen Gesprächen, oder in stummem Einverständniss die Seele heimliche Weisen singen liessen. Das waren so meine Wünsche, als ich kürzlich eine vierttägige Tour durch das Sabinergebirge machte . . .« [N. 1 VI 69]. Beim Eintritt des Sommers rettete man sich, wie üblich nach Neapel und Sorrent: von dort wurden förderliche (in manchen Capiteln des 'gr. Romans' nachklingende) Ausflüge in die Vesuvstädte gemacht (mit den neu gewonnenen Freunden Dilthey und Matz) und kühnere Vorstösse bis nach Sicilien hinab unternommen[1]. Im Juni und Juli versiegen die Briefe nahezu völlig. »Es ist in diesem heissen Lande der Lazza- und Maccaroni eine Kraft des Faulmachens, die einen förmlich lähmt. In Neapel nun gar war man nach überstandener Bibliotheksaskese froh, endlich in ein kühles Zimmer sich retten . . . und 'schalkhaft und bescheiden' die Augen zum üblichen Nachmittagsschlafe zudrücken zu können. Endlich hat solch eine schweifende Existenz . . das Eigne, dass sie, in der Wirrnis . . von aussen kommender Bilder, dem Menschen keine Ruhe zu abgeschlossenem Nachdenken lässt: man empfindet schliesslich diese Uebermacht des immer neu sich Andrängenden fast wie eine Ueberwältigung der Persönlichkeit. Erst in der Erinnerung wird man der grossen Bereicherung inne . . .« [N. 29 VIII 69]. Im September ging es zurück nach Florenz in die Casa Nardini[2], zur »Sklavenarbeit« auf der Laurentiana; doch

[1] E. Förster-N. II S. 11; Briefe R. 26 IX ff. M. 23 VI. 16 VII. 20 VIII 69.

[2] Noch in späten Jahren erzählte Rohde gern allerlei Schnurren von

spannen sich auch mancherlei neue Bekanntschaften an, z. B. mit LUDMILLA ASSING und ihrem Kreis. »Ich lebte ein wahres Tragelaphenleben: am Vormittag höchst mechanische Bibliotheksbüffelei ..., am Nachmittag ein Bummel am Arno entlang, oder nach Bello Sguardo hinauf, am liebsten allein, in seltsame Phantasmen vertieft . . Nun kam das fidele Ende, ein ganz sybaritisches Mahl, in Gemeinschaft einiger, in diesem Punkt . . Gleichstrebenden. Im Grunde war es eine thörichte Existenz, die mich namentlich zu einer rechten Vertiefung in die zahlreichen Reste jener herrlichen Florentiner Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts (das 16. zieht mich nicht mehr an) wenig kommen liess. Auf dem Rückwege war ich in Perugia und Assisi kurze Zeit, aber lange genug um der Phantasie das lebendige Bild des örtlichen Hintergrundes jener mir so sympathischen Kunstübung des 15. Jahrh. einzuprägen« [N. 5 XI 69]. Am 23. Oktober ging Rohde mit einem wahren Heimathsgefühl, wieder in Rom »via della stamperia 17 ultimo piano« vor Anker: um dann »in einem nasskalten italiänischen Winter eine ganz nordische Bücher- und allenfalls Kneipenexistenz zu führen« [R.]. Aber die »grauen Monate« wurden bewegter und reicher, als er zu hoffen gewagt hatte. Die künstlerischen Eindrücke des Sommers bekamen jetzt erst rechte Triebkraft und verlangten Verbindung und geschichtliche Ergänzung, und auch das römische Gesellschaftsleben (in dem ihm wieder W. HELBIG ein willkommener Führer war) brachte Lockungen, von denen er sich »nichts hatte träumen lassen« ; seltsam stimmungsvolle Briefe an die Freunde erzählen von diesen Gesichten und Erlebnissen [N. 15 II 70. R. 25. II 79]. Daneben beutete Rohde alle Möglichkeiten, zu sehn und zu beobachten, wie sie die Zeit des Concils darbot, stärker aus, als die meisten deutschen Philologen[1]; vom Geist der mittelalterlichen Scholastik einen lebendigen Hauch zu spüren, war für ihn ein Erlebnis[2]. In diesem zerstreuenden Treiben,

seinem Florentiner hospes; so habe er einem Freunde gegenüber seine Genugthuung darüber geäussert, dass der signore tedesco wiederkommen wolle mit dem sonderbaren Namen, dem Namen del re che a ammazzato i bambini.

[1] Nach dem Urteil und den Erinnerungen FRANZ RÜHLS. Vgl. auch Nietzsche, Briefe I S. 93. Rohde an die Mutter 19 XII 69.

[2] Er erzählte gern von den Disputationen in der Sapienza mit ihrem

kamen aber auch die besondern Pflichten und Neigungen zu ihrem Rechte; es wurden sehr ernsthafte geschichtliche und kunstgeschichtliche Studien betrieben, und es gab stille Stunden, wo sich Rohde ganz in seine alten philosophischen Grübeleien versenkte oder zwischen seinen vier Wänden einen scharfen Waffengang mit dem eben auftauchenden E. v. HARTMANN machte[1]. Dabei wurde dann freilich wohl einmal die Nacht zu Hilfe genommen, „was auffiel und was R. bald, sich der römischen Sitte fügend, aufgab" [Fr. Rühl]. Im Uebrigen hielt sich Rohde möglichst die Ellenbogen frei und vermied es, sich der eigentlichen ragazzeria Capitolina anzuschliessen. Ausser W. H. ROSCHER gehörte zu seinem Umgang besonders FR. MATZ, FRANZ RÜHL und der später bei Mars la Tour gefallene H. PAPST, auch R. SCHÖLL und R. FÖRSTER. So sehr sich R. schliesslich in Italien heimisch fühlte, verzichtete er doch auf den von Ullrich und Ribbeck ausgehenden und von der Mutter gut geheissenen Plan, sich durch ein weiteres Wanderjahr »zu einem philologischen Allerweltskerl, zugleich grammaticus und archaeologus, auszubilden« [M. 25 I 70]; es schien ihm, dass er zum Archäologen doch nicht die rechte Begabung habe. So machte er sich im Februar 1870 auf den Rückweg, wenn auch in Rom die Sehnsucht nach dem alten Nest gleich auf dem Bahnhof miteinstieg. In Florenz wurde »um den römischen Träumereien zu entfliehen etwas forcirter Weise Carneval gefeiert«, in Bologna Freundschaft geschlossen »mit einzelnen Bildern von Francia und den spätern Bolognesen, die ich bisher sehr antipathisch fand«. Schliesslich, nach einem kurzen Intermezzo von Schnee und Regen, wundervolle Frühlingstage in Venedig, die des Wandrers »Sonnenhunger« stillen. »Jetzt endlich scheint die Sonne mit einiger Ausdauer und gründlichem Ernst, und wenn man so am Nachmittage in den Lagunen herumgondelt, leuchtet sie Einem bis in die innersten

festen Mechanismus und dem typischen *nego maiorem* des Opponenten.

[1] »Hast Du etwa E. v. Hartmann's „Philosophie des Unbewussten" gelesen? Plündert Schopenhauer, schimpft aber auf ihn: setzt dem Willen, thuend als gebäre Er ihn eben, zwei blinde Augen ein, einen unbewussten Intellect, womit das Ganze zu einer Art Maulwurf wird ...« [N. 5 X 69]. Es ist das Vorspiel der Polemik Nietzsche's in der zweiten 'Unzeitgemässen' (Werke I S. 360 ff.).

Gebeine, ohne doch zu erhitzen . . . Man kann auch nirgends so mit philologischer Gründlichkeit ganze oder halbe Tage durchfaullenzen, wie hier in Venedig, wenn die Sonne scheint« [R. III 70]. Zwischen den muntersten »Natur- und Kunststudien« (meist in Gesellschaft des Aristophaneers v. VELSEN) wurde auf Nietzsche's Rath eine kleine Arbeit für Ritschl's Acta »aufgeputzt« und wirklich »so gut wie fertig gemacht«; nur einige Citate sollten in Basel nachgeholt werden [N. 19 IV. 24 V 70]. Für Mailand mussten acht Tage genügen; aus seiner »unleidlich heissen, dumpfigen und staubigen Stadtatmosphäre« rettete sich Rohde bald nach Bellagio, zu einer rechten Abschiedsfeier vom 'gelobten Lande'. »Ich sitze mitten im schönen See von Como, im Gasthause Genazzini, mit stetem Blick auf die blühenden reichen Ufer und die ernsten Berge dahinter, und zu Füssen der grüne liebliche Wasserspiegel. Ich wollte meine Wallfahrt und meine Finanzen hätten noch nicht ein so ganz entschiedenes Ende erreicht, dann bliebe ich, in süssester Faulheit, hier noch vierzehn Tage liegen, . . ., endlos viele Stunden nichts thuend und gar nichts denkend: die schwerste und trefflichste aller Künste« [N. 24 V 70].

Es ist eine Italienreise, wie viele; aber man lässt seine Gedanken an der Seite dieses temperament- und geistvollen Begleiters doch mit einer Art von jugendlicher Spannung die vertraute Strasse ziehn[1]. Für W. H. ROSCHER (dem wir einige ergänzende Mittheilungen verdanken) ist die Gemeinschaft mit dem alten Genossen eine köstliche, durch keinen Missklang getrübte Erinnerung. Unter den wandernden Durchschnittsphilologen war Rohde freilich 'mehr gefürchtet, als beliebt'. In der That kam er sich unter ihnen vor »wie ein Fremder« und empfand peinlich »eine Trivialität des Tones, die Einen wirklich abnutzt und verrosten lässt: es ist als ob man ein Schwert nur brauchte zum Apfelschälen« [N. 5 XI 69]. Aber einige der Besten unter diesen Jüngern hat er sich damals doch dauernd zu Freunden gewonnen, so FRANZ RÜHL und vor Allem FR. MATZ, dessen vorzeitiger Tod (im Frühjahr 75) ihn tief ergriff und ihn recht empfinden liess, »wie viel er an

[1] Umfänglichere Mittheilungen aus den italiänischen Briefen Rohdes wird vielleicht der Briefwechsel NIETZSCHE's bringen.

diesem treusten und reinsten Herzen verlor' [R. und N. 27 II 75].

Ende Mai traf Rohde in Basel ein, um mit dem Freunde endlich das Glück der nächsten Nähe zu geniessen, wonach er auf seiner »im Grunde einsamen Fahrt« sich so oft und schmerzlich gesehnt hatte. Beide mochten dem kritischen Augenblick des Wiedersehens mit einer gewissen Bangigkeit entgegen schauen; aber er hielt, was sie sich von ihm versprochen hatten[1]. NIETZSCHE schrieb damals an einen Bekannten: „Mein Freund Rohde hat in glänzender Weise die Freundschaftsprobe der Entfernung (ca. 3 Jahre) bestanden. Hiezu hilft selbst ein so zauberkräftiger Name, wie der Schopenhauers nicht: es kommt darauf an, eins oder wenigstens einmüthig zu sein. Ob jeder dieselbe Formel findet, sich auszudrücken, ist nicht das Wichtigste". Man darf aus diesen Worten (bei Deussen, Erinnerungen S. 76) wohl schliessen, dass sich eben über jene 'Formel sich auszudrücken', d. h. über die Werthung und Verwerthung der Anschauungen Schopenhauers, mancherlei Dissonanzen ergeben hatten, die sich aber in den alten tiefen »Einklang in der Grundstimmung der Persönlichkeiten« versöhnend auflösten. Den tiefsten Eindruck hinterliessen bei R. die Stunden, in denen er damals durch den Freund die Meistersinger kennen lernte (*Cog.* 66). Er habe nie, so oft er die Meistersinger nachher auf der Bühne gesehen habe, von dem eigentlichen Wesen jenes wunderbaren Werkes eine so tiefe und, eigentlich gesagt, beglückende Empfindung bekommen, wie damals durch Nietzsche's Vortrag [O. 27 IV 75]. Ein gemeinsamer Besuch bei R. WAGNER in Tribschen war der krönende Abschluss der ganzen Reise. Rohde hat von diesem Tage an auch dem grossen Menschen in ganz persönlicher Hingabe angehangen.

Von Basel ging es über Freiburg (wo Rohde BRAMBACH und WILMANNS aufsuchte) in der ausgesprochenen Absicht, das Verhältnis zu RITSCHL in's Reine zu bringen, nach Leipzig. »Dort feierte ich denn, bedachtsam wandelnd, stille Erinnerungsfeste überall . . . Recht ergangen habe ich mich mit Freund Romundt eines Abends im Rosenthal bei Kintschy, wo wir, festgeregnet bis in die Nacht, allerlei Schopenhaueriana

[1] Genaueres in einem Brief an die Mutter 9 VI 70.

beredeten ... In L. habe ich denn auch jenen grossen Hauptbesuch beim Altmeister in's Werk gesetzt ... Er war ausserordentlich liebenswürdig und, zum ersten Mal gegen mich, wirklich herzlich« [N. 29 VI 70]. Mitte Juni, als eben die ersten Wölkchen des heranziehenden Kriegswetters am Horizont emporstiegen, traf Rohde wieder in der Heimath ein.

* * *

Zieht man mit Rohdes Briefen das Facit dieser Wanderungen, so gewinnt man den Eindruck, dass hier vor Allem ein ganzer Mensch von dem »Lande der Wunder« redet. Als den wichtigsten Zuwachs empfand Rohde selbst (nach einem Briefe an Ribbeck) »die Aufnahme dieses neuen fremden Lebens und der Bilder dieser unvergleichlichen Landschaft«. In der That hat er sich mit der Abenteuerlust und dem offnen Blick des geborenen Beobachters, der *nihil humani a se alienum putat*, in diesem fremden Leben zu bewegen verstanden; bald fesselte ihn ein schwermüthiges Volkslied, das zu ihm herüberklang, bald die markante Gebärdensprache eines Süditaliäners und der groteske dionysische Humor des Carnevals oder eines Volkstheaters. Dabei kam es ihm sehr zu statten, dass er sich (nach dem Zeugniss seines Reisegesellen W. H. Roscher) „mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit das italiänische Idiom aneignete, bis hinein in dialektische Feinheiten“ [1], für die er überhaupt ein offenes Ohr hatte (das können die bezeugen, die ihn in guten Stunden schwäbeln oder sächseln hörten). Wie ihm nichts Menschliches fernlag, zeigt eine Scene die Roscher berichtet: „Wir befanden uns auf dem sogen. Felsen des Tiberius und ein paar hübsche Mädchen forderten Rohde und mich auf, mit ihnen die Tarantella zu tanzen. Ich lehnte ab, aber R. tanzte mit und machte mit seinen scharfgeschnittenen Zügen den Eindruck eines geborenen heissblütigen Italiäners. Es war ein Bild zum malen .. Nicht unmöglich, dass dieser Tanz von Bedeutung für Rohde's Auffassung des Orgiasmus geworden ist“ [2]. Nicht

[1] So versteht sich's, dass er später in kritischer Zeit den Gedanken fassen konnte, irgendwo in Italien eine Stelle anzunehmen; »die Sprache würde ich sehr bald vollkommen sprechen können« [N.].

[2] Auch Rohde erwähnt die Episode in einem Brief an die Mutter

sowohl bei der Auffassung, als bei der Schilderung jener räthselhaften Phaenomene des antiken Volksempfindens mag die Erinnerung an den »Tanz mit den Mänaden« am Tiberiusfelsen und ähnliche Erlebnisse leise mitgesprochen haben.

Je leichter Rohde sich in diesem Italien von heute zurechtfand, desto peinlicher war es ihm Monate lang, dass er die Sprache »der lebendigen Zeugen einer grösseren Vergangenheit« nicht besser verstand. »Ich empfinde es mit einer Art Beschämung täglich mehr, dass eigentlichen Gewinn nur ein Kunstverständiger aus einem italiänischen Aufenthalt ziehen kann« [R.]. »Anfangs macht diese Welt ewiger Kunstwerke auf den Fremdling fast einen feindlichen Eindruck; aber allmählich, wenn man mit den göttlichen Gestalten nähere Freundschaft geschlossen hat, ist es ein erquicklicher Gedanke, so oft man will die Dürre der Tagesexistenz im Anschauen wenigstens auf kurze Zeit unterbrechen zu können. Nur kommt man sich fast wie ein Unrechtthuender vor, wenn dann doch auch hier jene Tagesexistenz einen so breiten Raum einnimmt« [N. 27 V 69]. So fühlt er denn sehr bald, dass er allmählich einiges Verständnis für Plastik gewinnt; man könne seltsamer Weise (so meint er) das Verständnis plastischer Kunstwerke bei sonst nicht todtem Sinne durch viele Uebung *erlernen*, was bei der Musik nicht möglich sei. »Wenn ich in dieser Uebung es zu einem mich befriedigenden Grade bringe, so habe ich, für meine eigene Empfindung, einen unvergänglichen Gewinn aus Italien mitgebracht« [M. 20 VIII N. 29 VIII 69]. Zur italiänischen Malerei scheint Rohde den Zugang schneller gefunden zu haben, als zur antiken Plastik. Wenigstens bildete sich ihm sehr bald ein ganz lebendiges und persönliches Verhältniss zu gewissen Hauptmeistern und Schulen heraus, mit einer ausgesprochenen Neigung zur Frührenaissance; er gewinnt, wie er Ribbeck schreibt, »das beglückende Bewusstsein, allmählich ein, wenn auch nicht *historisches* Verständnis — womit die Sache erst fruchtbar wird —, doch mindestens ein *ästhetisches* aufdämmern zu fühlen. . .« Im ersten Halbjahr sind es vielfach noch die Gläser der

16 VII 69. Ueberhaupt bringen die Familienbriefe die unbefangensten Beobachtungen über Land und Leute; einige Auszüge ev. im Anhang.

Schopenhauerschen Aesthetik, durch die Rohde diese neue Welt betrachtet; so meint er bei seinem ersten Florentiner Aufenthalt, den Bildern des Fra Angelico gegenüber habe man »mehr noch, als sonst wohl, die Empfindung von der Richtigkeit und Tiefe des Schopenhauerschen Theorems vom Schaffen des Genies, in der seligen Ruhe des Schauens, in jenen Momenten wo einmal die Hast und Unruhe des Willens schweigt« [N. 27 V 69][1]. Gerade diesen potenzierten Platonismus in der Schopenhauerschen Kunstlehre hat er sehr bald als anfechtbar erkannt. Vor Allem aber drängte sich ihm mehr und mehr die Ueberzeugung auf, dass »für seine Natur wenigstens der Weg zu einem innigen und klaren Verhältnis mit der Kunst nur der historische« sein könne« [N. 5 XI 69]. So schob er denn bei seinem zweiten römischen Aufenthalte alles Andre bei Seite, um sich mit seinen »allgemach steif werdenden Geistesgebeinen ganz in die Fluthen der Kunst zu stürzen«. Erst jetzt wird ihm, neben Andern, J. BURCKHARDT ein Führer. »Historisch präpariert sieht man nachher tausendmal mehr, behält besser und zieht auch aus Geringem . . . einen Nutzen.« Die Wendung ist auch für Rohde als Philologen bedeutsam; den Uebergang zur geschichtlichen Auffassung hat er auf diesem ihm fremden Gebiet früher und entschiedener vollzogen. Das alles trieb er mit »rein dilettantischen Absichten«. Aber auch hier blieb, was er einmal an sich herangezogen hatte, sein unverlierbarer, ihn stets umgebender Besitz. Das zeigen seine späteren Briefe. So schreibt er Nietzsche von Kiel aus [11 II 71] in seine Villeggiatur nach Lugano, er erinnere sich vor allem, wie er in Lugano eine Andacht vor jenen köstlichen Fresken des Luini gefeiert habe; »namentlich eine Weibergestalt schwebt mir vor . . . in gelbem Kleid, schlank und fein, im Gesicht jenes wunderbare, träumerisch verlorene Lächeln des Mundes, zu Boden gesenkten Blickes: jener eigenthümliche lionardische Weibertypus; ich dachte immer: sie ist der umgebenden Disharmonie ganz entrückt, und lauscht in stiller Wonne überirdischem Wohlklang, der sie umschwebt — Du siehst wie ich

[1] Kurz vorher heisst es: »Vater Schopenhauer bleibt auch hier Hausgötze und Hauspostille: im Grunde freilich ein Zeichen, dass ich kein rechter homo plasticus bin.« Vgl. auch *Cog.* 14 ff. und M. 1 IV 70.

in's Faseln komme, wenn ich von italiänischer Malkunst rede: aber so ins Kimmerierland verschlagen, kann ich der sonnigen Länder oltra i monti . . . gar nicht ohne sehnsüchtige Regung mich erinnern: lese ich nur ein paar italiänische Verse, so überfällt es mich wie ein übermächtiges Verlangen. . .«

Trotz all dieser lockenden Stimmen, die drüben an sein empfängliches Ohr klangen, hat Rohde mit zäher Energie seine Bibliotheksstudien getrieben und jenen elementaren Theil des philologischen Handwerks beherrschen lernen, den irgendwie als Selbstzweck anzuerkennen ihm doch gänzlich fern lag.

Sein Augenmerk richtete er dabei überwiegend auf die spätgriechische Litteratur, in der auch sein erstes Meisterwerk wurzelt: auf Lucian, die Paradoxographen, die Fabelsammlungen, die antiken Aerzte, aber auch auf Scholien, Lexika und ähnliche Schutthaufen; hier konnte ein findiges Auge noch am ersten verlorene kleine Kostbarkeiten zu entdecken hoffen. In den Briefen an Ribbeck und Nietzsche berichtet er gelegentlich von diesen Dingen, oft mit einer sehr begreiflichen Selbstironie; so unmittelbar neben Gedanken über die höchsten künstlerischen oder philosophischen Probleme gerückt nimmt sich dieser »Krimskram« ja wunderlich genug aus[1]. Auch für Fremde, vor Allem für die oben genannten Freunde und Lehrer, hat Rohde Handschriften identificiert und verglichen; er war sich bewusst »ein ganz guter Collationator zu sein« [N. 1 VI 69].

Der Gesammtertrag war schliesslich reicher, als seine sehr skeptischen brieflichen Bemerkungen ahnen lassen. Die sichere Methode, das ausgebreitete, auf den verschiedensten Gebieten sich bewährende Wissen, womit der Fünfundzwanzigjährige seine Funde, z. Th. schon in Italien, nicht nur lesbar, sondern nutzbar zu machen versteht, haben etwas gradezu Verblüffendes.

Im Rheinischen Museum seines Lehrers Ritschl führte er sich ein mit einem kleinen Aufsatz über 'unedirte Lucian-

[1] In einem Brief an Ribbeck heisst es einmal: »Völlige anecdota pflegen nur solche Schätze zu sein, wie ein kürzlich von mir gelesenes Etymologicum, von dessen Trefflichkeit folgende ergötzliche Probe einen Begriff geben mag: καπηλεῖον· διὰ το καθημένους πίνειν λίαν« u. s. w. Ob dieser »Schatz« nicht doch inzwischen gehoben ist?

scholien' (XXV 1870 S. 552 = Kl. Schr. II 355); der Titel ist fast irreführend, da es Rohde vor Allem darauf abgesehen hat, mit Hilfe der von ihm entdeckten Scholien das unheimliche Dunkel attischer Religionsbräuche zu lichten[1]. Schon hier erkennt man die Hand, die die Psyche geschaffen hat.

Aus einem Vaticanus wurde ein anonymes Mirabilienexcerpt ans Licht gezogen, das R. »combinationsweise« schon in Venedig dem Isigonus zuschrieb: der von O. Keller und Andern so getaufte *paradoxographus Rohdii*[2]. Neben allerei »fabellae aniles« enthält das Schriftchen »eine nicht ganz interesselose Zusammenstellung von Stücken des Nicolaus Damascenus, Pseudosotion etc.: woraus vielleicht für die Quellen des Ersteren etwas folgt«. Die werthvollsten Notizen haben ethnologischen Charakter und gaben Rohde's Studien nach dieser Richtung einen neuen Anstoss. In einem der vorbereitenden Abschnitte des Buchs über den griechischen Roman und in dem Aufsatz zu Phlegon (Kl. Schr. II. 173 mit der feinen Analyse der 'Braut von Korinth') hat sich Rohde nochmals mit dieser wunderlichen Litteraturgattung beschäftigt.

Verwandten Charakters ist der gleichfalls in dieser Zeit entworfene Aufsatz über Aelius Promotus (Rhein. Mus. XXVIII 1873 S. 266 = Kl. Schr. I 381). Mit entsagendem Muthe war Rohde als einer der ersten in unserm Jahrhundert in den verschütteten Schacht der spätantiken medicinischen Sammelwerke hinabgestiegen und hatte einestheils willkommene Aufschlüsse

[1] In dem Brief an Nietzsche 29 VI 70 wird der Aufsatz betitelt 'über Thesmophorien und Haloen'; SCHÖLL hat ihn mit Recht unter die religionsgeschichtlichen Beiträge gerückt. Ich vermuthe, dass die Fassung des Titels von der Redaktion herrührt. Uebrigens schlägt Rohde die Bedeutung der alten Festsitte an einigen Punkten wohl zu gering an; die Legende ist meist von ihr abgeleitet, nicht für sie bestimmend. Von spätern Versuchen, die Frage zu fördern, war er wenig erbaut. So schrieb er in seiner zwanglosen Weise mit Bezug auf einen Mitarbeiter des Philologus: »Ich finde keine Veranlassung, auf das, was er in seiner . . . überladenen Ausführung gegen mich sagt, zu repliciren. Es bezieht sich zudem Alles auf Nebenpunkte, in der Hauptsache stimmt er . . . mit mir überein. Seine Kalktheorie ist für i h n vielleicht wichtig (da sich ihm der griechische Cultus auf eine solche heilige Oekonomiethätigkeit reducirt), mir aber völlig egal.« [Cr. 6 VIII 91].

[2] Acta soc. phil. Lips. I 24, 1871, datiert aus Venedig, Mai 1870; näheres in den Briefen an Nietzsche 19 IV; 3 V 70. S. oben S. 37. Nachträge Rohdes besonders in der praefatio zu Keller's Rer. nat. script. min

über den Volksaberglauben der Alten, anderntheils Beiträge zur Litteraturgeschichte und Doxographie der antiken Medicin an den Tag gefördert. In der findigen Verwerthung dieser abgelegenen, erst neuerdings energischer in Abbau genommenen Ueberlieferungsmassen verräth sich wohl der Sohn des Arztes.

Eine von Rohde im Rhein. Mus. XXXI 628 (= Kl. Schr. II 193) als Anecdoton veröffentlichte griechische Novelle war freilich schon von A. Eberhard herausgegeben, in einer, weitern Kreisen sogut wie unbekannt gebliebenen Gelegenheitsschrift. Aber wissenschaftlich fruchtbar machten die künstlerisch werthlose Erzählung doch erst Rohde's Erläuterungen, die dem scurrilen Motiv in den Litteraturen des Orients und Occidents nachgehen. Neben einigen Bemerkungen in dem Schriftchen über Lucian's Lukios ist das Rohde's erster Beitrag zur vergleichenden Märchen- und Novellenforschung.

Gemeinsam ist diesen ersten Arbeiten eine entschiedene Richtung auf jene Masse von Ueberlieferungen, die man *folklore* zu nennen pflegt. Neben H. Usener gehört Rohde zu den ersten zünftigen Vertretern der klassischen Philologie[1], die diese sozusagen unter der Erde liegende Fundamente der antiken Kultur mit modernen Mitteln und in lebendig theilnehmendem Verständnis untersucht haben.

* * *

Jahre sind vergangen, ehe der Ertrag dieses iter Italicum annähernd ausgemünzt war. Manches weniger Erhebliche, wie ein grosser Theil der Excerpte aus den alten Aerzten, Lexikographen und Grammatikern, blieb für immer im Pulte.

So ist Rohde durchaus nicht als ingenium luxurians durch Italien gepilgert. Er wusste, was den rechten Gelehrten, wie den wahrhaften Künstler, von dem geistvollsten Dilettanten unterscheidet: die sichre Beherrschung der handwerksmässigen Technik und die Beharrlichkeit in ihrer Ausübung. Vor der Gefahr, über solcher Arbeit selbst ein Handwerker, ein βάναυσος zu werden, brauchte Er sich nicht zu fürchten.

[1] Aus der vorhergehenden Generation ist O. Müller und Welcker zu nennen. Lehrs und Mannhardt gehörten nicht zur Zunft.

IV.

Habilitation in Kiel. Studien über Pythagoras und den griechischen Roman. Die Streitschrift für Nietzsche.

(1870—1873.)

Schon von Italien aus hatte Rohde darum nachgesucht, als Privatdocent zugelassen zu werden, ehe die vorgeschriebene Frist (nach der Promotion) abgelaufen sei [M. 21 II 70]; mit Hinweis auf diesen Plan hatte er das Anerbieten, ein weiteres Jahr in Italien zu bleiben, ausgeschlagen. Allerlei Bedenken, die ihm in einsamen Stunden kamen, wogen nicht allzuschwer. »Das übelste ist« meint er in einem Brief an Nietzsche [N. 24 III 70], »dass meine lateinischen Studien, die mir doch immer noch am paratesten liegen« — ein Zeugnis für die disciplina Ritscheliana — »in Kiel nicht zur Verwendung kommen können, und meine griechischen, die mir allerdings innerlich lieber sind, auf Gebieten sich bewegen, die keine Vorlesungsthemen bieten. . . Ich habe Dich immer um die Ganzheit deiner Studien beneidet, wozu mir die Ruhe fehlt, während ich sonst . . . nicht einsehe, warum ich mein Haupt nicht so gut erheben soll, wie die Mehrzahl meiner theuern Fachgenossen.« Die Angelegenheit wurde noch im Sommersemester 1870 erledigt. Doch versagen die uns vorliegenden Briefe und Schriftstücke in diesen Monaten vollständig.

Rohde's Lehrthätigkeit setzt mitten im grossen Kriege ein. Zwar hatte er in den ersten kritischen Wochen ernstlich erwogen, ob er als Freiwilliger in die Armee treten solle. Aber als alter Hamburger war er ohne alle militärische Ausbildung geblieben; er glaubte vorauszusehn, dass der Krieg entschieden sein werde, ehe er vor den Feind geschickt werden könne, und gab den Gedanken nach den schnellen Er-

folgen unsres Heeres endgiltig auf[1]. So zur Unthätigkeit gezwungen, suchte er sich — wie ein Grösserer, der zu seinen Lebensführern gehörte — „aus der Gegenwart zu retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe solcher Ereigniss nur leidend zu leben“[2].

In seltsam zwiespältiger Stimmung »verurteilte« er sich dazu, als erstes Hauptcolleg (Winter 1870) eine Geschichte der grammatisch-philologischen Studien zu lesen, mit pädagogischen Absichten, vor Allem sich selbst gegenüber; daneben gab er eine Erklärung von Platos Symposion, die er, in Tübingen und Heidelberg, noch oft wiederholt hat: fünf Zuhörer bildeten »sein ganzes Contingent, bescheiden und dürftig wie die ganze höchst private Existenz«. War so das Hauptcolleg des ersten Semesters eine Art Propädeutik für den Vortragenden selbst, so fing er im zweiten mit dem Anfang an: er las über Homer, »zu wahrer Erquickung; die Lachmannerei [wie sie Georg Curtius vertrat] erscheint mir täglich mehr als eine nur bei Schulmeistern mögliche ganz abscheuliche Barbarei. Hier ist gar nichts philologisch zu erreichen, nur auf ästhetischem Wege . . .« [N. 28 V 71]. Erst in Leipzig und Heidelberg kamen diese Gedanken zur Reife, während NIETZSCHE dem Homerproblem schon in seiner Basler Antrittsrede von ähnlichem Standpunkt aus beizukommen versuchte hatte.

Den grossen Ereignissen, die hereingebrochen waren, stand Rohde (wie die wenigen erhaltenen Briefe um die Wende des Jahres 1870 zu 71 zeigen) mit einer gewissen Beklemmung und Dumpfheit gegenüber; erst viel später ist er zu einem überzeugten Anhänger der Politik und Persönlichkeit Bismarck's geworden, im Ganzen doch wohl einer »der nationalen Allerweltskerle«, auf die er während der kritischen Zeit [z. B. N. 3 I 69] so schlecht zu sprechen ist. Sein patriotisches Empfinden war und blieb deswegen nicht minder tief und lebhaft. Aber vor dem Gedanken, dass nun Preussen, dass Berlin,

[1] Vor Allem nach Mittheilungen von FRANZ RÜHL, der mit Rohde in Hamburg den 3. September 1870 feierte.

[2] Besonders Goethe's Wilhelm Meister hatte er damals wieder gelesen. „Wer ist denn so begabt, daß er vielseitig geniessen könnte?“ notierte er kurz vor dem Ausbruch des Krieges in seine Cogitata (Wanderjahre I 7).

das »grosse Babel«, als der Sitz der siegreichen Macht, bestimmend werden könne für das geistige Leben, schreckte er zurück[1]. »Dass ich nicht froh bin in dieser dunkeln Zeit wirst Du Dir denken können. Blut und immer Blut, und Noth und Elend täglich gehäuft, wann wird das endlich aufhören? Und dann nachher? ... Auch die Aussicht in die Friedenszeit erscheint mir dunkel. Wenigstens unklar. Ein neues Mittelalter nun gerade befürchte ich nicht ... Aber 'Jetztzeit' in entsetzlichster Steigerung ..., ein völliges Abdorren aller tiefsten Kräfte, aller künstlerischen, schaffenden Fähigkeit. Wer wird noch so abgeschlossen in reinen Gebieten leben dürfen, wie unsre grossen Befreier, Goethe und seine Genossen, es vermochten .... Dass man ein stolzes Gefühl beim Glanz unseres Volkes empfindet, ist recht und gut: aber wie man so ganz nur 'Jetztzeit' sein kann, um bei der Aussicht in die Zukunft nicht wenigstens zagend zu verstummen ..., das verstehe ich nicht« [N. 11 XII 70]. Rohde hatte offenbar so eine Art second sight von einem Zeitalter der Banausokratie, das damals noch fern genug war.

Den in preussischen Traditionen aufgewachsenen impulsiven Freund hatte es inzwischen aus seinem Schweizer Asyl mitten in's Unwetter hineingetrieben[2]. Er kehrte mit den Nachwehen einer schweren Krankheit behaftet im Herbst 1870 als Invalide nach Basel zurück. Weihnachten verlebte er in Tribschen bei R. WAGNER, im Verkehr mit dem Meister und seiner Gattin. »Im Reich des einzigen Genius, den die Welt jetzt trägt«, fand Nietzsche damals für gewisse philologische Häresien, die bei beiden Freunden gleichzeitig auf-

[1] Am schärfsten spricht sich diese Stimmung aus in einem etwas später (bei Burckhardt's Berufung nach Berlin) geschriebenen Briefe N. 27 IX 72. Aehnlich 14 X 72, wo er, nach einer Schilderung des (in den Freiheitskriegen gefallenen) Alexander v. d. Marwitz (nach Varnhagen, Galerie von Bildnissen II 11 ff.) die Meinung äussert, dass unsre Zeit gräulich hinter jener zurückgeschritten sei.

[2] Einer der Vielen, die neuerdings über Nietzsche geschrieben haben, findet diesen Schritt für einen Menschen, wie ihn, unbegreiflich. Als ob der harte, alle natürlichen Instincte niederzwingende Solipsismus des mit stetem Leiden ringenden Einsiedlers seine ursprüngliche Normalstimmung gewesen wäre. Ein Zug zum Heroischen ist gerade beim jungen N. unverkennbar.

tauchen[1], jenen auf unmittelbare Wirkung 'unter den Besten' berechneten, durch ganz persönliche Erfahrungen und Stimmungen beseelten Barockstil, der das äusserste Befremden der »Philologenkaste« erregen sollte; er begann, im Sinne seiner zweiten Unzeitgemässen, Litteratur- und Musikgeschichte 'monumental' darzustellen.

Rohde, längst ein überzeugter Wagnerverehrer, sah sich durch die lebensprühenden Briefe des Freundes in diese neue Atmosphäre wie mit magischer Gewalt hinübergetragen[2]. Auch die eben erscheinenden ersten Bände der Gesammelten Schriften des Meisters thaten ihre Wirkung. Als der Ergänzer und Vollender des grossen Werkes unsrer Feldherrn und Staatsmänner, als der Retter der deutschen Cultur in den Gefahren, vor denen wir Rohde bangen sahen — erschien ihm nun der künstlerisch-philosophische Genius RICHARD WAGNERS. »Auch die Baireuther Pläne scheinen ja ihrer Reife nahe zu sein . . . Das wäre nun freilich ein seltsam erfreuliches Schauspiel, wenn sich mitten in unsrer . . . Zeitwüste eine Oase fände, wo man sich in freiem Stolze seines Adels freute. Ach, wann wird denn dies deutsche Volk es neu begreifen — denn es hat's doch nur vergessen — dass es im eigentlichsten Sinne der Adel der Völker zu sein bestimmt ist. So viel Treue und Liebe und Wärme noch in dieser Nation, aber wo ist jener sich aufschwingende Zug, der zu Schillers Zeit . . . die Besten 'hoch über die tiefen Thale' empor riss! Geht nicht seit Jahrzehnten eine Ahnung kommender Barbarei durch so manche edelsten Geister, und wer weiss denn, ob der äussere Kern bei uns einem plötzlichen Losbruch viel fester widerstehen würde, als bei unsern armen Nachbarn, wo jetzt die entfesselte Hölle . . . alles Edle ausrottet . . . Eines hoffentlich wird sich gut erproben, die Königstreue. Man rüttele doch um Alles an diesem letzten Ideal so vieler einfältiger Herzen nicht; ich glaube, dass den unseligen Franzosen eben das den letzten Stoss giebt, dass sie nicht Treue halten kön-

[1] Vgl. z. B. R. an N. 20 IV 71.

[2] Nietzsche sandte ihm schliesslich seine »Triebschener Briefe und Papiere«; Rohde dankt gerührt; er erbaut sich an der in ihrem Innersten bewegten machtvollen Natur namentlich Wagner's: »wie läutendes Erz, stark und innig . . .« [N. 6 II 73].

nen. Wahrlich, sie ist kein leerer Wahn, und so ist es alles das nicht, was man aus innerem Herzensdrang, aufrichtig glaubend, festhält —« [N. 28 V 71].

Bei Nietzsche verdichteten sich die Erlebnisse und Stimmungen dieser im Bannkreis Wagner's verlebten Monate zu dem phantastischen Plan, sich mit seinen Freunden, vor Allem mit Rohde, in einer Art von »Musenkloster« zu dauernder Gemeinschaft zusammen zu schliessen: der Vorbote jenes noch phantastischeren Traumes von einer die Erziehung des neuen Geschlechtes leitenden Brüderschaft, der sich (in dem Bericht bei E. Förster-N. II S. 117 ff.) liest, wie ein Stück Platon oder Wilhelm Meister. Rohde liess dergleichen von vornherein nur als »Wunsch« gelten; an eine Erfüllung, eine Verkörperung im Leben, auch nur einen Augenblick zu glauben, war er schon damals zu skeptisch. »Unser Zwiespalt mit der 'Jetztzeit' ist gewiss keine Grille . . ., sondern, wie du ganz richtig sagst, eine N o t h: aber es giebt wohl Nöthe, die keine Heilung kennen« (N. 29 XII 70). Nach der »weltfernen Insel« in Triebschen blickte er freilich mit stiller Sehnsucht hinüber; gerade damals begann er, sich in WAGNERs Prosaschriften zu vertiefen und, wie bei Schopenhauer, im Künstler den Menschen zu suchen.

Ganz anders schlug ein andrer Gedanke Nietzsches bei R. ein. Kurz vor seiner Reise nach dem Süden, im Februar 1870, wies Nietzsche auf die Möglichkeit hin, den Freund, um dauernd mit ihm leben zu können, an seine bisherige Stelle als Philologen nach Basel zu bringen und selbst auf das Gebiet der Philosophie hinüberzulavieren. Rohde wagte kaum »seine Hoffnungen auf ein so unerwartetes Glück, das grösste das er sich wünschen könne, die Köpfe erheben zu lassen«, fühlte sich aber doch monatelang wie unter einem lähmenden Banne. »Das Geheimnis, unzufrieden zu sein besteht offenbar hauptsächlich darin, dass man nie das Vorhandene als ein definitives betrachtet . . . Also iterum iterumque: schreibe mir alsbald, dass die Sache gescheitert ist« [N. 22 III 71]. Derselbe Brief brachte die Nachricht von dem Zerflattern dieser Pläne und von Nietzsche's Erkrankung. So sehr sich Rohde bemüht, dem Freunde gelassenen Zuspruch und Rath aus den

eignen Leidenserfahrungen zu spenden[1]: das Ende ist doch eine wahre Elegie um die gescheiterten Hoffnungen. »An ein Zusammenleben dürfen wir nun zunächst nicht denken; und das wäre doch mein höchster Wunsch, denn überall anderswo komme ich mir seltsam fremd und gleichgültig vor. Lass uns wenigstens auf gelegentliche Zusammenkünfte auf Ferienreisen und dergleichen hoffen; wir könnten z. B. das Rheinland als 'neutrale Zone' constituieren . . .« [N. 22 IV 71]. In der gleichen Weise zerrann der wiederum von NIETZSCHE angesponnene Plan, Rohde nach Zürich zu lancieren und dadurch 'freundnachbarliche' Beziehungen herzustellen. Aber der Feuereifer, mit dem Nietzsche jeder Möglichkeit den Freund in seine Nähe zu ziehn, immer wieder nachjagt, hat etwas Ergreifendes.

Nun sollte in ein kurzes Zusammentreffen in Leipzig Alles zusammengedrängt werden, was die Freunde einander sein und sagen konnten. »Das sollen uns selige Tage werden; und gerade in dem alten, so lieb gewordenen Nest, wo jeder Fusstritt uns an jene frohen und bewegten Stunden jenes liebsten Lebensjahres gemahnt! . . . Von mir ist sonst nichts zu melden, als dass ich . . . am Vorgenuss unserer Leipziger Conciliabula knuppere, viel über Land lauf, in Hecken sitze und griechische Scharteken lese und, in diesem tröstlich sanften Herbstwetter, fast etwas wie das Kribbeln eines embryonischen Musikflügels (alla Platon) fühle . . . So blau sah ich im Norden die Schatten nie, nie das Meer so homerisch dunkel und veilchenfarbig. — Also ade, liebster Seelengenosse und auf ein freudiges . . Zusammentreffen im alten Leipzig«. Man glaubt in der That zu spüren, wie der Gedanke an das Wiedersehn mit dem Freunde Rohde's Stimmung förmlich beschwingt[2]. Am 9. Oktober traf R. mit Pauken und Trom-

[1] »Lass einstweilen alle Musik bei Seite: sie ist der Tod der Nerven, wenn sie einmal überspannt sind, wie sie ihre höchste Erfrischung in normalen Zuständen ist. Auch die schöne Einsamkeit . . . . ist bei Nervenleiden eine Pein und wie ein Krankheitszustand; man kann, im Gegentheil, jede in gleichgültiger Gesellschaft vergessene Stunde für ein Heilmittel ansehen . . .« N. hat bekanntlich den Rath des Freundes nicht befolgt, und wohl auch nicht befolgen können.

[2] Briefe von gleichem Charakter kurz vorher von Wyk auf Föhr;

peten in dem alten Lyptzk ein«. Er und ein dritter Freund, v. GERSDORFF, traten damals bei dem Buchhändler FRITZSCH als sponsores auf, um ihn zur Uebernahme von Nietzsche's Erstlingswerk (der 'Geburt der Tragödie') zu bestimmen. Von solchen »offiziellen Schritten« abgesehn überzeugten sich die Genossen, dass sie noch im Vollbesitz ihres Jugendmuthes und Uebermuthes waren[1]. Man zog dann zusammen nach Naumburg. Hier wurde am 15. Oktober 1871 die Geburt und »Wiedergeburt« des genesenen Freundes gefeiert. Da ertönten dann Musik, Philologie, Philosophie im »alten Dreiklang«; vor Allem blieb es Rohde unvergesslich, wie er damals seinen Freund Wagner vortragen hörte »und auf das allertiefste erregt, von diesen Klängen umspielt, wie in einer goldnen Wolke wandelte, den andern Achäern unsichtbar.« Ein charakteristischer Niederschlag dieser Tage sind die (von E. Förster-N. II S. 61 ff. mitgetheilten und in Anhang wieder abgedruckten) Knittelverse auf das Ding an sich, die uns (neben manchem Briefe) Rohde den Humoristen kennen lehren.

Inzwischen klärten sich auch die Verhältnisse in Kiel: auf Ribbeck's, von Gutschmid und Nöldeke energisch unterstützten Vorschlag wurde Rohde im Frühjahr 1872 zum Extraordinarius befördert, sehr gegen Wunsch und Willen seines »alten Freundes, Peter's des Prächtigen« d. h. P. W. Forchhammer's, dessen dumpfen Widerstand er überall peinlich genug empfunden hatte[2]. Man konnte bei Rohde schöne, für Kieler Verhältnisse geradezu glänzende Lehrerfolge nachweisen. In den immer weiter ausgreifenden Vorlesungen wurde bald der ganze Kreis der griechischen Litteratur, zunächst in Theil-

---

als Rendezvousort war ursprünglich die 'neutrale Zone' bei Mannheim ausersehen.

[1] Das Bild bei Elisabeth Förster-N. mag durch einige Zeilen aus einem Briefe Rohde's ergänzt werden. »Zunächst bin ich dir noch zu mannichfachem Danke verpflichtet, zuerst für die Ueberschickung der herrlichen Photographie der 3 gerechten Kammmacher: in der That das Bild dreier . . . Messschauspieler [R., Nietzsche, v. Gersdorff]. . . Viel innigeren Dank aber sage ich dir, l. Fr., für Dein schönes „Fragment an sich" [eine Composition Nietzsche's]« [N. 27 XI 71].

[2] Zeugnisse für diese Vorgänge liegen unter den Papieren RIBBECKS.

darstellungen, durchmessen; auch ein Colleg über Quellen der Litteraturgeschichte findet sich, daneben wurden die bedeutendsten Poëten, von Prosaikern Plato und Thukydides in Einzelinterpretationen behandelt. Auch bei der Leitung des Seminars, zu der er auf Ribbecks Antrag herangezogen ward, bewährte sich seine junge Kraft.

Zu solchen immerhin beruhigenden äusseren Erfolgen Rohde's trat das bedeutsamste innere Erlebnis dieser Jahre: es spannen sich, eingeleitet durch den Besuch in Tribschen, engere persönliche Beziehungen mit R. WAGNER an. Die ersten Zuschriften und Zusendungen fallen in den Winter 1871; im Frühjahr 1872 überwand Rohde seine Scheu[1] soweit, dass er, »da sein Kommen in so freundlicher Weise gestattet und erwartet werde«, zugleich mit dem Freunde sich in Bayreuth einzustellen versprach — »wenn ich mir auch . . . unter der musikalischen Gesellschaft wie der Chinese in Rom vorkommen werde«. Er vertraute auf »die erstaunliche Weite der ganzen Gedankenwelt« bei Wagner und Wagner's Gattin; darin werde für ihn wohl auch ein Stück Heimat sein. Zurückblickend auf die »wie in einer erhöhten Existenz« verlebten Tage[2] schrieb er Ende Mai an den Freund: »Das Gefühl habe ich allerdings von Bayreuth mitgenommen, dass wir dort unsere H e i m a t zurückgelassen haben und dass ich die moralische Verpflichtung habe, mich im Kampf um dieses höchste Gut, Dir, mit meinen schwächeren Kräften, als einen Waffenbruder an die Seite zu stellen.« Rohde hat das in den nächsten Jahren gethan, soweit es ihm bei seiner Organisation möglich war. Alles Agitatorische und Demagogische ging ihm aber wider den Strich, und bei dem Versuch, einen 'Mahnruf' zu Gunsten der Bayreuther Sache zu entwerfen, stockte ihm »alle populäre Kraftsprache«; die Aufgabe, die Masse der Laien und Gegner »zu

---

Vgl. auch R. an N. 14 VII 71. 6 V 72.

[1] »Man erscheint, ausserhalb seines Bereiches herumtappend, so leicht wie ein zudringlicher Dilettant: eine scheussliche Sorte« [N. 10 IV 72]. Vgl. auch Elisabeth Förster-N. Fr. N., Bd. II S. 205 ff.

[2] Ein späterer Brief [N. 22 XII 72] giebt ein intimes Bild aus diesen Tagen. Auch 1873 trafen sich die Freunde wieder in Bayreuth: E. Förster II S. 214.

irgend einer Thätigkeit zu überreden, ohne sie geradezu liebreich zu streicheln«, schien ihm fast unlösbar und später auch durch des Freundes Entwurf[1] nicht gelöst. So verfolgte er denn in »leidender Theilnahme« das schmerzvolle Werden des Werkes, an das seine besten Wünsche und Hoffnungen sich angeklammert hatten.

* * *

Auch die schriftstellerische Arbeit feierte in der »drangvollen Zeit« der ersten Docentensemester nicht ganz.

Vor Allem wurde den italiänischen Findlingen der letzte Schliff und eine solide Fassung gegeben, soweit das noch nicht an der Fundstätte selbst geschehen war.

Ausserdem schrieb Rohde einige Anzeigen für das litterarische Centralblatt (vgl. Kl. Schr. I p. XVI ff.). Das Verdienst, Fr. Zarncke auf Rohde schon damals aufmerksam gemacht zu haben, kommt Nietzsche zu, der in derartigen kleinen Diensten und Aufmerksamkeiten gegen den Freund unermüdlich war. Rohde meinte zwar, dass er sich zu solchen »kritischen Eiertänzen« wenig eigne [N. 22 III 71]; aber gleich die ersten Versuche (über Teuffel's Studien und Schneider's Callimachea) vereinigen Bericht, Kritik und eigne Arbeit in jener äusserst gedrängten und doch anmutigen Form, die für Rohde als Recensenten charakteristisch ist. Was Rohde bei einer solchen Gelegenheit ganz beiläufig (an den von Schöll I S. XVII ausgehobenen Stellen) über Hölderlin oder über Aristophanes

[1] Vgl. Elisabeth Förster-N. II S. 219 ff. Rohde schreibt damals [22 XII 72]: »Kürzlich hat man in Wien das Doppelte für ein Operntheater aufgebracht, in dem vermuthlich nach altem Stil fortvirtuosirt wird: . . . für eine wirkliche, ächte Kunstleistung, ein „Beispiel", dergleichen die neuere Zeit gar keins noch kennt, muss mit Stöhnen, Seufzen und Mühe das miserable Geld zusammengekratzt werden, an dessen Ausbleiben vielleicht die erstaunlichste That einer totalen Kunsterneuerung scheitern kann! Ich habe in den Zeitungen W[agner]s Reise nach Talenten antheilvoll verfolgt und sehr über die ridicüle Onkelmiene mich ergötzt, mit der Kölner und Bremer Zeitungen ihm das Zeugnis ausstellen, in persönlicher Gegenwart bei Weitem nicht so anmassend zu sein, wie in seinen Schriften — von denen die Esel nichts, aber nichts verstehn!«

(als den Vertheidiger des alten Hellenenthums gegen den heranziehenden Hellenismus) vorträgt, leuchtet in der That bis in den tiefsten Grund dieser problematischen Persönlichkeiten — und des Schreibers selbst.

Von grössern Untersuchungen wurde nur eine abgeschlossen, in der Rohde seine bei Gutschmid geschulte Forschungstechnik auf ein ihn ganz persönlich interessierendes Gebiet richtet: der Aufsatz 'über die Quellen des Jamblichus in seiner Biographie des Pythagoras' (Rh. Mus. XXVI. XXVII 1871. 1872 = Kl. Schr. II 102 ff.)[1]. Schon in der Wahl des Problems zeigt sich der sichre Instinkt des gebornen Forschers. Diesen grobnäthigen Centunculus konnte man in der That mit einiger Zuversicht aufzutrennen und schichtweise in seine Bestandtheile zu zerlegen versuchen. Freilich gehörte dazu eine sichre Hand und vor Allem ein feiner Blick für das Charakteristische der ausgezettelten Originale. Rohde hat diese entsagungsvolle, aber ertragreiche Arbeit in mustergiltiger Weise erledigt; in der Hauptsache, der Analyse des Jamblich, wird man wenig zu bessern finden, mag man auch an dem stets hypothetischen Stemma der Quellen gelegentlich herumrücken[2]. Aber auch in sachlicher Hinsicht hat Rohde's Aufsatz, ganz anders als die sterilen Quellenuntersuchungen andrer Anfänger, freie Bahn geschaffen: erst er hat die Grundzüge einer Geschichte der Pythagoraslegende fest gelegt und damit eine geschichtliche Erkenntnis und Würdigung dieser räthselvollen Persönlichkeit angebahnt. JAKOB BURCKHARDT in seinem anziehenden Vortrage über den alten Propheten geht sichtlich durchweg von Rohde's Untersuchungen aus[3].

In der That war es das Interesse für die Sache, nicht die öde Absicht, seine kritischen Künste spielen zu lassen, was Rohde auf das Thema geführt hatte. »In letzter Zeit

[1] Ueber die Entstehung und das letzte Ziel der Schrift geben Briefe an Nietzsche aus dem Frühjahr 1871 werthvolle Aufschlüsse.

[2] Einige wichtige Nachträge bei Rohde selbst im 'Gr. Rom.' S. 253[2].

[3] Vgl. jetzt die 'Kulturgeschichte' III 312 ff. — Nachträglich bietet ein Brief Rohde's die Bestätigung: »Bitte mich Burckhardten zu empfehlen; ich danke ihm für seinen Antheil an meinen pythagoreischen Kleinigkeiten« [N. 9 I 72].

war ich vielfach mit Pythagoreischen Dingen beschäftigt; das Problem ist nach allen Seiten interessant . . . . Beiläufig: ein Buch über griechische Mystik bliebe auch nach Lobeck noch zu schreiben: Der Mann kennt Alles, hat den klarsten Verstand, aber die Liebe nicht, die jeden Gegenstand erst innerlich verständlich macht. Wie ich diese fatale Göttinger Weisheit[1] von der 'Heiterkeit des ächten Griechenthums' hasse. Dionysus hatte ganz ebenso tiefen Einfluss, als der Göttinger aufgeklärte Apollo . . . Zwischen Homer und Aeschylus inmitten liegt eine Zeit tiefster mystischer Erregung und einer inneren Vertiefung, von der nur die flache Klarheit alexandrinischer Zeit gar so wenig übrig gelassen hat. Niemals haben ernstere Naturen dieses einzigen Volkes sich zu der Flachheit modern-optimistischer 'Selbstverständlichkeit' der Welt und der Menschengeschicke . . . herabgelassen« [N. 22 IV 71].

Man sieht, wie Rohde dem Verfasser der 'Geburt der Tragödie' auf halbem Wege entgegenkommt; auch wird deutlich das Motiv angegeben, auf dem sich die glänzendsten Abschnitte der 'Psyche' aufbauen.

Gleichzeitig rüstete Rohde sich zu seiner ersten litterarischen Meisterleistung. Er hielt 1871/72 Vorlesungen über einen Gegenstand, der wohl noch nie auf deutschen Hochschulen eingehend behandelt war: über die Geschichte des griechischen Romans.

Kein Zweifel, dass R. schon längst, ohne den Stoff in allen Einzelheiten durchgearbeitet zu haben, aus der Analyse der erhaltenen Liebesromane die leitenden Gedanken des Buches intuitiv gewonnen hatte; die scheinbar disparatesten Studien (über die Paradoxographen, die Fabel und Novellenlitteratur, die alten Rhetoren) verbinden sich hier zu einer höheren Einheit. Wirklich entwirft Rohde schon in der Recension von Teuffel's 'Studien und Charakteristiken' (Centralbl. 1872, 85) die Umrisse seiner Darstellung. Zum Ausarbeiten fand sich freilich, bei den immer neuen Aufgaben die der Tag brachte, keine Musse. Aber das Problem, das ihn beschäftigte, begleitete ihn überall; so wurden dessen Wurzeln bis in die

[1] Gemeint sind als »Typus: E. Curtii Göttinger Festreden«, s. S. 2.

letzten und feinsten Fasern verfolgt und der Stoff — von einem principiell ausgeschlossenen Punkte abgesehn — mit einer geradezu erschöpfenden Vollständigkeit zusammengeschafft, wie etwa in den Büchern Lobeck's.

* * *

Mitten hinein in dies stille, arbeits- und ertragreiche Einsiedlerleben, dem die Verbindung mit Wagner und seinem Werk eben eine höhere Weihe zu geben schien, klang misstönend der Spott und Lärm, der sich um das erste Buch NIETZSCHEs erhob: um seine 'Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik' (1872). Rohde fand, nach einem wahren Passionsgange von einer Redaktion zur andern[1], endlich bei der norddeutschen allgemeinen Zeitung die Thür offen; sein 'bakchischer Panegyrikus' (wie Ritschl ihn nannte) ist in den Kl. Schr. (II 340) wieder abgedruckt. Als dann die 'Zukunftsphilologie' erschien (Berlin, Gebr. Borntraeger 1872), fuhr Rohde mit achilleischer Wucht dazwischen in einer Verteidigungsschrift »mit dem von den Basler Freunden eingegebenen gräulichen Titel Afterphilologie« [R.]. Auch Rohde wandte sich darin wie Nietzsche an R. WAGNER als den patronus causae[2], eigentlich aber an die Herren Philologen, um sie zu ersuchen, aus dem Buche zu lernen, dass sie, aufhörend blosse Wortklauber zu sein, sich als eine Garde der edleren Bildung constituiren mögen, als wozu sie, an den Griechen, allein das leitende Vorbild haben können . Man hat gemeint, dies Eintreten für Nietzsche habe für Rohde ein Sacrifizio dell'

[1] Sowohl das litterarische Centralblatt (FR. ZARNCKE) wie der philologische Anzeiger (E. v. LEUTSCH) lehnten, bezeichnend genug, eine Besprechung aus der Feder ihres Mitarbeiters (nicht den 'Hymnus' der N.A.Z.) ab [N. 29 I 72; 6 II 72]. Ueberrascht wurde Rohde durch dies Schicksal nicht. »Mir liegt, in dieser Angelegenheit, immer das Schillersche Epigramm von 'Weisheit und Klugheit' im Sinne: in Alexandria aber wohnen, ausser einigen k l u g e n Ritschls — die, wie der Landpfleger sprechen werden: „Du rasest" — zahllose Dumme, und ganz Einzelne, die nach tiefer W e i s h e i t dürsten. Diesen Dummen klänge die neue Mähr nicht anders als chinesisch!« [N. 9 I 72].

[2] Der Entschluss, der Streitschrift diese Form zu geben, ist von Rohde selbst ausgegangen, wie ein Brief an Nietzsche [18 IV, ähnlich 12 VII 72] beweist. Vgl. auch N. an v. Gersdorff, Ges. Briefe I S. 133 ff.

intelletto bedeutet. Mit Unrecht. Wie tief ergriffen Rohde von gewissen, dem Freundespaar zum guten Teil längst gemeinsamen Anschauungen[1] war und blieb, beweisen, eindringlicher noch als seine Briefe[2], gerade seine reifsten Arbeiten; was Nietzsche, aphoristisch und beengt durch Schopenhauerische Formeln, vortrug über die homerische Welt in ihrem Verhältnis zu einer finstern Vorzeit, über die Bedeutung des Orgiasmus, über den Kampf und die Versöhnung des Dionysischen und Apollinischen — das wirkt noch in Rohde's letzten Gaben fühlbar nach. Ueber das Phänomen des Tragischen äussert R. sich brieflich einlässlicher, als in seiner Anzeige oder in der Streitschrift. »Vorzüglich bewegt hat mich, was Du über den in's Endlose starrenden Hintergrund des Mythus gesagt hast; das mag es wohl sein, was diesen griechischen mythischen Poemen jenes ganz und gar . . . Unvergleichbare giebt: ein Bild der Welt, wo sich ein furchtbar Gewaltiges aus weitester Umfassung zu einigen kleinen Individualfiguren des Vordergrundes zusammenfasst: nur diesen Vordergrund sehen wir, und ahnen doch, dass hier nur Oberfläche ist . . . Das Erhabene, Erhebende der tragischen Wirkung liegt vielleicht in dem Schauspiel eines Menschen, der über die Enge des Einzelwesens heroisch hinausdrängt zu einem weiteren Wirken . . . Treibt ihn ein Uebermass persönlichen Grössegefühls, so wird er ein activer tragischer Held sein; es giebt auch Beispiele,

[1] Vgl. z. B. *Cog.* 11 f. 22 XI 70 über Sokrates und die Tragödie.

[2] Bedeutsam ist vor Allem eine ganz beiläufige Aeusserung über einen der Vorläufer des Buches, die 'Sokratesrede': »das wäre ja ein Ansatz zu einer wirklich philosophischen Vertiefung in diese wunderbaren Vorgänge der Geburt der geheimnissvollsten Kunst. . . Ribbeck hat die Schrift mit vielem Interesse gelesen und lässt Dir seinen schönsten Dank sagen« [N. 17 VII 71]. Und mit Bezug auf die »Tragödienschrift« selbst: »Ribbeck lobte die Schrift sehr: nur wünschte er Beweise, nur Ein Zeugnis dafür, dass denn also in der That aus dem zauberhaften Traum des dionysisch verzückten Chors die fremdartigen Bilder auf der σκηνή zurückgespiegelt seien. Da liegts ja! Uebrigens welch seltsame Vorstellung: als ob die schwere Kunst, des Unbewussten sich bis zur prosaisch-logischen Fixirung bewusst zu werden, überhaupt vor der deutschen Philosophie dieses Jahrhunderts irgendwo in der Welt existirt hätte! . . . Nur reisst beim Darlegen . . . freilich die Kette des logischen Exponirens: wer nicht gleich empfindet und sieht, dem predigt man da vergebens« [N. 1 VIII 71]. Dasselbe Thema N. 29 I 72, vgl. auch 22 IV 71, oben S. 47 f.

wo die allgewaltige Kraft in einem Individuum, fast gegen dessen Willen, zu mehr als individuellem Wirken sich so ausdehnt, dass die enge Form zerspringt: das sind passive tragische Charaktere, wie Schillers Jungfrau. Immer liegt in diesem Kampf etwas Erhabnes; und schliesslich empfindet man eine herbe Freude, wenn der ganz Zerbrochne, der Unvereinbares, menschliches d. i. Individualglück, und übermenschliche Thaten wollte, das Individuum freudig von sich wirft« [N. 1 VIII 71][1]. Rohde hat sich später dem Problem von anderer Seite zu nähern gesucht[2]; aber in den Hauptpunkten — vor allem in der Ablehnung des philisterhaften Postulats der 'tragischen Schuld' und der sozusagen positiven Einschätzung des Heroisch-Tragischen — kam er auf's selbe Ziel hinaus[3]. Und schliesslich und vor Allem: mit der Grundforderung, dass man der Antike »mit ganzer Seele nahn« und sie aus innerstem und eigensten Empfinden begreifen, dass man sie dann aber auch »verjüngend und belebend«, in unsre Gesammtkultur hinüberwirken lassen müsse, war es Rohde gerade so bitterer Ernst, wie dem Freunde. Er glaubte damals an eine besondre, durchaus nicht nur 'geschichtliche' Mission der Antike, und hat immer daran geglaubt. Davon reden noch eindringlicher, als die Broschüre, die gleichzeitigen, oft nur trümmerhaft erhaltenen Briefe und Tagebuchblätter, mit dem schwärmerischen, schwerflüssigen, auch stilistisch noch nicht ganz geklärten Ueberschwang dieser Jahre. »Ich bin nicht so naiv« heisst es einmal »sein [Nietzsches] Buch für ein symbolisches Wahrheitsdocument zu halten, aber ich will es nicht verstehn, wie die Vertreter des Besten . . . es so ganz verkennen können, dass in seinem Buche, in unzweifelhaft ungeheuer excentrischer Weise, eine jugendliche, schwärmerische ernste Seele die rich-

[1] Vgl. zu diesen noch in Schopenhauerischem Grunde wurzelnden Gedanken die unten aus den *Cogitata* unter Nr. 7. 12 abgedruckten Stellen.

[2] Vgl. unten Kap. X, auch *Cog.* 29.

[3] Bei E. Förster, Bd. II S. 68 ff sind eine Reihe von Stimmen verzeichnet, die bei dem Erscheinen der „Geburt der Tragödie" laut wurden. Hinzuzufügen ist noch ein wahrhaft Stimmberechtigter, der Löser der Katharsisfrage J. Bernays. Dieser hat sich nach Briefen Rohde's zu den Hauptpunkten zustimmend geäussert, dabei freilich auch einfliessen lassen, dass er Alles schon lange selbst sich so gedacht habe [N. 12 I 73, vgl. 26 II 72]. Vgl. auch Rumpf an W. Dilthey Br. 190 S. 298 f.

tige Ueberzeugung ausspricht: dass eine Zeit nicht auf dem rechten Wege sein könne, in der, wie aus einem Sumpfe der allerfrivolsten Civilisationsverhältnisse eine Blüthe der feinsten und reichsten Wissenschaft erblüht, die zwar mit jenem Sumpfe gar nichts gemein, aber auf ihn auch gar keine sichtbar veredelnde Wirkung hat. Und ist es nicht ganz gewiss, dass die wunderliche Tendenz einer Zeit, die mit einer, Millionen wissenschaftlicher Erkenntnisse nur addirenden Thätigkeit sich über die Nothwendigkeit einer alle Einzelheiten . . . ordnenden und beseelenden Gesammtanschauung und ethischen Gesammtempfindung hinwegsetzen zu können meint — dass diese antiphilosophische, antireligiöse, unkünstlerische Wahnvorstellung dieser rein 'wissenschaftlichen' Zeit sich auch unsrer Wissenschaft, in den jüngsten Vertretern am Meisten, entseelend und erkältend, bemächtigt hat? Und wenn nun schliesslich N. eine Kräftigung des künstlerisch-philosophischen Sinnes . . . von den — was nur der gemeine Neid verkennen kann — uneigennützigsten, kraftvoll erhabenen Bestrebungen des einzigen gegenwärtig lebenden weitathmigen Künstlers der deutschesten Kunst, der Musik, in vielleicht zu enthusiastischer Bestimmtheit erhofft: — so konnte man seinen Irrthum, wenn es denn ein solcher ist, ehrlich widerlegen; aber wie die Philologen, auch die Vielen unter ihnen, denen das . . . 'Ideale' eine ernstliche Herzenssorge ist, — wie auch diese, durch die Besonderheit seines Glaubens und seiner Darstellung . . . zur völligen Wegwerfung des tiefern und allgemeineren Gehaltes seines Buches hingerissen, ihn wie einen Aussätzigen meiden können . . ., das verstehe ich nicht, gegenüber der so sehr gebotenen Waffengemeinschaft der wenigen 'Edlen' gegen die andringende Masse . . .' [R. o. D. 1872] [1].

In dem Verfasser des 'Pamphlets' hatte das Freundespaar einen solchen Waffengenossen zu finden gehofft; um so schmerzlicher war die Enttäuschung. Rohde's Grimm wurde nun (wie die Briefe zeigen) aufs äusserste gesteigert durch

[1] Die Antwort Ribbecks [18 XI 72] in dessen Briefen, Nr. 194 S. 302 f. Hingewiesen sei noch auf die Aeusserungen in den Cogitata, vor Allem Nr. 44, wo Rohde meint, N. hätte, um Missverständnissen vorzubeugen, dem Ganzen eine poetische Form geben können: eine Vorahnung des Zarathustra-Stils.

die verletzende »persönliche« Haltung dieser Jugendschrift Ulrichs v. Wilamowitz, und durch gewisse Flüchtigkeiten, die Rohde als bewusste »Entstellungskunst«, als »Flausen und Finten« zu deuten geneigt war[1].

So ist in der That auch die Gegenschrift Rohde's — die erste, in der er sich an ein weiteres Publikum wendet — auf einen Ton gestimmt, der von seiner, bei aller Leidenschaftlichkeit vornehmen und gehaltenen Polemik andern Forschern gegenüber erheblich absticht. Gegen den Angreifer blieb in Rohde ein dauernder Groll zurück, der weder durch dessen späteres Schaffen noch durch den Einfluss gemeinsamer Bekannten (wie Fr. Matz) gedämpft werden konnte.

Ganz ohne positiven Gewinn ist aber auch dies Intermezzo nicht geblieben. Mit wohlthuendem Enthusiasmus werden die Aufgaben einer wahren, »seelenvollen« Alterthumskunde gezeichnet (ein schönes Schlagwort, das auch in Rohde's Briefen gern gebraucht wird) und im Gegensatz zu v. Wilamowitz manche litterarhistorische und ästhetische Einzelfragen fruchtbar behandelt, wie der musikalische Vortrag der Elegie (weiter verfolgt im Roman S. 139), die Geschichte des Dithyrambus, die lyrische Tragödie, die Parakataloge, die Analogie zwischen Dichtung und Traum, die Verwandtschaft des dichterischen Schaffens mit musikalischer Stimmung[2].

[1] Z. B. wenn v. Wilamowitz 'Zukunftsphilologie' S. 30 Nietzsche die Kunst absichtlichen Verschweigens vorwirft, während Nietzsche das von seinem Gegner angerufene Zeugnis ausdrücklich bespricht, vgl. 'Afterphilologie' S. 17. 41.

[2] Die Stelle Otto Ludwigs, die R. 'irgendwo' gelesen zu haben sich erinnert (S. 14) steht jetzt in Ludwigs Selbstbekenntnissen am Schluss der gesammelten Werke. Uebrigens gehört Ludwig zu den Künstlern mit dramatisch-musikalischem Doppeltalent nach der antiken Norm wie Wagner, nur dass die musikalische Seite bei ihm wohl von vornherein schwächer war und schliesslich verkümmerte. Ueber die 'Dichterträume' hat Rohde, die Andeutungen S. 16 ausführend, noch öfter gesprochen, vor Allem im 'Roman' S. 92. Ganz und gar in Nietzsche's und Rohde's Gedanken stimmen ein die Bekenntnisse P. Heyses, 'Jugenderinnerungen' S. 346: „Nun vollzieht sich freilich der beste Theil aller künstlerischen Erfindung in einer geheimnissvollen unbewussten Erregung, die mit dem eigentlichen Traumzustand nahe verwandt ist. . . Mehrmals aber, zumal im morgendlichen Halbtraum, ist es mir begegnet, Motive zu erfinden, die ich dann nach dem Erwachen fortspann und sofort zu runder Entwicklung brachte. . .“ Von antiken Poëten wäre noch Statius zu er-

Den freudigsten Widerhall weckte die temperamentvolle Streitschrift in Bayreuth. Von R. WAGNER empfing Rohde im Oktober 1872 »ein freundliches Schreiben, voll jener erhabenen Naivetät, die ihm als schönste Eigenthümlichkeit des Genius eigen ist. Als ob i c h, mich zu ihm gesellend, seiner Sache irgend etwas zusetzen könnte!« Einige Wochen später kam ein »liebenswürdiger Brief« von COSIMA WAGNER; Rohde hat von der genialen Frau noch wiederholt Rath und Zuspruch in schwieriger Lage erfahren. Beide empfanden lebhaft, dass hier Ein Freund für den andern ohne Zaudern seine Existenz einsetzte[1], und den Freund selbst „erfüllte die wahrhaft aufopfernde Handlungsweise Rohde's immer und immer mit der innigsten Dankbarkeit“ (E. Förster-N. II S. 94).

Rohde hatte die Sachlage von vornherein schwarz genug angesehn, und auch die »privatissime« geäusserte Zustimmung Ritschl's und Ribbeck's konnte ihn nicht sonderlich trösten

---

wähnen *Silv.* I 3, 23 *habentes carmina somnos* (dazu Vollmer S. 268); der alte Improvisator mag aber vor Allem an das Verseschmieden im Traum gedacht haben, von dem Heyse kurz vorher launig spricht. Rohde ist dem Problem noch wiederholt nachgegangen, z. B. als er es in einer Schrift VOLKELTS (die Traumphantasie, 1875, S. 176) behandelt fand.

[1] R. WAGNER schreibt (Bayreuth 29. Oct. 72): „Mein geehrter Freund! Ich finde, dass ich mit und durch Nietzsche in recht gute Gesellschaft gekommen bin. Das können Sie nicht wissen, was das heisst, sein langes Leben über in schlechter, oder wenigstens alberner Gesellschaft verbracht zu haben... Aber diese Wendung beginnt auch wirklich erst mit Nietzsche: vorher schwang sich meine Sphäre nicht höher, als bis zu Pohl, Nohl und Porges . . . Unsere Freude über Ihre Schrift war gross: sie ist das würdige Seitenstück und Complement der „Geburt“ selbst. Die Hauptsache für uns war, aus dieser Abfertigung wieder etwas lernen zu können, und ausserdem den „g a n z e n M a n n“ so recht achten und lieben zu lernen. Gewiss musste uns Allen so Etwas schön helfen: in den Zukunftsmorast der menschlichen Gattung wage ich aber keinen sehr herzlichen Blick mehr zu werfen. Doch können wir das immerhin die Sache Gottes sein lassen, wie er das Alles zu seiner Ehre einrichten will...“ COSIMA W. sagt u. A. (Strassburg 23. November 1872): „... so kann ich sagen, dass selten mich eine Schrift so ergriffen hat und mir so wohl gethan; wohl und weh, denn sie ist eine That..., deren weittragende Folgen Sie sicherlich vorausgesehen haben, wie ich sie förmlich eintreten sehe. . . . So bang nun, bei dem Erkennen der äusseren Lage, mein Gefühl ist, so sicher, fest und über alle Noth erhaben ist es, wenn ich an die Regung denke, die gegen alle äussere Rücksicht mächtige, die Sie bestimmt hat, und so rufe ich: Heil Ihnen, dass Sie so sind, und so denken, und so handeln!“

[N. 8 XII 72]. »Ich habe die Abfertigung wahrhaftig nicht *d'un coeur léger* unternommen, sondern ich wusste und weiss genau, dass der einzige Erfolg der sein wird, dass auch ich in das schwarze Buch eingetragen werde, wo die heillos Verrückten stehn, die sich von der herrlichen 'Jetztzeit' nicht aufklären lassen wollen . . . Ich weiss ganz gut, dass meiner 'Carrière' selbst ein Feind kein schlimmeres Hemmnis bereiten kann, als ich selbst mit dieser Parteinahme für Nietzsche . . . Und doch konnte ich nicht anders: ich konnte es nicht stillschweigend ansehen, wie mein Freund, den ich liebe, dessen Wesen ich mit dem Verständnis des Herzens durch und durch verstehe, von seinen Fachgenossen, wie ein Verbrecher, mit scheuem Stillschweigen bestraft und . . mit Koth beworfen wurde.« [R.]

Die nächsten Jahre schienen Rohde Recht zu geben. Bei wiederholtem Personenwechsel auf der Kieler akademischen Bühne, bei der Fortberufung von Ribbeck und Wilmanns, wurde Rohde's Stellung nicht gehoben, obgleich USINGER und GUTSCHMID (der seine Bedeutung voll erkannte) energisch für ihn eintraten; auch sonst erzählen seine Briefe von verpassten Gelegenheiten und verschlossnen Aussichten[1]. Er empfand das, nicht ohne Grund, als Zurücksetzung und »Verfehmung«, und sah sich schon als *professor extraordinarius perpetuus* in Kiel versauern. Zudem war es ihm nicht gelungen mit WILMANNS, bei aller Anerkennung seiner moralischen Delicatesse und Tüchtigkeit, in ein irgend wie vertrautes Verhältnis zu kommen. Neue Collegen lernte er genug kennen in dieser Durchgangsstation, wo wie in einem Stundenglas unten der Sand abrieselt und oben zu, und so fort ohne aufzuhören. [R.] Einzelne leuchteten ihm auch schon ein, z. B. der 1873 neu berufene SCHIRREN, ein energischer, durchaus mehr weltmännisch freier, als stuben- und cliquenseliger Professor Germanicus [R.] oder der Sanskritforscher R. PISCHEL, der »Genosse seiner Nachmittagsspaziergänge und Berather in Indicis«.

[1] So sei er für Freiburg an erster Stelle in Aussicht genommen gewesen, aber schon jene Anzeige in der N. A. Z. habe ihn als unmöglich erscheinen lassen. Es kam mir vor, als ob diese Geschichte mir von dem guten, fischkalten Gutschmid durchaus »im Auftrag« [Ritschl's] als avis erzählt werde. Sie zeigt jedenfalls sehr klar, wie es nun kommen wird« [N. 14 XI 72]. Vgl. auch den Antwortbrief Ribbecks [18 XI 72] Nr. 194.

Am nächsten kam ihm neben NÖLDEKE damals wohl F.C. ANDREAS, von dem er bei seinen Studien über den geistigen Güteraustausch zwischen Orient und Occident manche Belehrung empfangen hat. Aber ein Freundschaftsverhältnis, wie es seinem Herzensbedürfnis entsprach, wollte sich nicht gleich herausbilden. Es scheint ihm, nach seinen Briefen zu schliessen, seit RIBBECKS Fortgang jede Gelegenheit zu wirklich vertraulicher Aussprache gefehlt zu haben, zu der ihn seine wechselnden Stimmungen doch so sehr drängten: »Hier aber fühle ich mich . . . unbeschreiblich allein und öde: vollends seit auch Ribbeck fort ist, der doch persönlich ein Herz für mich hatte, meine ihm sehr wohl bekannten Meinungen mit Zartsinn und Schonung und nicht ganz ohne Sympathie ertrug. Ich bin ihm doch viel und auf immer schuldig: ein e d l e r Mensch.« [N. 27 IX 72][1].

Doppelt trübe gestaltete sich sein Leben seit dem Spätjahr 1872, wo er erst die »seinem Lebensgange treu folgende Grossmutter, und dann einen geliebten Bruder« zu betrauern hatte, der ganz unerwartet in wenigen Stunden an der Cholera gestorben war. Auch die ganze Signatur der immer schärfer sich ausprägenden Gründerzeit war ihm unheimlich — »dunkle Tage, an denen Alles abwärts wankt und stürzt und so gar nichts Hoffnunggebendes sich zeigen will«. Diese Stimmungen finden jetzt in den Briefen an Ribbeck einen unbefangeneren Ausdruck, als in denen an Nietzsche; den Freund, dessen »problematische Gesundheit« ihm schon damals schwere Gedanken machte, sucht er sichtlich zu schonen. So lebte er, nach seinem eigenen Geständnis dahin, »in einem Leben, das in einer gewissen dämmernden . . . Selbstbeschwichtigung sich bewegt«. Auch für seinen litterarischen Lieblingsplan wollte der »Frühling« nicht kommen. Er hatte »eine Periode des Schreibekels, die immer auf einer schwer zu überwindenden Verstimmung des e i n s a m, χαλεποῖσιν ἐπὶ ξείνοισιν Lebenden beruht«. Einsam — das Wort klingt immer wieder aus seinen Bekenntnissen heraus. Wie in den ersten Kieler Studentensemestern, kamen damals Tage, wo R. »factisch kein Wort sprach«, Wochen, wo er ganz und gar »mit seinen Gedanken, Wünschen und Büchern« allein war. Ohne Genossen pilgerte

[1] Vgl. den Brief Ribbeck's an Ritschl 173 S. 275 f.

er, 'weite Welt und freies Leben' in sich zu saugen, im Herbst 1872 durch allerlei Städte Mitteldeutschlands, 1873 durch Norditalien; zumal Nürnberg, Dresden und die ihn wieder »völlig berauschenden Herrlichkeiten« von Florenz brachten Erquickung und künstlerische Anregung.

Aber vor Allem waren es die Hamburger »Wagnertage« im Januar 1873, die ihm neuen Schwung gaben. Eben erst aus den, bei der Mutter in gemeinsamer Trauer um den Bruder verbrachten Weihnachtsferien nach Kiel zurückgereist, eilte er wieder in die Heimath, um, wie er an Ribbeck schreibt, »Wagner und Frau zu begrüssen und zwei Concerte mitzumachen. Es will sich schwer sagen lassen, wie mich die Berührung mit diesem einzigen Manne stets aufrichtet und erhebt« . . . »Eines bringe ich stets mit: die tiefe Empfindung: was doch unserm Leben und Sein dieser Mann ist, für Verstand, Sinn, Herz und Willen! . . Kehrt man dann zurück, so giebt es ein schmerzliches Ringen, bis die erregten Wellen sich endlich in das matte Geplätscher der gewöhnlichen Existenz zurückzwingen lassen wollen. Wär ich doch nicht so allein!«

Die Osterferien brachten endlich das ersehnte Wiedersehn mit dem Freunde — in Bayreuth, wie es Rohde sich im Stillen gewünscht hatte[1]. »Wir haben . . . acht sehr merkwürdige Tage in stetem Verkehr mit Wagner zugebracht . . ., in denen sich namentlich auch die auf ganz eigene Art liebenswürdige und herzliche Weise des Mannes einprägte, die, bei einer immer zur freiesten Heiterkeit aufgelegten Stimmung, doch stets wie von einem erznen Glockenton der allertiefsten und lautersten Empfindung alles Ernsten und Würdigen durchklungen ist. Da mag man nun sagen, was man will: das innerste Wesen dieses grossen Künstlers ist das edelste und reinste: und wer es anders meint, der kennt ihn nicht, wie er denn aus äusserlichen Berührungen her, bei der eigenen Herbheit, die er dann zuweilen zeigt, gewiss nur missverstanden werden kann. In Lichtenfels trennten wir uns, Nietzsche und ich, nicht ohne die Empfindung, wie sehr wir zusammen-

[1] »Dann würden wir vier wohl wirklich eine 'fruchtbringende Gesellschaft' ausmachen« schreibt er beim ersten Auftauchen des Planes. — Vgl. die Aeusserungen über Wagner, Cap. 21.

gehörten, nicht zu einer kurzen Berührung, von der man wenig im Grunde hat, sondern zu dauernder Lebensgemeinsamkeit[1]: ich kann das Gefühl nicht ausdrücken, mit dem ich stets den Adel seiner Natur auf mich wirken fühle, und eine ganz besondere Poesie, die in seiner ganzen Atmosphäre liegt. Freilich muss man ihn dazu lieben, denn er hat seine für 'Kritiker' sehr fühlbaren défauts de ses vertus« [R. 29 IV 73].

* * *

Wer Rohdes Briefe und Bekenntnisse übersieht, wird den Eindruck empfangen, dass die Jahre 1872 bis 1874 für ihn eine kritische Zeit gewesen sind. Seine geistige Gesammtpersönlichkeit ist damals sozusagen ruckweise gewachsen; aus dem zugleich befangenen und ungestümen Jüngling wird der überlegene Mann, den wir im 'Roman' sprechen hören. Er hat das selbst gefühlt, und an dieser Empfindung sich aufgerichtet. »Ich bin nicht hoffnungsvoll« heisst es in einem Briefe vom 27. Februar 1873, »aber nicht eigentlich verstimmt, bedenke vielmehr täglich in meinem Herzen, wie glücklich im Ganzen ein Geschick zu nennen ist, das Einem in der Jugend, bei gänzlicher Hoffnungslosigkeit für die Zukunft, doch für die Gegenwart die Möglichkeit eines stillen Wachsens in dem, was von ächter Bildung unsereinem assimilirbar ist, gewährt. Dieses Gefühl stillen und steten Wachsens ist fast das Einzige, was mir, in dieser Kälte des Lebens, von Glücksempfindung übrig bleibt . . .«

In der That, »was von ächter Bildung ihm assimilirbar war«, hat er damals wie mit tiefern Athemzügen in sich aufgenommen. Mit innerster Theilnahme vergrub er sich in die Brief- und Memoirenlitteratur bis herunter zu Varnhagen und Rahel; es ist das Geheimnis der Persönlichkeit, dem er in seiner Weise nahezukommen sucht, nicht sowohl mit dem Secirmesser des 'müssiggehenden Psychologen', als durch ein sympathisches Mitempfinden und künstlerisches Schauen. »Kürzlich fiel mir Varnhagens Galerie von Bildnissen aus Rahels

[1] Derselbe Gedanke beherrscht noch Jahre lang die Briefe an N., z. B. 10 V 74. Im August 1873 notirt Rohde auf einem Tagebuchblatt, er habe beim Erwachen in der Nacht »wie auf einen tiefen Meeresgrund auf den wahrsten Grund des Charakters seines lieben Freundes N.« gesehn.

Umgang in die Hände: im zweiten Bande fand ich einen Menschen in Briefen verewigt, wie ich ihn nie im Geiste noch gesehn habe: Alexander v. d. Marwitz. Selten ergriff mich etwas so, wie diese Seele: 'stets blickend in die Höh', nach allem Edelsten: innerlichst glühend, ohne die Stütze irgend einer Superstition; frei von aller Schwelgerei im Geistreichsein, und doch Welt und Menschen und Bücher im Spiegel des vornehmsten Geistes, zur wahren Befreiung des Schauenden, widerspiegelnd: seiner Vornehmheit sich bewusst, und doch von allem Hochmuth, als ein ächter M e n s c h, unsäglich fern.« Wie ihm hier aus den Brieffragmenten das Jünglingsideal des Freiheitskämpfers leibhaft entgegentritt, so gewinnt ihm auch Ferneres und Fernstes greifbare Gestalt. Den grossen Persönlichkeiten steht er im Ganzen gegenüber wie CARLYLE, »dieser tiefsinnige und enthusiastische Mensch«, bei dem R. nur bedauert, dass er gar nicht gehen, sondern nur springen könne[1]. Ein neues und fremdes Element in seiner Welt sind die englischen Positivisten, wie J. STUART MILL und TYLOR: »die Kerls sind mit ihrem grässlichen Common-sense-Styl freilich oft zum Todtgähnen, aber sie verstehen die schwere Kunst des logischen Darlegens, ohne Aufdringlichkeit, vortrefflich.«[2] Auch von ihnen hat Rohde zu lernen gewusst, wie das schon der 'Roman' (mehr noch die Psyche) zeigt. Aber das Verhältnis zu seinen alten Führern zu sprengen, hat ihre Kraft nicht genügt. SCHILLERS philosophisch-ästhetische Aufsätze haben einige der lichtvollsten Abschnitte des 'Romans' inspirirt, und immer wieder hören wir in den Cogitata und in manchen schlichten Aufsätzen Aeusserungen SCHOPENHAUERS oder WAGNERS weiterklingen. Nur emancipirte sich Rohde damals, aus persönlichster Erfahrung, von Schopenhauers Aesthetik in einem Hauptpunkte. Auf seiner »Kunstreise« zumal, im Herbst 72, grübelte er viel über diese Dinge. Nach dem Studium der Dresdener Galerie schreibt er: »Es ist ein sehr 'nach-

[1] Hierher gehören zahlreiche Abschnitte der Cogitata, die sich mit dem Problem des Genies beschäftigen, s. Nr. 2, 20, 30 ff. 49.

[2] In diesem Sinne empfahl R. sie Nietzsche, in dessen Schriften er die Kunst ruhiger und lückenloser Deduction vermisste [N. 24 III 74]: er ahnte nicht, dass der Freund sehr bald in ihr Lager übergehn würde. Auf einem Blatt aus dem Jahr 73 notirt er sich Mill's Essays und Logik.

denkliches' Phänomen, dass eine Betrachtung solcher Bilder der Erscheinung uns solch reines, tiefes Vergnügen gewähren kann; das ist freilich eine Lust, und eines der sichersten Zeichen, dass eine so reine Entbindung des Intellects vom Willen, wie Schopenhauer annimmt, eine Einbildung ist: woher sonst das bestimmte Gefühl einer reinen zwar, und unvergleichlichen, aber einer Lust?« Aus derselben Zeit stammt die im Anhang mitgetheilte Polemik gegen die Vorstellung von der ἰδέα als höchster Aufgabe der bildenden Kunst [*Cog.* 39]. Damit ist ein todter Punkt in Schopenhauer's Aesthetik, sein hinter der Lebensfülle der künstlerischen Wirkungen weit zurückbleibender überplatonischer Idealismus, für Rohde endgiltig überwunden; es ist nur eine weitere Consequenz, wenn bald darauf gegen seines Meisters Ethik ähnliche Zweifel laut werden[1]. Im Uebrigen blieb er aber dem ästhetischen Glauben seiner Wanderjahre getreu, auch den neuen Eindrücken gegenüber, die er unbefangen, aber auch ohne fahriges Hasten und Schwanken, in seine Empfindung aufzunehmen stets bereit war. In Nürnberg, wo er auf den Wegen der Meistersinger wandelte, hatte er »aufs neue das Gefühl, dass an reiner und ganzer Freude da weniger zu holen ist unter all den viereckigen Fratzen, als in einer einzigen, kleinen italiänischen Kunststadt... Und doch waren die Trefflichen sicher auf dem richtigsten Weg zur freien Schönheit, der nicht durch einen verhimmelten Idealismus geht, der nichts darzustellen wagt, wie er es sieht, sondern irgend ein fantastisches Spectrum. So aber bleiben diese Dürer usw. stehn, wo die Realisten der altflorentinischen oder paduanischen Schule standen: was hinderte aber den Fortgang? Ach, die verwünschte Theologie und der 30jährige Krieg!« Auch für sein litterarisches Urtheil bezeichnend ist hier die Offensivstellung nach zwei Fronten. Aber während er die Pseudoklassik schlechtweg ablehnt, gilt ihm jene archaische Realistik doch als unumgängliche Vorstufe zur »freien Schönheit«. Gewisse Radirungen Dürer's lebten in seiner Phantasie[2] und

[1] Ein Blatt vom Januar 1874 (*Cog.* 55) bezeichnet den Wendepunkt.

[2] Dahin gehören vor Allem die Melancholie und der christliche Ritter. Im Briefwechsel mit Nietzsche ist davon schon in den Wander-

gelegentlich bekennt er, sich in München »an den altkölnischen und altflandrischen Bildern« erholt zu haben und beschäftigt sich mit Sulpice Boisserée, seinen Kunstanschauungen und Briefen. Verwandten Geistes sind z. B. die 1873 niedergeschriebenen Bemerkungen über die Kunst der grossen Porträtmaler (freilich mit einem Schopenhauerischen 'soll') *Ung.* 27, oder die etwas spätern Betrachtungen über die 'Nachahmung der Natur' in der Kunst und die kunstwidrige Betonung des Inhaltlichen bei Gabriel Max *Ung.* 59 f.

Den philosophisch-ästhetischen Interessen halten die religiösen (im weitesten Sinne) nahezu die Wage: Rohde näherte sich jenem letzten Standpunkt geistiger Befreiung, »wo die Religion neue Kraft und neuen Muth gewinnt« [*Ung.* 57]. Die räthselhaften Phänomene der religiösen Erweckung im alten und neuen Mysticismus, bis herunter zu den Excessen des Shakerthums [*Ung.* 31], beschäftigten ihn wieder und wieder; man sieht, wie tief die Fundamente für die Darstellung der Ekstase und des Orgiasmus in der 'Psyche' hinabreichen. Auch mit theologischen Schriften, die prinzipielle Fragen zur Sprache brachten, suchte er sich ernsthaft auseinander zu setzen. Auf's tiefste ergriff ihn LAGARDE mit seinem »kräftigen, ja austeren Apostelton und Ernste«: es waren jene theologisch-politischen Aufsätze, die (wie der Briefwechsel zeigt) auch bei dem Verfasser der Unzeitgemässen Betrachtungen einen starken Widerhall fanden (z. B. Theologie, Kirche und Religion, 1872/3, jetzt Deutsche Schriften S. 47 ff.). »Namentlich was er [Lagarde] von einer mehr als 'historischen' Theologie, als einer Anleiterin zur Religion sagt, ist vortrefflich. Als Voraussetzung muss man ihm freilich immer zugeben, dass auf dem Grunde des trüben Schlammes 'christlicher' Tradition eine ächte lautere, ganz eigentliche vor Allem, **nicht** rein **moralische**, sondern metaphysische Offenbarung ruhe: sonst hat die neue 'Theologie', in ihrer **historischen** Art, gar keinen Sinn. Frappirt hat mich seine Meinung über das Johannesevangelium: . . . der gänzliche Mangel an

jahren die Rede (wo R. eine Reproduction für N. besorgte), wie N. denn den Ritter als schriftstellerisches Symbol in seinem Erstlingswerk (Die Geburt der Trag. 20, Werke I 143) sehr glücklich verwendet hat.

Dogmen lässt es freilich sehr alt erscheinen: man sieht eigentlich nichts als einen, durch seine Person ganz magisch wirkenden Heilslehrer, der den Untergang des κόσμος οὗτος voraussagt, zu dem er selbst nicht als Richter, sondern als σώζων der an ihn Glaubenden kommt. Nichts kann übrigens wehmüthiger sein, als die vollständige Einsamkeit, mit der er, nach Johannes, auch unter seinen Jüngern stand«[1] [20 V 73].

In dieselbe Kerbe schlugen die »Streit- und Friedensschriften« von FRANZ OVERBECK, Nietzsche's Hausgenossen in Basel. Die »unerbittlich wahrhaftige Behandlung des Gegenstands« in der Broschüre 'über die Christlichkeit unsrer heutigen Theologie' machte auf Rohde »einen tief bestimmenden Eindruck«. Vor Allem fühlte er dámit die allerlebhafteste Sympathie (wie er an Overbeck schreibt), »dass man endlich gerade heraus dagegen Protest erhebe, dass eine solche historische (und ja nur quasihistorische) Betrachtungsweise . . . sich wie eine religiöse gebärde. Wo bliebe denn eigentlich zuletzt . . . ein Alles nach sich bestimmendes Lebensprincip, wenn nicht nur unsern 'Bildungsphilistern' erlaubt sein soll, alles Edelste . . in eine kühle 'objective' Ferne zu rücken (wo man dann von seiner Existenz wissen und dabei doch ruhig und in seinem eignen Lebensgefühl unberührt auf seinem Canapee sitzen bleiben kann), — wenn nun auch das Christenthum in Denjenigen, die es ganz wegzuwerfen den Muth nicht haben, in eine solche Distance der 'wissenschaftlichen' Betrachtung gerückt wird, ohne dass sein eigentlicher Lebensgehalt — den von einem Theologen so entschieden als einen asketischen bezeichnet zu sehn, wie ich ihn aus Schopenhauer kannte, mich sehr erfreut hat — auf die Gesinnung des Betrachtenden irgend einen Einfluss zu gewinnen brauchte. 'Kritik' und 'Historie' dort wie hier, und in den wichtigsten Dingen ein flaues Begnügen mit dem Wissen um die Meinungen anderer längst verstorbener Ehrenmänner, und mit einigen . . . 'kritischen' Bestimmungen darüber: als ob man von Scheide-

[1] Vgl. Lagarde, deutsche Schr. S. 70 ff. Wie nahe Nietzsche und Rohde, auch in allgemeinsten Fragen (Civilisation und Bildung S. 91, vgl. Rohde Kl. Schr. I S. XXV f.), dem Göttinger 'Propheten' stehn, mag hier nur kurz angedeutet werden; in der 'Nietzsche-Litteratur' pflegt man davon nicht zu reden. Vgl. auch *Cog.* 47.

wasser leben könnte! ... Hiergegen auf christlichem Gebiete zu protestiren, ist gewiss ebenso verdienstvoll, als auf dem Gebiete der sonstigen Bildungsphilisterei ... [O. 2 IX 73].

Völlig unverkennbar ist bei all diesen Aeusserungen die Gleichheit der Gedankenstimmung zwischen Rohde und Nietzsche. Die 'Unzeitgemässen Betrachtungen' hat Rohde, in stetem Briefwechsel mit dem Freunde, geradezu mit durchlebt[1]. Den tiefsten Eindruck hinterliess ihm das zweite Stück 'vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.' »Spätere Zeiten« meint er, »werden es zu bewundern haben, mit welcher entschiedenen Klarheit, mitten im Fieber, die Symptome einer Krankheit erkannt sind, die man sonst wohl gar für das Roth der Gesundheit hält, und die unsrer ganzen Art ihr wesentliches, nie dagewesenes Gepräge geben: eine allmähliche Fortspülung aller Naivität[2]. Der ruhigere Ton der Schrift sei zu preisen; denn man habe hier mehr zu beklagen, als zu verurtheilen: »wir stehen alle selbst mitten in dem Uebel«. Mit solchen Gedanken über Historie müsse ja eigentlich jeder rechte classische und eigentlich auch jeder germanische Philolog[3] von vornherein einverstanden sein, »sie müssten ihm z. B. den unsinnigen Widerspruch aufdecken, der darin liegt, die classische Philologie zu einer 'rein historischen' Wissenschaft im modernsten Sinne zu degradiren — was sie ursprünglich gar nicht war und sein wollte —, und

[1] Rohde hat nicht nur die Druckbogen gelesen und corrigirt, sondern auch sonst bis in's Einzelnste hinunter fragend und kritisirend seine Theilnahme bekundet. Vgl. E. Förster Bd. II S. 139. *Cog.* 47.

[2] Rohde hat Nietzsche's Schrift brieflich [24 III 74] sehr fein charakterisirt und auch kritisirt. Die Gedankenführung war ihm vielfach zu sprunghaft: Nietzsche überlasse es dem Leser mehr als billig, die Brücken zwischen seinen Gedanken und Sätzen zu finden, wie das auch Wagner fast in allen seinen Schriften (ausser im 'Dirigiren' und im 'Judenthum') so gehe. Auch über das eigentlich Stilistische macht er feine Bemerkungen, so über das von N. zu weit getriebene »Durchfugiren wirklicher Bilder«, vgl. S. 73[1].

[3] Ich erinnere mich eines Gesprächs mit Fr. Zarncke (Anfang der achtziger Jahre), in dem er die Berechtigung dieser Gedanken unumwunden anerkannte; ähnlich äusserte sich einmal mein alter Lehrer R. Hildebrand. — Der Frieden mit Zarncke wurde trotz seiner ablehnenden Haltung gegen die 'Geburt der Tragödie' bald wieder hergestellt. Noch bei seinem letzten Aufenthalt in Leipzig war Nietzsche bei Zarncke; der Zufall hatte mich um dieselbe Zeit zu Z. geführt.

doch ihr, in den Gymnasien, einen Vorzug vor andern 'reinen' Historien einräumen zu wollen: wie man das, mit den seltsamsten Redensarten und vermöge eines Ueberrestes von Instinkt, doch immer noch vertheidigt . . .«

Rohde selbst stand eben vor der Aufgabe, zu seinen philosophischen und künstlerischen Bedürfnissen die Forderungen rein geschichtlicher Arbeit und Betrachtung, die gerade sein Stoff unumgänglich erheischte, in's rechte Verhältnis zu setzen. Wie A. v. Gutschmid sein Meister gewesen war für das quellenkritische Handwerk, wurde damals JAKOB BURCKHARDT sein Vorbild für die historische Kunst. Persönliche Beziehungen hatten sich durch Nietzsche angesponnen[1]; auf das Studium der kunsthistorisch-ästhetischen Werke war intensivste Beschäftigung mit den geschichtlichen gefolgt. »Um deine Collegien bei Burckhardt[2] beneid ich Dich (heisst es auf einem Zettel an Nietzsche): wenn es einen ganz specifisch historischen Geist giebt, so ist Er es. Es giebt eine Art, die Dinge historisch zu sehn: und damit meine ich nicht jene triviale Professorenart, das geheimnisvolle Thun des Weltwillens ... mit Approbirung hoher Behörden auslegen zu wollen, als wäre die Menschengeschichte ein Cursus von Sexta bis Prima. Grade die Kunst, keinen 'Grundgedanken' hinein zu dociren, aber, in Anschauungen denkend, das Wesen und Thun vergangener Zeiten so zu erkennen, wie sie damals lebten und sich bewegten, das ist die hohe Kunst des Historikers«[3]. Und ein paar Jahre später [N. 24 III 74]: »Begierig bin ich, Burckhardts Worte [über die zweite Unzeitgemässe] näher

[1] Schon bei dem Aufenthalt in Basel Frühjahr 1870 war er »mit dem geistvollen Jakob Burckhardt, zusammen in Muttens« [M. 9 VI 76]. In jugendlicher Lust am Symbolischen stellte N. dann 1871 zwischen seinen Bekannten durch jenen Act gemeinsamer Libation, von dem E. Förster-N. (II 63) erzählt, eine Art telepathischen Zusammenhangs her; so lässt R. Burckhardt grüssen als einen der συνδαιμονίζοντες und erkundigt sich wiederholt in seinen Briefen (besonders seit 1872) nach seinem Ergehn, seinen Ansichten und Absichten [vgl. N. 27 IX 72. 24 III 74].

[2] Es war die Vorlesung über das Studium der Geschichte, die in manchen Gedankengängen, besonders der zweiten 'Unzeitgemässen', nachklingen wird. Vgl. CARL NEUMANN, Deutsche Rundschau 1898, S. 382 f

[3] Das ist ungefähr dasselbe, was NEUMANN (Hist. Zeitschr. XLIX S. 449) 'historisches Leben in bildlicher Folge' genannt und aus der 'illusionären Kraft der anschaulichen Schilderung' bei Burckhardt abgeleitet hat.

kennen zu lernen[1]; er bleibt ein unvergleichlicher Kopf, dem es nur an Stärke der Hoffnung und, vielleicht muss man leider so sagen, an Fähigkeit einer lebenernährenden Illusion gefehlt hat in jüngeren Jahren.« Wie treffend hier eine Eigenthümlichkeit in Burckhardts geistiger Organisation bezeichnet ist, die man je nach seinem Standpunkt als Mangel oder Vorzug ansehn wird, können wir erst jetzt recht ermessen, seitdem wir seine 'griechische Kulturgeschichte' kennen gelernt haben.

Auch für seine schriftstellerische Kunst fand Rohde damals — als ob alle grossen neuen Eindrücke aus der Schweiz kommen sollten — einen neuen Lehrmeister in GOTTFRIED KELLER[2]. Schon 1871 tauchen Anspielungen an die 'Leute von Seldwyl' in den Briefen auf, vor Allem an die Lieblingsnovelle R. Wagner's[3], die 'drei gerechten Kammacher'. Wer mit gleicher Empfänglichkeit den grossen italiänischen Novellisten, wie JEAN PAUL[4] gelauscht hatte, der musste allerdings an diesem neuen und höhern Stil seine helle Freude haben. In den Osterferien 1873 bekennt Rohde, er habe »etwa acht Tage über dem grünen Heinrich verdämmert« [R.]; kurz darauf ging er auf Keller's Spuren in Zürich und hat mit ihm wohl auch eine flüchtige persönliche Begegnung gehabt. Man meint etwas von der „confessionellen Herbigkeit" des alten grünen Heinrich zu schmecken, wenn man die Aufzeichnungen und Briefe Rohde's aus diesen Jahren liesst - - grüblerische Selbstbekenntnisse, durchaus unmittelbar und persönlich, aber

[1] Sie sind abgedruckt bei E. Förster-N. II S. 142. Bei den Worten „Vor Allem ist mein armer Kopf" u. s. w. wird man einen leisen Anklang von Ironie nicht verkennen. Wenn Burckhardt aber als Ziel seiner historischen Lehrthätigkeit bezeichnet, den Wunsch und die Ueberzeugung zu wecken, 'man könne und dürfe sich dasjenige Vergangene, welches Jedem individuell zusagt, selbständig zu eigen machen, und es könne hierin etwas Beglückendes liegen': so schreibt er aus derselben Tonart, wie seine jungen Collegen Nietzsche und Rohde.

[2] Frühere Aufzeichnungen erinnern gelegentlich an die Manier LESSINGS s. oben S. 26.

[3] Vgl. J. Baechtold, G. Keller's Leben II S. 308. Ein Beleg oben S. 51[1].

[4] Rohde gehört zu den Wenigen, denen es in unsern Tagen gelang, zu Jean Paul in ein wirkliches Verhältnis zu kommen. Den Titan schätzte er sehr (vgl. z. B. *Cog.* Nr. 46), aber auch Wendungen und Gestalten aus dem Hesperus und dem Siebenkäs tauchen unwillkürlich beim Schreiben vor ihm auf. Vgl. auch unten Kap. X.

mit volleren und zugleich reineren Lauten, als früher. Auch in der wissenschaftlichen Prosa Rohde's stellen sich verwandte Züge ein. Manche Abschnitte des Buches über den Roman haben eine Fülle und Süsse des Ausdrucks, einen ruhig dahinströmenden Wohllaut des Satzbaus, bei dem man sich wohl an das Vorbild des grossen Schweizer Stilkünstlers erinnert fühlen mag, dem auch Nietzsche begeistert huldigte[1]. Wie ernsthaft Rohde damals bemüht war, »das edelste Instrument, die menschliche Rede« wahrhaft kunstgemäss behandeln zu lernen, zeigen mancherlei theoretische Betrachtungen über Schriftstellertechnik und Stil in gleichzeitigen Aufzeichnungen; vor Allem mit der Wirkung und Bedeutung des bildlichen Ausdrucks hat er sich wiederholt beschäftigt[2].

[1] Vgl. 'Der Wanderer' 109 = Werke III S. 257.

[2] Vgl. *Cog.* 40. »Unsre Sprache hat sich von der richtigen Bildlichkeit, die ursprünglich in jedem Worte der Sprache liegt . . ., sehr weit entfernt. Ich empfinde es oft an eigner Schreiberei, wie grau, abstract, bildlos unsre Sprach- und Ausdrucksweise geworden ist. Vielleicht durch Schuld des Ueberwiegens der wissenschaftlichen Prosa, auch namentlich der Schleiermacherei und Hegelei. So bezeichnen wir unsre Meinungen vielleicht wirklich eigentlicher und näher, als eine jugendliche Zeit: aber es fehlt das liebliche Mitspielen so vieler, durch bildliche Wörter mit angedeuteten Vorstellungen. Diese Dürre empfindet man peinlich, und sucht ihr leicht aufzuhelfen durch einen absichtlich bildlichen Ausdruck: absichtlich nicht, weil er Einem nicht etwa ohne Weiteres und instinctiv sich aufdrängte, sondern weil man das Bildliche dabei doch immer empfindet und festhält und daher eben leicht zu weit ausmalt und zu lange festhält« [N. 24 III 74].

V.

Das Buch über den griechischen Roman und Verwandtes.

Schon in den ersten Kieler Semestern hatte Rohde die besten Stunden seinem 'Roman' gewidmet. Aber erst im Spätjahr 1873 kamen die Massen recht in Fluss; im November konnte er Ribbeck, mit dem er unvergessliche Herbsttage in Heidelberg verlebt und der schönen Sonne genossen hatte, um die Annahme der Widmung bitten. Ein kaltes Bewusstsein über die wirkliche unbehagliche Lage der Dinge nährte ihm die dauernd gelassene Stimmung und einen leidlich gefassten, nicht ewig auf- und abschwankenden Muth; bei der Wittwe seines unerwartet gestorbenen Collegen USINGER (in deren Wohnung er zunächst mit der stillen Absicht gezogen war, ihr damit finanziell zu helfen) fand er ein Junggesellenheim so vortrefflich, wie ein Junggeselle wohl überhaupt wohnen kann. So stellte sich endlich die rechte Freude an der schriftstellerischen Arbeit ein, wozu er mehr als Andre ein ganz ungestörtes Einspinnen in Einen Vorstellungskreis nöthig hatte [R.]. Den mit Ribbeck lebhaft besprochenen Plan, sich für die nächsten Semester Urlaub geben zu lassen, um alle Störung fern zu halten, musste er freilich aufgeben; der eine philologische Lehrstuhl war eben unbesetzt und vor dem Eintreffen LÜBBERTs hielt es Rohde für unzweckmässig, als Lehrer zu streiken. Im Sommersemester 1874 tauchte er dann gänzlich in die Tiefe der wunderlichsten Romanmeere hinunter und erfreute sich an dem tollen Wesen drunten unter den Larven und sonstigen Schillerschen Klippenfischen. NIETZSCHE

versuchte ihn damals an die Oberwelt emporzuführen und zu öffentlichen Aeusserungen über seine »ganze Denkweise« zu veranlassen. Rohde lehnte das rund ab; er müsse sich das versparen auf eine viel spätere Zeit: »Ich bin ein sehr langsam reifendes Wesen, das seine Ringe sehr allmählich ansetzt. Vor der Hand fühl ich mich wirklich nicht gereift genug, um über Allgemeines öffentlich zu reden, sondern ich bedarf des Stammes eines besondern Gegenstandes, an dem ich mich aufranke« [N. 17 VI 74]. So fühlte er sich später innerlich genöthigt, sich auch von der Zusage, an den Bayreuther Blättern mitzuarbeiten, wieder entbinden zu lassen. In seinen Aufzeichnungen freilich wie im Briefwechsel vertieft er sich — mitten in der Kleinarbeit an seinem Buch, als wollte er sich die Glieder recken — in die fernen Räthsel, die die Freunde beschäftigten. In einem schönen Briefe an Nietzsche [13 XII 74] spinnt er die Grundgedanken der dritten Unzeitgemässen weiter; besonders die griechische Cultur in ihrer besten Zeit scheine, nach Nietzsche's Forderung, als Spitze und Zweck die Zeugung und Emporhebung des Genius, »in unbewusstem selbst genialem Trieb, sogar mit Härte und Grausamkeit« erstrebt zu haben [s. *Cog.* 76]. Mit diesem Gedanken verschlingen sich Betrachtungen über die Sklaverei, angeregt durch den letzten Abschnitt von Overbecks Studien zur Geschichte der alten Kirche, den R. fast mit demselben Gefühl wie einst die 'Kirchlichkeit' gelesen zu haben bekennt. Seit der Abschaffung der Sklaverei sei es mit dem obersten Ziel der griechischen Cultur, dem δύνασθαι σχολάζειν καλῶς, vorbei, »und mit den vielen Härten, die dieses, in seiner Ausführung . . mannigfach entstellte Princip zur Vorbedingung hat, sind doch jedenfalls auch seine edelsten Früchte seitdem abgefallen, und nie wieder zu erzeugen«. Seine Gedanken glitten bei der »heroischen Musik« Nietzsches doch wieder zurück in die gewohnten Bahnen des Gelehrthenthums: »davon . . . ist schwer wieder los zu kommen; denn es liegt ein gar zu grosser Reiz in solcher beschaulichen Umschau«.

In der That war es ein Zug, der den Historiker und Philologen vom Philosophen scheidet und dem Künstler näher rückt: der Drang zum Schauen des individuellsten Lebens mit

den feinsten und kleinsten Zügen — der Rohde bei seiner Arbeit leitete und für die Sonderart seines Buches bestimmend war. Sein Weg führte ihn dabei vielfach auf Gebiete, von denen bislang kaum eine summarische Aufnahme, geschweige denn ein ausgeführtes Bild existirte. An solchen Abschnitten — besonders im zweiten Buch — fühlte er sich gedrungen, monatelang »im Einzelnen herum zu subtilisiren«; all diese vergessenen Fabulisten und Utopisten beanspruchten ihr Recht als lebendige Persönlichkeiten, und auch die bunten Märchen, die sie erzählen, lockten Rohde immer wieder, wie jener Wundervogel, von der Strasse weg in die blaue Ferne. So vertröstete Rohde sich auf die Ferien, wo er endlich das Ganze organisiren und zu dem überreichen Inhalt (wie er mit einem Anflug alten Humors schreibt) »den schönen Stil« finden werde [R. 25 VII 74].

Seine Ferienreise führte ihn durch ein gutes Stück »Deutschlands und der angrenzenden Provinzen«, zu seinen Wiener Verwandten »nach Kalksburg in der sehr anmuthigen Wiener Waldgegend«, zu RIBBECK in Gastein, und schliesslich ans Ziel seiner Sehnsucht, nach Basel: seine Arbeit, an der er »in aller Harmlosigkeit weiterbosselte«, begleitete ihn überall, so dass der »languor einer vollständigen Erholungsexistenz« nicht eintreten konnte. In Basel genoss er, im Verkehr mit NIETZSCHE, OVERBECK, ROMUNDT, auch BURCKHARDT, »eine kurze Zeit volleren Lebens nach der akademischen Oede«; es schien ihm, als ob man dort »mitten im Strom der 'Jetztzeit' auf einer kleinen Insel lebe«. Als schönsten Gewinn nahm er das Bewusstsein mit, auch in OVERBECK einen wirklichen Freund gefunden zu haben. »Ich habe Eure Existenz in der Nähe gesehen, auch die vielfachen Verschiedenheiten in unsern Naturen wohl und bestimmt empfunden, und nur um so bestimmter gefühlt, wie mächtig, bei alledem, eine gründliche Gemeinsamkeit des Empfindens, Wollens und Wünschens uns zu jener Sympathie verbindet, die allein . . . eine Gruppe von Menschen, mitten in der unverständlichen Andersartigkeit der Uebrigen, zur Freundschaft verbinden kann« [N. 13 X 74].

Mit frischer Stimmung kehrte er nach einer »herbstlich verschleierten, z. Th. sehr schönen Rheinfahrt« in die Heimath

zurück, und noch in Hamburg »ergriff ihn der Geist«, dass er das schwierige zweite Buch so ziemlich abrundete. In Kiel begann dann die Ausarbeitung des dritten Abschnitts; während der Nebelmonate des beginnenden Wintersemesters fühlte er sich »in seinen Roman eingehüllt, wie in eine goldne Wolke«. Als »Stimmungshebel« rühmt er — der wie jener Auch Einer Fr. Vischers durch kleine Verdriesslichkeiten schwer verstimmt werden konnte — immer wieder dankbar die grosse Behaglichkeit seiner neuen Wohnung, lässt aber mehr als einmal, durchblicken, dass ihn im Innersten ganz andre Wünsche und Hoffnungen bewegen, deren er nur mit einem gewissen degagirten Humor Herr zu werden vermag[1]. Auch bleiben, bei der äussersten Anspannung, gelegentliche Rückschläge nicht aus; er verliere das Gefühl nicht, schreibt er einmal, dass man mit solchen Beschäftigungen »eigentlich nur dem qualvollen Bewusstsein entfliehen will, dass man im wirklichen Sinne des Wortes gar nicht l e b t. Doch bin ich zufrieden, wenn und solange dieses Entfliehen mir eben gelingt« [R. 25 XI 74].

Aber mehr und mehr verschwanden auch diese letzten Wolken von seinem innern Horizont, zumal sich mancherlei Zeichen einstellten, die ihm bewiesen, dass er die Lage zu schwarz angesehn hatte, und dass in deutschen akademischen Kreisen der 'Bildungsphilister' doch nicht allmächtig war. Die schönen, wahrhaft weisen (nicht nur »klugen«) Worte FRIEDRICH RITSCHLS[2], die in der Nietzschebiographie II 66 zu lesen sind, thaten auch bei ihm in der Stille ihre Wirkung. Und er brauchte nicht einmal zu warten, bis 'das Buch' erschienen sei (worauf ihn Ribbeck vertröstet), um sich zu überzeugen, dass er »über die Machtsphäre von Peter Wilhelm [Forchhammer] hinauswachse«. Im Frühjahr 1875 kam eine

[1] »Unter diesen Umständen — quae cum ita sint — sehe ich gierig nach der Millionenbraut aus, die mir wohlpräparirt in's Maul fliegen und mich unabhängig machen soll. Aber bald zeigt sich die Braut, bald die Million, aber nie beide zusammen. 'Wie selten ist es, dass die Menschen finden, was ihnen doch bestimmt gewesen schien'« [R. 26 V 74]. Aehnlich, nur mit noch viel derberem Humor, an Nietzsche 17 VI 74. Sehr charakteristisch ist der Schluss eines Briefes 13 XII 74, [der ganz offenbar κατ' ἀντίφρασιν aufzufassen ist. Dass das Alles nur Maske ist, bestätigt vor Allem ein Brief an N. 27 II 75.

[2] Vgl. Rohde an Nietzsche 9 I 72, oben S. 56[1].

Anfrage von Dorpat (aus der Feder RÜHLs), ob er geneigt sei, einem Ruf dorthin zu folgen. Er sagte zu, unter bestimmten Bedingungen, wie dem sofortigen Eintritt in's Ordinariat, nahm die Sache aber »sehr gemüthlich« und wartete mit vollkommenem Gleichmuth ab, was komme. »Aus Deutschland fort, von seinen Freunden fort in eine unerreichbare Einöde zu gehn« schien ihm doch ein schweres Opfer, wenn er auch aus Kiel »ohne einen Seufzer scheiden zu können« gesteht [R.]. Als sich die Sache schliesslich zerschlug und HÖRSCHELMANN berufen wurde, liess sich Rohde das wenig anfechten; dass Hörschelmann »es billiger thun« und deshalb gewählt werden würde, hatte er selbst vermuthet, »ohne sonderlich unglücklich bei dem Gedanken zu sein« — die Art freilich, wie die Sache sich entschied, gab ihm Anlass zu einer leichten Verstimmung, zumal er eine zweite Chance, die sich ihm bot (Graz), darüber verloren hatte. Seine Arbeit ging bei diesen, nur die Oberfläche berührenden Erregungen ruhig fort. Im August 1875 konnte er das Richtfest feiern (wenn auch im Einzelnen noch Manches auszubauen und zu »poliren« war) und erleichterten Herzens nach Bayreuth ziehn, um dort »die Proben mitzumachen«; von dem gewaltigen Eindruck des Werkes (besonders des Siegfried) erzählen seine Briefe und Tagebuchblätter. Aber schon während der Arbeit an den letzten Abschnitten hatten seine Gedanken sich oft genug in der Wunderwelt der Nibelungen Schwung und Wärme geholt; es klingt wie ein Dank an ihren Schöpfer, wenn Rohde die Betrachtungen über antikes und modernes Naturgefühl gegen Ende seines Buches ausklingen lässt in die Worte Siegfrieds von der seligen Oede auf sonniger Höh'[1].

* * *

Rohde's erstes Buch ist, wissenschaftlich und künstlerisch,

[1] Vgl. S. 511 = Siegfried Act III Sc. 1. — So feinsinnig Rohde's Betrachtungen sind und so völlig sie der Stimmung des gebildeten Griechen der Hellenistenzeit entsprechen mögen, scheinen sie mir doch dem ältesten Griechenthum nicht ganz gerecht zu werden. Ein Volk, das die Gestalten des Pan und der Musen geschaffen hat, empfand gewiss nicht nur den Schauer, sondern auch den Zauber der Bergeinsamkeit. Man suche nur das Proömium der Theogonie und die Pan-Legenden wirklich nachzufühlen.

ein Meisterwerk in einem, auf dem Gebiet der alten Philologie so gut wie neuem Stil. So tief waren für einen litterargeschichtlichen Bau die Fundamente wohl noch nie gegraben, so sinnvoll und zugleich übersichtlich noch nie der Grundplan angelegt. Man konnte Ausdrücke eines halben Bedauerns hören, dass Rohde solche Kunst an so geringwerthige Producte verschwendet habe, wie diese Romane nun einmal sind: war es nicht eine Art Ironie des Schicksals, dass der jugendliche hero-worshipper sich mit einer Litteraturgattung befasste, in der höchstens Mittelmässigkeiten, »Individuen, die nur als Gattungswesen Bedeutung haben«, zu Worte kommen? Auch NIETZSCHE hat so empfunden [N. 28 VIII 75][1]. Aber sieht man schärfer hin, so steckt in der Art, wie die spröde Aufgabe gelöst ist, der ganze Rohde, in freier Bethätigung seiner tiefsten Kräfte und Ueberzeugungen. Es ist nicht Willkür, wenn Rohde sich so lange bei den 'Vorläufern' aufhält. In breitestem Umfang wird der Nachweis geführt, dass von ihnen Alles herstammt, was in jener Epigonenkunst noch lebt, dass hier wirklich — nach dem von Rohde adoptirten Bilde Karl August's — oft »ein Tropfen Rosenöl genügt hat, um ganze Eimer von Existenzen zu begeistern«. Dieser Nachweis ist nur möglich durch eine bis in die letzten Gründe hinableuchtende rein geschichtliche Betrachtung, bei der die Poesie der Alexandriner endlich einmal, ohne classicistische Brille, in ihrem eignen Licht angeschaut und dargestellt wird. Rohde ist bei der Arbeit an seinem griechischen Roman Historiker geworden. Die Consequenzen dieser Wandlung hat er freilich erst in der Stille seiner Tübinger Lehrthätigkeit ziehn können.

Die Grundstimmung, gewissermassen die Seele des griechischen Romans — dieser letzten und schwächsten Schöpfung des antiken Hellenenthums — ist eine matte, idealistisch-sentimentale Erotik; wie diese, uns durchaus unmännlich und ungriechisch anmuthende Stimmung in der klassischen Zeit nur schüchtern anklingt, aber schon bei den tonangebenden hellenistischen Poeten zu einem wahren Triumph der Empfindsamkeit anschwillt und weiter in der Poesie der Römer und

[1] Zuerst auch RIBBECK. 1877 meinte er einmal, mit einem seiner culinarischen Bilder, die Sauce sei eigentlich zu fein für das zähe Fleisch.

dem Denken und Dichten spätgriechischer Litteraten ein vielfaches Echo findet[1]: das wird in dem, zahllose Einzelbeobachtungen zu einem harmonischen Ganzen vereinigenden Eingangstheile so anmuthig und anschaulich dargelegt, dass der Leser die spröde Mosaiktechnik des Gemäldes völlig vergisst. Der massive Leib, worin dies zarte Seelchen einer subtilen Erotik zu hausen pflegt, sind allerlei wundersame Abenteuer zu Wasser und zu Lande, in denen sich das Liebespaar zu bewähren hat. Das giebt Rohde Anlass zu einer, an überraschenden Ausblicken reichen Geschichte der geographischen Phantasieen und Märchen, von der Odyssee bis zu den spätesten Wunderschriftstellern. Schulung und Dressur erhält das sonderbare Zwittergeschöpf durch die Rhetorik und Sophistik. Die lebensvolle Schilderung dieser Bestrebungen hat einer sachgemässen Würdigung nicht nur der griechischen Romane, sondern der spätantiken Litteratur überhaupt die Wege geebnet; dem geniessenden Leser bietet sie ein unübertroffenes Culturbild aus dem wunderlichen Stillleben des alternden Griechenthums. Im Schlussabschnitt, der Analyse der einzelnen sophistischen Liebesromane, macht Rohde die Probe auf dies elegant gelöste Exempel einer aufs Typische gerichteten geschichtlichen Algebra und versucht, neben der durchaus überwiegenden conventionellen Technik der Gattung die spärlichen Züge einer individuellen Art und Kunst ans Licht zu stellen. Neuere Funde haben hier einzelne Linien verschoben. So hat uns ein Papyrus aus Oxyrhynchos (spätestens aus den ersten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts n. Chr.) gelehrt, dass wir Chariton (wie schon W. SCHMID vermuthet hatte) viel früher anzusetzen haben, als Rohde gethan hat (Fayum towns und their papyri by B. P. Grenfell and A. S. Hunt u. s. w., S. 75)[2]. Be-

[1] Es müsste noch einmal gründlich untersucht werden, wie weit selbst die galante Poesie des germanisch-romanischen Mittelalters mit jenen Hellenisten zusammenhängt. Für das heimliche Weiterwirken griechischer Romanfabulistik‹ ist schon von Rohde (Rom. S. 572), und neuerdings von E. Klebs Mancherlei beigebracht worden. Auch die höfische Lyrik ist nicht frei von byzantinischen, weiterhin hellenistischen Einflüssen, vgl. die Commentationes Ribbeckianae S. 14 ff.

[2] NABER (Mnemosyne 1901, S. 144) glaubt, dass die Textform des Papyrus nicht die ursprüngliche sei, also schon eine längere Textge-

deutsam ist es, dass dies, von Rohde in seinem geschichtlichen Werthe unterschätzte Werk den entschiedenen Versuch macht, hinter den schwankenden Gestalten seiner Fabel einen bestimmten geschichtlichen Hintergrund festzulegen. So reicht es dem auch im Schema verwandten Ninos-Roman Wilcken's und ähnlichen Stücken die Hand und fordert dazu auf, dem Verhältnis des Liebesromans zum historischen Volksbuch und zur Geschichtschreibung weiter nachzugehn. Es gilt hier doch wohl noch eine führende Persönlichkeit zu entdecken, die den von Rohde nachgewiesenen Typus zum ersten Mal geprägt hat[1]. Rohde hätte sich diesen Aufgaben gewiss nicht entzogen, wenn er die zweite Auflage seines Buches hätte veranstalten können. Für die Revision der Personalakten des Chariton, den er ursprünglich zu einer allegorischen Figur verflüchtigt hatte, war er schon 1894 im Rheinischen Museum eingetreten.

Im Uebrigen sind gerade diese einen scheinbar sterilen Stoff — den Gang und Inhalt der einzelnen Erzählungen — behandelnden Schlussabschnitte reich an fruchtbaren Einzelergebnissen: sie fördern eine Fülle von Beiträgen zur vergleichenden Novellen- und Märchenforschung an den Tag. Erstaunlich ist der Umfang, in dem hier, und auch in den früheren Abschnitten, die orientalischen und modernen Litteraturerzeugnisse herangezogen sind. Sieht man ab von gelegentlichen Ansätzen bei Männern, wie Welcker oder H. Usener, war Rohde unter den Zünftigen so ziemlich der erste, der — so fest er von der besondern Stellung des Hellenenthums überzeugt war — die chinesische Mauer niederriss und die Antike als kostbarstes Glied, aber doch nur als ein Glied der Weltlitteratur zu betrachten lehrte. So hat Rohde in gewissem Sinne der antiken Litteratur gegenüber jene universalgeschichtliche Betrachtung angebahnt, die sein (von ihm

schichte voraussetze. Darauf hin meint er bis in die Zeiten Trajans zurückgehn zu dürfen; von einem Zeitgenossen des Kaisers habe jener von Rohde (Rh. Mus. XLVIII 140 = Rom.[2] 520) herangezogene Chariton den Namen Ulpius. Mehr als eine Möglichkeit ist auch Das nicht. Meinen Antheil an der Entzifferung des Romanfragments hat Naber übrigens viel zu hoch angeschlagen.

[1] Vgl. U. Wilcken im Archiv f. Papyrusforschung I.

später hart befehdeter) Landsmann E. Meyer bald darauf auf dem Gebiet der allgemeinen Geschichte proclamiert hat. Um so fester hat er seine eigentliche Aufgabe abzugränzen sich bemüht; die 'fünf Vorträge', in denen später E. Schwarz nicht sowohl den Roman, als das Romanhafte in der alten Litteratur darzustellen versuchte, waren als Ganzes nicht nach seinem Herzen (Kl. Schr. II S. 8 ff.).

All diese, vornehmlich »in den Anmerkungen munkelnde« philologische Gelehrsamkeit ist aber nur Mittel zum Zweck. Der berufene Historiker verräth sich in der Sicherheit, mit der die Einzelheiten nach ihrem Werthverhältniss und ihren Zusammenhängen geordnet werden; der Feinfühligkeit, die den intimsten psychologischen Vorgängen nachtastet; dem hellen Künstlerblick, der den geschilderten Culturrichtungen und Epochen das Charakteristische abzusehn weiss. Oft fühlt man sich leise an die Art JAKOB BURCKHARDTS erinnert, in dem wir einen der wissenschaftlichen Erzieher Rohdes kennen gelernt haben[1]. Die Kunst der Selbstentäusserung dem historischen Stoff gegenüber (deren eine starke Persönlichkeit am dringendsten bedarf) hat der Jüngere nach schwerem Ringen endlich wohl noch bewusster und consequenter zu üben verstanden, als der Aeltere, der doch darin sein Meister gewesen war.

Bei dem auf den ersten Blick wenig verlockenden Stoffe wagte sich Rohde, in unsrer Zeit, als Leser nicht nur Fachleute zu denken, sondern vor Allem »unzünftige Freunde des Alterthums, dergleichen ja doch wohl, trotz der verheerend um sich fressenden 'allgemeinen Bildung' in deutschen Landen hin und wieder noch manche wohnen mögen«. Er durfte das, denn es war ihm gelungen, die spröden Elemente in eine bildsame Masse zusammenzuschmelzen und zu einem wahrhaften Kunstwerk umzuformen. Was ihn dazu befähigte, war nicht allein seine reiche, bewusst durchgebildete schriftstellerische

[1] Zahlreiche Stellen wenden sich an Burckhardts Bücher über das Zeitalter Constantins und die Kultur der Renaissance. Wenn sich Rohde die »Erforscher culturhistorischer Gebiete« als Leser wünschte (in der Vorrede), so dachte er an BURCKHARDT, wie die Briefe zeigen (z. B. das erste Schreiben, das er von Jena aus an Nietzsche richtete).

Begabung[1]. Nach seinen eignen Andeutungen hat dies Werk ihm denselben Dienst erwiesen, wie Andern ihre Dichtung. Nicht nur, dass es ihn in schweren Stunden hinüberrettete auf ein allem Tageslärm entrücktes Gebiet unpersönlichen Interesses[2]: Manches, was gerade in jenen Jahren sein verschwiegenes Herz bewegte, konnte er bei der Arbeit aus sich heraus setzen und beseelend hinüberströmen lassen in den geschichtlichen Stoff, vor allem jener Abschnitte, wo er »die Eine Leidenschaft« in ihren litterarischen Wirkungen verfolgt, »die auch in einer ganz zersplitterten Zeit den Einzelnen — in der Wirklichkeit oder selbst nur in einer jugendlichen Wallung seiner Phantasie — wenigstens einmal im grauen Nebel seines Lebens die sonnige Poesie eines kurzen Frühlingstages empfinden lässt« (S. 72). In der That, während Rohde an seinem Buche über den Roman schrieb, war er selbst, fast wider Willen, der Held eines abenteuerlichen, mit einer herben Dissonanz schliessenden Romans geworden. Es wäre nicht im Sinne Rohde's, wollten wir den Schleier von diesen persönlichen Erfahrungen herunterzerren. Es mag uns genügen, zu wissen, dass die, den geschichtlichen Text wie eine weiche, dunkle Melodie begleitende und belebende S t i m m u n g aus ganz persönlichem Empfinden entsprungen ist.

Ein auf den ersten Blättern angekündigter Anhang über die griechischen Novellen und Verwandtes wurde während des Druckes zurückgezogen. Rohde war zu der Einsicht gelangt, dass der wichtige Stoff (auf den er in Einzelbeiträgen noch wiederholt zurückgekommen ist) eine einlässlichere Behandlung erfordere. Seine Hauptergebnisse fasste er vorläufig zu einer

[1] S. oben S. 72 f.; eine Selbstkritik Kap. IX a. E., S. 139⁴.

[2] ». . . ich habe zum Glück noch die Kraft, mich in guten Stunden in allgemeinerer Betrachtung aufzuschwingen; und darin liegt doch die einzige Panacee gegen die Kargheit des Schicksals, das den lebhaften Wünschen mit so ärmlicher Erfüllung entgegenkommt . . . Mein 'Roman' ist in ununterbrochenem Flusse, so langsam es auch vorwärts geht bei einer Arbeit aus lauter Bruchstücken, an der man doch die Mühe nicht allzustark merken soll« [N. 23 XII 73]. Pointirter sagt er später einmal: »So herbe Erfahrungen wie die meinigen treiben alle Glückshoffnung mehr in das Land . . der blossen V o r s t e l l u n g hinüber. Ich glaube, dass nur auf diesem Wege eigentliche Dichter entstehen« (*Cog.* 31 I 76).

anmuthigen Skizze zusammen: dem Vortrag, den er 1876 auf der Philologenversammlung in Rostock (der Heimath seiner Frau) gehalten hat; ERNST V. LEUTSCH, einer der Senioren der Versammlung, zeigte dabei durch einige recht ärmliche Bemerkungen lediglich, wie fern ihm und Seinesgleichen diese Dinge lagen. — Noch REINHOLD KÖHLER, einer der vortrefflichsten Kenner auf diesem Gebiet, steht in seinem bekannten Aufsatz in den „Weimarischen Beiträgen" (Weimar, 1865 S. 181 ff.) ganz und gar unter dem Einfluss der BENFEYschen Ansichten über die Alles beherrschende Stellung Indiens. Von seiner engern Aufgabe abgesehn, leitet Rohde's Arbeit die seither schrittweis immer mehr Feld gewinnende Gegenbewegung ein; an ihn und an B. ERDMANNSDÖRFFERs (bei Rohde zu kurz abgefertigte) geistvolle Skizze knüpften vor einem Vierteljahrhundert[1] die Studien des Verfassers über die griechischen Novellen und Märchen an, die ihm die Berechtigung von Rohde's Ansichten von Tag zu Tag bestätigten[2]. Der zweiten Auflage des 'Romans' ist der Vortrag, der ursprünglichen Absicht entsprechend, beigegeben worden.

* * *

Rohde hatte, im besten Sinne, Zukunftsphilologie getrieben. Sein Werk trat unter die landläufigen philologischen Bücher wie ein vornehmer Fremder von überlegener Weltbildung unter die betriebsamen Philister einer kleinen Stadt. Bezeichnend dafür ist die Stellungnahme der litterarischen Kritik. FR. ZARNCKES litterarisches Centralblatt brachte eine sympathische Besprechung aus der Feder eines Archäologen, O. BENNDORFS; ebenso die 'Allgemeine Zeitung' und einige andere Tagesblätter. Aber die eigentlich philologischen

[1] Just so alt sind auch die Studien des Vf. über Aesop und den Siebenweisenroman: was hier wegen des im Hermes XXXIV (1899) S. 222 Geäusserten bemerkt sein möge.

[2] Freilich konnte man unlängst in den Preussischen Jahrbüchern einen Aufsatz über Märchen- und Novellenwanderung lesen, für den die Arbeit Rohde's überhaupt nicht zu existieren scheint. Auch E. H. MEYER versichert in seiner dankenswerthen 'deutschen Volkskunde', dass mindestens die Hälfte der deutschen Märchen aus Indien stamme. Ob sich, bei der Bilanz dieser Studien, die wir von J. BOLTE erwarten dürfen, das Verhältnis so stellen wird, wage ich noch zu bezweifeln.

und akademischen Organe in Deutschland schwiegen. Ein beredtes Schweigen. So imponierend das ganze Unternehmen auftrat: man traute ihm nicht ganz und wusste schliesslich auch nichts Rechtes zu sagen. O. RIBBECK, der das Buch geradezu mit erlebt hatte und das schöne Zusammenspiel wissenschaftlicher und künstlerischer Vorzüge mit feinem Verständnis genoss, ergriff wohl die Gelegenheit, in seinen Vorlesungen (vor Allem in denen über Theokrit) oder im Gespräch auf diese 'capitale Leistung' hinzuweisen[1]: öffentlich das Wort zu nehmen, scheute er sich gerade als Pathe des Buches. Voller klang das Echo aus dem Ausland — aber doch nur das Echo, denn Eignes hatte auch von diesen Kritikern Niemand zu sagen[2]. Dagegen rührte ein Brief NIETZSCHEs an die heikelsten ethisch-psychologischen Probleme des ersten Buches. Rohde beschäftigte besonders eine Bemerkung über die Ausgänge innigerer Erotik vom ἔρως παιδικός[3]. »Ganz übersehn« schreibt er »hatte auch ich diesen Zusammenhang nicht, aber gemeint, diese Wendung zum Empfindungsvolleren habe sich auf dem Gebiet der Knaben- und der Weiberliebe p a r a l l e l vollzogen, und ich könne daher die erstere (mit begreiflicher Scheu) ganz liegen lassen« [N. 2 VII 76].

[1] Vgl. auch Ribbeck's Brief Nr. 152 S. 251 (Rohde's Arbeit unter der Masse litterargeschichtlicher Schreibereien „wie ein lebendiger Mensch unter blutlosen Schatten.")

[2] Vgl. das Recensionenverzeichnis bei SCHÖLL in der zweiten Auflage S. XI.

[3] Wie vornehm N. das Problem auffasste, zeigen manche spätere Aeusserungen, z. B. Aphor. 170 der 'Morgenröthe' = Werke IV S. 167.

VI.

Berufung nach Jena. Verheirathung.

(1876—1878.)

Das Werk war noch nicht geheftet und versandt[1], als sich, zu vollster Widerlegung jedes »praktischen Pessimismus« neue Aussichten eröffneten. Im Frühjahr 1876 nahm Rohde von Kiel, wo er Liebes und Leides genug erfahren hatte, versöhnten Herzens Abschied und siedelte in die zweite Heimath seiner Knabenjahre über: er war als Nachfolger NIPPERDEYS nach Jena berufen worden.

Von alten Kieler Collegen traf er hier A. v. GUTSCHMID an, der lebhaft für seine Berufung eingetreten war. An ihm hatte Rohde, bei seinen ersten Schritten auf dem unbekannten Boden, einen, freilich nicht immer vorurteilsfreien Führer; das Gefühl des Fremdseins in der Jenenser Gesellschaft wurde

[1] Im Januar 1876 war Rohde's Kieler Verleger in Zahlungsschwierigkeiten und Concurs gerathen [R. 28 I 76]. Rohde hatte eben die schwersten seelischen Erschütterungen (s. S. 83) zu verwinden und sah nun, da der Druck nicht fortgeführt wurde, auch die Vollendung seines Werkes in unbestimmte Ferne hinausgeschoben. Es kamen, im Beginn des Jahres, Wochen tiefster Verstimmung: »Sie brauchen nicht zu fürchten, dass ich mir 'Luftschlösser baute: ich baue mir stets nur . . Spelunken in Dornen und Disteln, und das Schöne ist, dass d i e mir stets auch wirklich angewiesen werden. *Questo è quel mondo, e questi i diletti, gl'amori, l'opre, gli eventi, onde cotanto ragionammo insieme*« [R. 28 I 76]. Aber schon im Februar gelang es Rohde, die Lösung des alten Contractes »mit Zähigkeit und Energie« durchzusetzen [R. 10 II 76]; die mit der Drucklegung betraute Firma Breitkopf und Härtel übernahm auch den Verlag und führte den Druck in wenigen Monaten zu Ende.

so gemildert, und Rohde ging es nah, dass Gutschmid, der ihm doch auch wissenschaftlich »viel sein konnte«, schon auf dem Sprunge stand, nach Tübingen überzusiedeln. Bei seinem nächsten Fachgenossen, dem alten MORIZ SCHMIDT, scheint er keine sonderlich warme Aufnahme gefunden zu haben [R. 14 IV 76]. Dafür gewann er bald erfreuliche Ansprache bei dem Philosophen J. VOLKELT. Auch ein junger Landsmann Volkelts, S. LIPINER, kam ihm damals näher; es war die Vertrautheit mit den Jugendschriften Nietzsche's, die sofort, wie das Symbol eines Geheimbundes, ein Verhältnis zwischen dem reifen Mann und dem Studenten herstellte[1]. Dazu imponirte Rohde das wuchtige Talent, das sich in Lipiner's Erstlingswerk, dem Entfesselten Prometheus, aussprach[2], und nicht minder der Muth, mit dem Lipiner, ohne jede Nebenrücksicht, seinen dichterischen Plänen nachging; das Künstlerthum galt R. stets als eine höhere Lebensform. Und wenngleich R. vom 'Prometheus' zum 'Renatus' den jungen Poeten nicht im Aufstieg zu sehn meinte, so empfand er doch auch dann noch »seine Grösse innerlich genug« [V. 1 I 79].

Etwas später tauchte der intimste neue Bekannte Nietzsche's, P. RÉE, in Jena auf, mit der Absicht, sich dort zu habilitiren. Er stiess auf starken Widerstand; auch Rohde war bei aller Vorurteilslosigkeit seine einseitige Virtuosität in einer Art ätzender moralisch-psychologischer Scheidekunst nicht sonderlich sympathisch[3]; wenn er ihn sich trotzdem »dringend hierher wünschte«, so sind es wiederum die Beziehungen zu Nietzsche, die ihn in Rohde's Augen »nobilisiren«. Auch sonst fanden sich Leute, mit denen sich ein Wort reden liess; kurz, die ersten Jenenser Semester brachten mehr Anregung, als Jahre in Kiel. »Die studiosi sind zwar recht leicht gezimmert, aber voll guten Willens; die herrliche

[1] In den Briefen an Nietzsche denkt Rohde Lipiners wiederholt, z. B. 20 V 77, ebenso in denen an Volkelt.

[2] Rohde veranlasste N., an Lipiner zu schreiben. Vgl. auch Nietzsche's Gesammelte Briefe I S. 283. 425. Beiläufig sei erwähnt, dass auch R. HILDEBRAND grosse Stücke auf jene Dichtung hielt und sich wiederholt in diesem Sinne äusserte. Lipiner hat bei ihm in Leipzig gehört.

[3] Näheres an N. 20 V 77. 29 VI 77. Vgl. *Cogit.* Bayreuth 1876.

phantastische Berggegend steht als Hintergrund hinter all meinen Phantasien und Träumen. Aber bei alledem fühle ich . . , wie e i n s a m im Grunde unsereiner unter dieser akademischen 'Jetztzeitlichkeit' steht.

So eilte Rohde auch 1876 sobald er konnte, aus der Dunstluft der Universität heraus, nach Bayreuth, dem einzigen Ort der Welt, wo er sich und alle seine Leiden völlig los wurde , dem Freunde entgegen — bei dem eben die alten Ideale hinter den Bergen zu verschwinden begannen, und den ein schwerer Anfall seines Leidens schon mitten aus den Proben forttrieb in die vertraute Einsamkeit des Bayerischen Waldes. Einige aus Bayreuth, August 1876, datirten Aufzeichnungen lassen ahnen, was Rohde damals durch Sinn und Herz gezogen sein mag. Sichtlich unter dem frischen Eindruck der Bayreuther Aufführungen formulirt Rohde den Aphorismus vom Volke, das am Kunstwerk gemessen werden müsse (*Cog.* 73); und in scharfem Gegensatz zu Rée und La Rochefoucauld stellt er Betrachtungen an über die Einförmigkeit aller rein durch das Medium des Intellects gesehnen Bilder der Welt, um Dem ein ganz Schopenhauerisch klingendes Bekenntnis vom Prinzipat des 'Willens' entgegen zu halten. Wir wissen, dass Nietzsche sich in diesen Dingen ihm gegenüber bereits in einem latenten Gegensatz befand. Rohde hat das, wie manche Briefe zeigen, dunkel vorempfunden, ohne doch die Schärfe dieses Gegensatzes entfernt zu ermessen.

Während der Freund auf seiner Kometenbahn sich langsam von ihm entfernte, sah Rohde ein neues milderes Gestirn an seinem Horizonte aufgehn. Er hatte sich verlobt mit einem blonden kleinen Mädchen , der eben über das Kindesalter hinausgewachsenen Tochter des Rechtsanwalts Framm in Rostock, die damals in der Familie eines Collegen zu Besuch war. Was er kurz zuvor in einer jugendlichen Wallung seiner Phantasie geträumt hatte, um sich beim Erwachen nur zu schmerzlich enttäuscht zu sehn — das war nun doch noch helle, liebliche Wirklichkeit worden; die lähmende Einsamkeit ward, mit Nietzsche zu reden, zur 'Zweisamkeit' und mit Andacht genoss Rohde diese wonnevollen Tage in der zauberisch lockenden, wie die steingewordene Romantik schimmernden Ge-

gend unsres Thals« [R. 19 X 76]. Zwar setzte gerade in diesen Monaten sein altes nervöses Leiden wieder ein. Aber er fühlte sich nun durch die »weiche Hand eines unbedingt liebenden Wesens« über alle Widerwärtigkeiten hinausgehoben, ja, hinausgehoben über sich selbst und seinen »ungebärdigen Sinn«. Tief, fast bang empfand er die Grösse der neuen sittlichen Aufgabe, vor die er sich gestellt sah. Er sei ja »ein so unbändiger Mensch«, dass er selbst von sich nichts Bestimmtes voraussagen, für sich nicht einstehn könne; aber die Aufforderung, diesem Wesen, das in seiner innigen, still aufnehmenden Art ihm so wohl thue, wieder wohl zu thun, solle ihm allzeit als die ernstlichste Pflicht des noch übrigen Lebens gelten. Leider zwang ihn seine Unpässlichkeit, eine Reise nach Rostock, wo er mit seiner jungen Braut das Weihnachtsfest verleben wollte, aufzuschieben und aufzugeben[1]. So wurden die Ferien »recht trist« für ihn und seine »arme kleine Braut in Rostock«.

Inzwischen war an ihn, ehe er sich »in die Jenensia noch recht hineingelebt« hatte, schon wieder eine vertrauliche Anfrage herangetreten: es ist das erste Mal, dass er seinen Blick auf H e i d e l b e r g zu richten veranlasst wird, nicht in der alten Wander- und Reisestimmung, sondern mit dem Gedanken dauernd und im eigentlichsten Sinne sesshaft zu werden; gerade die Erwägung, »es könne doch immerhin möglich sein, dass er zum Herbst nach Heidelberg umsiedeln müsste«, veranlasste ihn, den Termin für seine Hochzeit noch über die Osterzeit, die er in Rostock verlebte, hinauszurücken. »Ich fühle mich eigentlich in Jena ganz wohl« schrieb er damals an Ribbeck, »unvergleichlich viel wohler, als in Kiel. Doch würde ich mit Freuden nach Heidelberg übersiedeln, wenn S i e auch dort bleiben. Aber ich könnte das freilich nicht ohne eine erhebliche äussere Verbesserung meiner Lage. Als Einzelner war ich hierin ziemlich gleichgiltig: wenn ich mich nun verheirathe, ist die Lage eine ganz andere.« Jene Hauptbedingung er-

[1] »Ich bin noch zu schwach zum Reisen und Festfeiern nach massiver mecklenburgischer Art, mag auch dort nicht den Störenfried machen« [R.] Auch in diesen Jahren spricht er von seinen Sorgen und Leiden in den Briefen an NIETZSCHE kaum mit einem Wort, wohl aber in denen an RIBBECK und andre Freunde. Ihn leitet jener Herzenstakt, den wir schon an ihm kennen gelernt haben (S. 63).

füllte sich nicht, da Ribbeck im Frühjahr 1877 als Nachfolger Ritschl's nach Leipzig zog. Rohde blieb daher völlig kühl, als sich die Sache zerschlagen hatte; die grössere Nähe des alten Freundes in dem »schönen Leipzig«, dessen Heranwachsen zur Grossstadt er launig schildert, schien ihm Ersatz genug. So konnte Rohde in ungetrübter Laune »seinen Kohl bauen« im Colleg und Seminar und Pläne für die Hochzeitreise austifteln. Im August 1877 reichte ihm seine junge Braut die Hand, „ein höchst liebliches Wesen, dem die edle Seele aus allen Zügen hervorleuchtet" (so nannte sie damals ein Freund nach einem Briefe Nietzsche's); von seinen neuen Jenenser Bekannten nahm LIPINER an der Hochzeitsfeier in Rostock theil[1]. Es klingt wie eine leise Regung von Wehmuth und vielleicht von Eifersucht heraus aus den stimmungsvollen Zeilen, mit denen Nietzsche „in brüderlicher Liebe" diesen Schritt begrüsst (E. Förster-N. II S. 285) und sein Hochzeitsgeschenk, eine Büste R. WAGNERs, begleitet. Der Wagnerkopf wurde sofort aufgestellt und blieb Rohde »stets vor Augen, eine fortwährende Erquickung mit seinen in jedem Zuge festen, bedeutenden und stolzen Linien«; ein kleinlicher Gedanke, meint er, könne in solcher Gegenwart gar keine Wurzel schlagen. »Eins denke immer, lieber Freund, dass in m e i n e m zukünftigen Hause Dir Herz und Heerd allezeit zur Verfügung stehen, nicht wie ein Geschenk, sondern wie Dein eigner und rechtmässiger Besitz«. [N. 20 V 77.]

Mit seiner jungen Frau reiste Rohde auf einige Wochen nach Paris. Es war die Ausführung jenes alten »Luftschlosses«, das er einst mit Nietzsche geplant hatte, und so mag der Freund oft als stummer geisterhafter Begleiter neben den Beiden gewandelt sein, während sie, wie es in einem Brief an Ribbeck heisst, »dies mächtige und vornehme Leben mit allen Poren in sich einsogen«. Auch in dem neuen Heim, an der Seite seiner jungen Frau, umkreisten Rohdes Gedanken still und unablässig den fernen Freund in seinem einsamen Leiden; das zeigen manche Briefe aus diesen Tagen stillen Glückes, die er an Overbeck und andre,

[1] Lipiner ist wohl der 'Jemand', auf den sich Nietzsche mit den angeführten Worten (E. Förster-N. II 285) bezieht.

Nietzsche nahstehende Menschen schrieb, um dem schweigenden Dulder nicht »mit dem Almosen des Mitleidens« lästig zu fallen. Wie Nietzsche zum 9. Oktober »mitten in seinen Qualen daran gedacht hatte, dem Freunde ein Zeichen seiner Liebe zu schicken«, so galt seinem Geburtstage die erste wehmüthige Feier in Rohdes Hause. »Ich schreibe ihm zu diesen Tagen nicht, weil er ja doch meinen Brief nicht lesen dürfte: sagen Sie ihm wenigstens, dass, wie vieler Menschen Gedanken, die er sich durch seine Schriften gewonnen hat, so gewiss nicht zuletzt alle Gedanken meines Herzens an diesem Tage bei ihm sein werden. . . Nur ein kleines Symbol des Zusammenhangs soll es doch sein, wenn am Mittag ich mit meiner jungen Frau — die ihn liebt, weil sie weiss, wie ich ihn liebe — anstossen werde — ach Gott auf sein Wohl! und gewiss doch auf sein Wesen und seinen Werth, die nie verloren gehen noch getrübt werden können.« [O. 13 X 77.]

Bei seiner »bildsamen, unsäglich herzlichen Frau« konnte er allzeit sicher sein, für seine Stimmungen einen reinen Widerhall zu finden[1]. Nach einer idyllischen Schilderung seines jungen Eheglücks in einem Briefe an Ribbeck ruft er schliesslich aus: »es ist wahrhaftig Alles angethan, um einen Satten und Zufriedenen aus mir zu machen, der ich hoffentlich dennoch nicht werde.« In dem Sinne, den er hier im Auge hat, ist er's nie geworden. Sein Lebenswerk zeigt, wie glücklich er gewählt hatte. Was er in den zwei Jahrzehnten

[1] »Ich fühle es selbst an meiner Person, welch ein tiefes Glück der Besitz eines Menschenherzen ist, in dem aller Widerspruch und Hader, Anstoss und Missverständnis der Welt da draussen schweigt, und nur lauterste Liebe, ohne Markten und Bedingungen wohnt: ich habe stets das Gefühl, dass es Einem nun ganz übel nicht mehr werden könne« [O. 5 X 77]. Derselbe Ton klingt aus den Briefen an Rühl und Ribbeck; fühlbar gedämpft wird er in denen an Nietzsche: ich glaube darin etwas wie die Rücksicht auf den einsamen Freund herauszuhören. So heisst es einmal [N. 15 II 78]: »Im Uebrigen ist der Ehestand eine nachdenkliche Sache; es ist unglaublich, wie er altern lässt: denn man steht nun auf einem gewissen Gipfel, über den nichts mehr hinausliegt: nicht mehr wie sonst wartet man jeden schönen Tag auf den Boten Gottes, der Einem direct das Paradies in's Zimmer tragen soll; man erwartet kaum irgend etwas noch; und das hat seine grossen Vorzüge und grossen Bedenken, und muss wohl, langsam und täglich wirkend, allmählich den Menschen seltsam umgestalten.«

seiner Ehe geschaffen hat, konnte gerade Er nur leisten in einer völlig ausgeglichenen, gelassenen, gegen störende Reize nach allen Seiten geschützten Stimmung, wie sie ihm seine Gefährtin, als wohlthuende Ergänzung der eignen Persönlichkeit, auch in den letzten und schwersten Jahren, so viel an ihr lag, allzeit erhalten hat.

Gleich im ersten »Ehestandssemester« stürzte sich Rohde mit rücksichtsloser Energie in die Arbeit. Die praktischen Anforderungen, die sein Amt an ihn stellte, waren strenger, als er erwartet hatte. In Kiel, neben Ribbeck, Wilmanns und Lübbert, hatte Rohde seiner ausgesprochenen Neigung zum Griechenthum auch in der akademischen Praxis folgen können; Forchhammer (»Peter der Prächtige, der natürlich immer in grossen Staatsangelegenheiten in Berlin war«), beengte ihn dabei nie sonderlich. Als College von M. SCHMIDT sah er sich jetzt, zumal nach dem Abgange von EMIL BÄHRENS, veranlasst, die seit den ersten Leipziger Semestern stark zurückgedrängten römischen Studien energisch wieder aufzunehmen. Er las zwei umfassende Collegien über Geschichte der römischen Poesie und der römischen Prosa und behandelte in Vorlesungen oder Uebungen Catull, Properz, Statius. Vor Allem aber bot er seinen Hörern hier zum ersten Mal die Einführung in Geschichte und System der griechisch-römischen Rhetorik. Entworfen wurde sie im Plan, wie die Briefe an Ribbeck (seit dem 17 I 77) zeigen, schon 1877, ausgeführt im Sommer 1878. »Zum Sommer mach ich es mir bequemer« schreibt er im April 1878, »indess muss ich mich doch in die antike Rhetorentheorie tief hineinfressen; längst hatte ich mir das vorgenommen, da es für das Verständnis, nicht nur dunkle Empfinden antiker Form so nothwendig ist; aber es ist ein trockener Bissen.« Thatsächlich ist schon die Schilderung der griechischen Rhetorik und Sophistik im 'griechischen Roman' ein glänzend gelungener Versuch, die geschichtliche Wirkung und Bedeutung dieser uns so fremdartigen geistigen Grossmacht ans Licht zu stellen; sie beschränkt sich aber im Wesentlichen auf eine handwerksmässig reproducirende Epigonenzeit und erörtert technische Einzelheiten, der besondern

Aufgabe entsprechend, nur mit Auswahl. In den Vorlesungen gab Rohde umgekehrt eine liebevoll durchgeführte Schilderung von den im Grunde allein schöpferischen vorchristlichen Jahrhunderten, die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse bald mit wenigen Strichen andeutend, bald — zumal bei minder bekannten Dingen, wie dem Epheben- und Studentenwesen — zu lebensvollen Kulturbildern ausführend. Die systematische Darstellung umspannte, überall auf den geschichtlichen Teil zurückgreifend, das ganze grandiose Lehrgebäude, von der begrifflichen Grundlegung bis zur Lehre vom Vortrag und vom Gedächtnis. Hier vor Allem bewährte sich aufs Neue Rohde's Fähigkeit, einen spröden Stoff zu organisiren und zu durchgeistigen. Die an straffe logische Zucht gewöhnten Tübinger Stiftler sind ihm später gern bis in die entlegensten Winkel gefolgt.

In derselben Zeit entstanden eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen; vor Allem wurden (bei einer Revision der 'griechischen Litteraturgeschichte') die von wahrhaft unheimlicher Erudition zeugenden Studien zu den Chronologika und Biographika bei Suidas und der Aufsatz über die Chronologie des Zeno (Rh. Mus. 1878 = Kl. Schr. I 189) entworfen[1]. Andre Arbeiten — z. B. Beiträge zur Geschichte der griechischen Komödie — kamen über das Stadium der Vorbereitung nicht hinaus[2].

Rohde war sich selbst bewusst, dass er den Bogen wohl zu stark anspanne. Nach dem ersten Weihnachtsfest in seinem »neuen Zustande«, berichtet er Ribbeck von seinen Studien und Arbeiten. »Darüber wird man, fast wider Willen, gräulich gelehrt; aber was hilft's Einem? Zu rechter Andacht komme

[1] »Ich habe mittlerweile mit erstaunlichem Vergnügen (woran der Mensch doch ein erstaunliches Vergnügen haben kann!) die Chronologie des Stoikers Zeno . . . völlig sicher gefunden: 2 Rechnungen, nach Apollodor von 336—264 v. Chr., nach Apollonius von Tyrus 362—264. Es giebt eine noch unbenützte Quelle für diese Dinge« [Rü. 13 VI 78].

[2] Mit Bezug auf v. WILAMOWITZ (Hermes IX) formulirt er einmal [Rü. 2 VI 77] scharf das Problem der megarischen Komödie: »Sehr bezeichnend ist es, wie W. darin — um ein Analogon zu Mommsen über die Atellane zu bekommen — die Μεγαρικὴ κωμῳδία ausrottet, unter Betonung seines Anschlusses an Aristoteles und Unterschlagung des eigentlichen Zeugnisses desselben Arist. für die einstige Komödie in Megara poet. 3 p. 1448a 31 f.« Dieselbe Tonart, wie oben S. 60.

ich kaum je noch; selbst auf einsamen Spaziergängen schwirrt Einem der fremdartige gelehrte Krimskrams im Kopfe herum; es ist als ob das eigene Ich ganz klein und kleinlaut würde; sucht man's mal in einer guten Stunde, so sitzt es ganz verschüchtert und verfroren im tiefsten Winkel und wagt sich auf die freundlichsten Lockungen kaum hervor. Hoffentlich dauert die Nöthigung zu so toller Arbeitshetze nicht mehr sehr lange: aber fast fürchte ich, ist sie vorbei, so hat man sich an die Tretmühle so gewöhnt, dass man gar nicht herausmag... Ein Freund sagte mir einmal ganz richtig: die ewige Arbeiterei so eines Gelehrten werde veranlasst nur durch den horror vacui; das ist eine vortreffliche Definition dieser eigentümlichen Art von Gehirnkrankheit[1]. — Ich bin im Uebrigen völlig wohl diesen Winter, und hieran mag denn meine kleine Frau das beste Verdienst haben, die in geräuschlos emsiger Liebe für mich und mein Wohlergehen sorgt: ich wünschte nur, ich hätte mehr Zeit, mit ihr zusammen zu sein...«

In den Osterferien schöpfte Rohde endlich Athem und nahm sich die Musse, »in die stille Lieblichkeit und ganz eigne 'romantische' Schönheit der hiesigen Gegend hinauszutreten, die nun endlich anfängt, ein freundliches Gesicht zu machen«. Die Pfingstferien wurden gemeinsam mit Ribbeck verlebt, der einen Abstecher nach Jena machte. Rohde's Ich machte sein Recht doch sehr energisch geltend. Den Gedanken z. B., der ihm damals nahe trat, seine Studien über antike Rhetorik zu einem Buche zusammenzufassen, wies er kategorisch ab; zu der Künstlerstimmung, die er an ein Buch wandte, konnte ihn dieser Stoff nicht erwärmen.

Eine wohlthätige Ableitung in seinem »furibunden Arbeitsfeuer« boten ihm die lange schwebenden Verhandlungen über die historische Professur, wobei es vor Allem den passiven Wider-

[1] Rohde wird ein Paradoxon Nietzsche's meinen; vgl. beispielsweise Zur Genealogie der Moral III 23 = Werke VII 466 f. Verwandte Stimmungen vielfach in andern Briefen, besonders in Jugendbriefen an Nietzsche. »Man wagt's nur nicht zu sagen, der Trieb zu dieser Alltagsarbeit ist eigentlich nichts als die wohlbekannte Neugierde in der zweiten Potenz. Dann sehnt man sich nach dem rein erquickenden Schauen, oberhalb unsres Tagesdunstes! Wenn nur der treue musenfreundliche Freund da wäre, der Einen mit hinaufnähme!« [N. 1 VIII 71].

stand — die »Taktik einer gewissen zähen Schläfrigkeit« — zweier nahe betheiligter Fachgenossen zu überwinden galt[1]. Diese Debatten waren für Rohde zugleich ein Mittel zur Scheidung der Geister. ADOLF SCHMIDT blieb ihm trotz seiner gelegentlich bespöttelten »epideiktischen« Lehrthätigkeit[2] doch ein sympathischer Mensch und »höchst ehrenwerther Charakter, ein honnête homme«. Gegen den nächsten Fachgenossen, MORIZ SCHMIDT, bildete sich eine chronische Verstimmung heraus, die durch Schmidt's diplomatische Winkelzüge mit Rücksicht auf die schwebende Sache gelegentlich verschärft wurde[3]. Im übrigen erkannte Rohde dankbar an, dass in der Jenenser Luft »trotz einzelner Uebellaunigkeit der Alten« gespannte Verhältnisse keinen Bestand hätten. Dauerhafte, vertrauliche Beziehungen wollten sich freilich in den wenigen Semestern auch nicht anspinnen. Noch kurz vor dem Abschiede gesteht Rohde, dass er das »trotz einer nach aussen kaum irgendwie hinausschauenden Einsiedlernatur« doch schmerzlich vermisse; er sei »eben aller intimen Aeusserung so entwöhnt«, dass sie ihm kaum noch einmal überhaupt gelingen wolle[4]. Am näch-

---

[1] »Nun war es ergötzlich zu sehen, wie Moriz und Adolf Schmidt sich wie die Aale wanden: sie wollen (namentlich Moriz) überhaupt gar keine Wiederbesetzung; wendet man ihnen nun ein: Wenn wir jetzt nicht zugreifen, sondern erklären (wie sie vorschlugen), die Sache sei nicht eilig, so entgingen uns die 4000 (vom Landtag bewilligten) Mark überhaupt, so durften sie nun nicht offen sagen: das wünschen wir ja gerade, sondern machten theils formale Schwierigkeiten, theils verwarfen sie X. als ganz ungenügend. Mein Gegenargument blieb, dass man die Stelle besetzen müsse, die dargebotene Hand der Regierung nicht ausschlagen solle . . .« [R. 8 IV 78].

[2] »A. Schm. liest bisweilen 'Zeitalter des Perikles', aber mehr für 'Jedermann aus dem Volke', als in eigentlich wissenschaftlich-didaktischem Sinne.« — Imponirt hat ihm freilich auch der Schriftsteller A. Schmidt nicht. »Was sagen Sie denn zu A. Schmidts schauerlich langer Brühe zum Stesimbrotus? Diese σεμνότης! Uebrigens gestehe ich, dass ich an Unächtheit des Stesimbroteischen Buches nie habe glauben können« [Rü. 27 XII 77].

[3] »Mor. Schmidt liest diesen Sommer Griechische Staatsalterthümer; aber das ist nur seine alte Taktik: um die These durchzusetzen, dass er allein genüge, die Philologie zu vertreten, liest er allemal das, was just unbesetzt ist — wie, dies mögen die Unglücklichen wissen, die drauf hineinfallen.«

[4] »Das ist kein gesunder Zustand, er ist gebraut aus Misstrauen in sich selbst und in die Fähigkeit auf Andre einzugehen, die um so völ-

sten fühlte er sich noch Männern, wie B. DELBRÜCK, BR. HILDEBRAND, E. SIEVERS, auch dem Theologen LIPSIUS. Eine stille Sympathie, die ihn schon damals zu J. VOLKELT zog, hat erst in den Tübinger Jahren (durch einen von Rohde selbst begonnenen Briefwechsel) zu einem wirklichen Freundschaftsverhältnis geführt. Doch hatte sich Rohde selbst zu EMIL BÄHRENS ganz leidlich zu stellen gewusst, ohne seine Schwächen zu verkennen; bei einer schlimmen litterarischen Fehde, die Bährens damals zu bestehn hatte, nahm er Freunden gegenüber entschieden die Partei des Angegriffenen. »Ich fand manche gute Seite an ihm« — heisst es bei seiner Fortberufung nach Holland —, »aber der Fond war pures trockenes und steifes Holz, ohne Saft und Geschmack. [R.]« Bei seinen Hörern glaubte Rohde je länger je mehr einen »guten und geweckten Sinn« zu beobachten. Freilich seien sie wenig geneigt »harte Klötze zu spalten«, und von »rechten Naturen« sei nur eine einzige zu verspüren; »aber damit muss man schon zufrieden sein in dieser Fabrikzeit, wo Alles nach einem stampo 'schlecht und billig' gemacht ist[1]« [R.]. Beschwichtigend und ausgleichend wirkte überall das »gelassene linde Wesen« seiner jungen Frau und eine an Heimathsgefühl grenzende Vorliebe für die sächsisch-thüringische Art, den ganzen »eigentümlich leichten und harmlosen Ton des Lebens« und für die »wunderbare Zaubernatur und stille Lieblichkeit der Gegend«, mit der sich so manche Erinnerung seiner Knabenzeit verband[2]. Von Enttäuschung, von einem wirklichen Unbehagen über die Verhältnisse im Ganzen ist in diesen Jahren nicht die leiseste Spur zu entdecken, während jede spätere Umsiedlung mit solchen Schmerzen verbunden war.

liger schwindet, je weniger man sie übt. Sie haben mehr épanchement als ich, und Sie sollen daran festhalten!« [Rü. 13 VI 78].

[1] Auch aus der Ferne kam Zuzug, so der von NIETZSCHE empfohlene junge BAUMGARTNER. »Ich halte ihn nach Kräften im rein Philologischen fest; er muss das Haus von unten und nicht vom Dach aus bauen — und es ist keine Gefahr, dass ihm der Geist und der Wille dabei abhanden kommen, später sich höher aufzuschwingen.« Vgl. Nietzsche's Ges. Briefe I S. 275 ff.

[2] R. 28 V 76. »Um Jena liegt einmal ein eigner Zauberhauch für meine Vorstellung« [O. 15 IV 80].

So lebte Rohde, im Frühjahr 1878, wahrhaft »halkyonische Tage«, als Anfang Mai, dem Andenken Voltaires geweiht, Nietzsche's erstes 'moralistisches' Buch erschien, sein 'Menschliches Allzumenschliches'. Auf Rohde wirkte das buchstäblich, als führe ein Blitz aus heiterm Himmel neben ihm nieder. Gespräche mit Rée hatten ihn wohl annehmen lassen, dass der Freund seine »enthusiastische« Art, die Welt zu betrachten, mit positivistischen Mitteln zügeln und ergänzen werde: diese völlige Ab- und Umkehr, diese rücksichtslose Kampfstellung *gegen* die alten Ideale, war für ihn die schmerzlichste Ueberraschung: »So muss es sein, wenn man direct aus dem Caldarium in ein eiskaltes Frigidarium gejagt wird. . . . Kann man denn seine Seele so ausziehen und eine andere dafür annehmen? Statt Nietzsche nun plötzlich Rée werden? Ich stehe noch immer erstaunt vor diesem Mirakel und kann darüber weder froh sein, noch irgend eine bestimmte Meinung haben: denn ich begreife es noch nicht so recht.« [N 16 VI 18.] Die Grundstimmung des Buches, klagt er am selben Tage Overbeck, sei ihm etwas durchaus Fremdes. »Die Forderungen des *alten* N. waren allerdings für diese Welt zu hoch gespannt, nichts kam, in dieser Zeit zumal, ihnen entgegen, jene 'Kette', von der er im Schopenhauer redet, liess sich nicht herstellen, der tägliche Tag mit so idealen Forderungen nicht zusammenbringen. Jeder von uns . . hat wohl an seiner eignen Person es tausendmal schmerzlich empfunden. Er selbst mag sich mit solchen Empfindungen viel aufreibender abgerungen haben: und nun, so scheint es, wirft er an Einem Tag alle jene Last höchster Forderungen einer 'erhöhten' Praxis ab, und lässt sich zurückfallen in jene sanfte Wellenbewegung der 'reinen' Theorie, die er bis dahin wie ein lockendes Teufelswerk verflucht hatte. Aber das Hohnlachen, das er nun für seine eignen einstigen Ideale hat, klingt krank und schneidend; mir wird bei seinen Deduktionen nicht frei und heiter zu Muthe, sondern beengt und schmerzvoll. Ich hoffe aber bestimmt, dass der mir wenigstens geradezu unheimliche Einfluss, den Rée mit seiner Sophistik auf die im Grunde so ganz verschiedene Natur N.'s gehabt hat, ein vorübergehender sein werde, und er dereinst

noch sich selber wieder finden wird. — .... Sein Buch giebt, rein persönlich gefasst, sehr viel zu denken. Ich hoffe, auch Wagners werden . . . einsehen, dass man hier ein Ergebnis eines in N.'s Innerem nothwendigen Processes vor sich hat, den er selbst nicht hemmen konnte, aber dessen letztes Stadium dieses nicht sein kann. Dazu habe ich ein viel zu sicheres Vertrauen in die ungemeinen Kräfte unseres Freundes, die ihn in der beschränkten Einseitigkeit, die vielleicht Rée's Natur voll entspricht, nicht verweilen lassen werden; seine mannigfaltigen Regungen werden sich gegenseitig corrigiren und balanciren. So ist denn auch gar nicht zu läugnen, dass der neuste Process in dem stärkern Hervortreiben des rein intellectuellen Elements, bei aller Einseitigkeit mit der nun dieses wieder hervortritt, ein gewisses Correctiv jenes 'enthusiastischen Denkens" enthält, das nicht ohne viele Bedenklichkeiten war. Der eigentliche und ächte N. wird und kann nicht verloren gehen« [O. 16 I 78].

In einem ausführlichen Briefe an Nietzsche, der hoffentlich in der Correspondenz der Freunde vollständig abgedruckt wird, sucht Rohde reinen Tisch zu machen. In keinem principiellen Punkte fühlt er sich bekehrt. Der rein theoretische Beruf, wie ihn Nietzsche neuerdings als den »wünschenswerthesten, letzten und obersten« empfehle, bleibt ihm nach wie vor etwas Unvollkommenes, eine »die Hälfte des Menschen brach liegen lassende Thätigkeit«, aus der man »zu höheren Stufen des Menschenthums hinaufblicken soll« [1]. Alle Betrachtungen, die den Menschen, gleich anderen Thieren, als ein rein auf sich angewiesenes, an sich einzig nicht nur denkendes, sondern zu denken berufenes Wesen fassen, findet Rohde weder besonders scharfsinnig, noch irgend wie überzeugend. »Sind wir alle gräuliche Egoisten (ich weiss, mein geliebter Freund, wie viel mehr ich das bin als Du!), so soll uns doch Niemand den Stachel ausreissen wollen, der uns mahnt, dass wir das nicht sein

[1] Die Abschnitte, auf die sich R. hier bezieht (N. Werke II S. 163 ff. 170 ff.) werden ergänzt durch die Fortsetzung des Buches, vor Allem durch den Aphorismus „Warum Gelehrte edler als Künstler sind" und durch die gegen Schiller und andre alte Ideale sich wendenden Abschnitte des 'Wandrers' (Werke III S. 110 ff.)

sollten. Es mag ja sein, dass man auch das Gute wesentlich thut wegen der mit seiner Ausübung verbundenen Lustempfindung: aber wenn es einem Menschen Lust verursacht, in einem Conflicte seiner egoistischen und anti-egoistischen Triebe die erstern aufzuopfern, so ist diese seltsame Thatsache doch mit den Regungen seiner egoistischen Lustempfindung unmöglich auf Eine Linie zu stellen, sondern diesen allerdings, wie alle Welt thut, entgegenzustellen, ihnen, dem Werthe nach, überzuordnen und allerdings als das Gute zu verehren, von dem man ja wohl nach Rée überhaupt nicht reden dürfte ...« Dabei schätze er so innig wie möglich an dem Buche den »edelsten Trieb des freien Menschen, zu unbeschränkter Wahrheit«, finde auch in vielen Punkten das Gewebe der religiösen und künstlerischen Illusionen ganz einleuchtend zerlöst — aber dennoch bezweifle er, ob nun diese Einsichten die letzten und einzig richtigen seien. »Der Chemiker kann mir das herrlichste Bild nur als eine Mischung ganz genau bestimmbarer, vielleicht recht übel riechender chemischer Stoffe darstellen, hat dann auch in seiner Weise Recht — aber wenn er mir damit den künstlerischen Werth und Sinn des aus solchen Stoffen zusammengesetzten Ganzen des Gemäldes wegdisputirt zu haben meint, so irrt er sich doch.« Aber er finde bei Alledem in so vielen Gedanken den alten »durch keine Réesche Grübelei anzufressenden Nietzsche« wieder, dass er ihm tausendmal in alter Liebe und Bewunderung durch die Gänge solcher Betrachtungen gefolgt sei; namentlich leuchte ihm ein, was von den Griechen gesagt werde, »wie wahre Tiefblicke in das Innerste dieser seltsamen Menschen«.

Auf den ersten Blick glaubte Rohde sich des Freundes Umwandlung offenbar nur durch fremden Einfluss erklären zu können[1]. Aber er begann sie doch schon damals, als Gegenschlag gegen die Ueberspannung des »künstlerisch-enthusiastischen Denkens«, aus Nietzsche's eignem Wesen zu verstehn; und bei dieser Auffassung ist er geblieben und hat

[1] Vgl. dagegen Elisabeth Förster-N. II S. 271 ff.; Henri Lichtenberger, Die Philosophie Fr. N.'s 101 und Nietzsche selbst, Vorrede zur Genealogie der Moral, Werke VII 291.

zugleich an der Hoffnung festgehalten, dass des Freundes Entwicklung »gleich der ἁρμονία τόξου καὶ λύρας zu ihrer ursprünglichen Richtung zurückkehren werde.« Freilich klebte ihm lange ein schmerzlich bitterer Geschmack auf der Zunge. An Nietzsche's Person hielt er fest, ohne mit der Wimper zu zucken, während »die Philister rechts und links Zeter schrieen«[1]. Der Freund war und blieb ihm »ein in jeder Hinsicht einziger Mensch«, mit dem man »die übrigen homunculi« gar nicht messen dürfe [Rü. 13 VI 78].

* * *

Die letzte Nummer der Cogitata knüpft, im August 1878, an Nietzsche's Moralistik an und sucht zugleich über sie hinauszukommen. Bei der ganzen Situation wird man hier sagen dürfen: post hoc, ergo propter hoc. Nietzsche's Buch war Schuld daran, dass Rohde die ein Jahrzehnt lang festgehaltene Gewohnheit aufgab, seine Lösungsversuche ästhetisch-philosophischer Fragen schriftlich aufzuzeichnen. Wie erklärt sich das? War ihm nicht etwa doch seine alte Welt von dem Freunde in Trümmer zerschlagen, und fehlte ihm die Kraft, sich eine neue aufzubaun? Eine solche Annahme widerlegen die Briefe, nicht nur die wenigen, aus denen oben Auszüge mitgetheilt sind. Rohde selbst giebt uns eine bessere Antwort. Er meint, an eine »wahrhafte Heilung für des Freundes, in diesem Buche wahrlich nicht zur Gesundheit zurückgekehrten Geist« würde er glauben, wenn N. »sich nun mit anhaltender Arbeit den Griechen zuwenden wollte« [O. 16 VI 78]. Auch er mochte, gerade diesem Buche gegenüber, doppelt klar empfinden, dass die grüblerische Selbstbeobachtung, die ihn zeitweise »wie in einem Spiegelzimmer« leben liess, seine Kraft und Persönlichkeit nicht steigerte, sondern aufzehrte. So brachte er die Kur in Anwendung, die zu gebrauchen den Freund sein fortschreitendes Leiden wie die elementare Wucht seines philosophischen Triebes hinderte. Er wandte sich in den nächsten Jahren, ausschliesslicher und intensiver als je, den Griechen zu.

[1] Und nicht nur die Philister: man sehe Ribbeck's Aeusserungen, Brief 201 S. 309.

VII.

Tübingen. Lehrthätigkeit und Leben.
(1878—1885.)

Inzwischen war (am 8. März 1878) in Tübingen W. S. TEUFFEL gestorben, der Litterarhistoriker, dessen Studien Rohde schon vor Jahren als ebenbürtiger Kritiker besprochen hatte. Die »guten Elemente in Facultät und Senat«, voran L. SCHWABE und A. v. GUTSCHMID, traten mit Entschiedenheit für die Berufung Rohdes ein; gerade den wesentlich litterarhistorischen Tübinger Lehrauftrag war Er in der That auszufüllen befähigt, wie kaum ein zweiter. Die Sache zog sich, bei dem complicierten Geschäftsgang — aber auch infolge entgegenwirkender Kräfte[1], — einigermassen in die Länge, und diese Ungewissheit empfand Rohde jetzt, als »angehender pater familias« peinlicher, als ähnliche Situationen in Kiel[2]. Doch Mitte Juli war Alles im Klaren. »Nicht ohne Bedenken gehe ich hier fort und dort hin; aber die äusseren Vortheile sind ... ein zu wesentlicher Gesichtspunkt gewesen, als dass ich nicht schliesslich andere Bedenken hätte ersticken sollen«. [R.] In der That fühlte er seine Existenz durch viele und starke Wurzeln gerade mit dem alten Jena verbunden, das er schon in den Knabenjahren »mit der energischen Phantasie

[1] Selbst bei dieser Berufungsangelegenheit hatte Rohde noch die »Freundschaft« des alten Forchhammer zu spüren.

[2] »Die Schwabenstreiche machen mir nicht bange; möge nur der Ruf kommen, das wünsche und hoffe ich unter allen Umständen. Aber 'keine Droschke lässt sich sehen!' Ich wiegle bereits wieder ab in meinem zu Hoffnungen und Befürchtungen gleich erregten Gemüthe; solch ein Auf- und Abwieglen greift mich aber gewaltig an« [R. 13 VI 78].

eines Kindes in allen Lichtern und Lagen gesehen« und in dem er sich eben ein friedevolles Heim gegründet hatte; man empfindet es bei seinen brieflichen Aeusserungen deutlich, wie er, um sich innerlich loszulösen, sich selbst recht eindringlich die Mängel seiner damaligen Lage zu Gemüte zu führen sucht[1]. Schliesslich erleichterten ihm die alten verdriesslichen Erfahrungen in der Fakultät den Abschied[2].

So ging Rohde — trotz der praktischen Schwierigkeiten, die »das Nahen der Eileithyia« für die Uebersiedelung mit sich brachte — getrosten Muths den neuen Verhältnissen entgegen; »namentlich SCHWABE wird mir ein sehr guter College sein, wie ich mit Bestimmtheit annehme«. [R. und O. 10 VII 78.] Die Antrittsrede, vor der nach dem Tübinger Herkommen Facultät und Senat dem Berufenen verschlossen bleibt, wurde mit frischem Schwung gleich in den ersten Wochen entworfen. Rohde sprach (am 14. November 1878) über 'die Methode der Forschung in griechischer Litteraturgeschichte'[3]; beschäftigten ihn doch eben jene glänzenden Untersuchungen, durch die er der litterarhistorischen Kritik neue Ziele und Wege eröffnet hat. Aber die ersten Eindrücke in dieser neuen, dem Norddeutschen und Grossstädter ganz und gar fremden Welt enttäuschten und entmuthigten Rohde doch auf's äusserste. »Anfangs wollte es uns, und mir im besonderen, hier absolut nicht gefallen und ich konnte mich über den übereilten Entschluss, Jena zu verlassen, nur durch die weise Betrachtung trösten, dass, wäre ich dort geblieben, ich ohne Zweifel mich tausendmal nach Tübingen als einem verschmähten Paradies gesehnt haben würde. Allmählich aber bildet sich auch hier um die liebe Seele eine Art von Callus, sie gewöhnt sich an die unbehaglichen Berührungen, welche die traurig un-

[1] »Jena schläft allmählich an Blut- und Geldarmuth ein ... Diesem Process beizuwohnen, die immer steigende Misère täglich mit anzusehn, hat etwas Peinliches: und das war ein Grund mehr für mich, fortzugehn« [R. 21 VII 78].

[2] »MORIZ [Schmidt] entwickelt seine alte Taktik einer gewissen zähen Schläfrigkeit ... Er kann sich dabei immer auf eine Majorität in der Facultät verlassen« u. s. w. [R.].

[3] Ein Bericht in der 'Schwäbischen Kronik', dem Beiblatt zum 'Schw. Merkur'. Mancherlei einschlägige Ausführungen bringen die Briefe aus diesen Jahren, besonders die an Rühl.

bedeutende nahe Umgebung, die Dorfartigkeit der Stadt, die Wunderlichkeit vieler Verhältnisse ihr täglich anthun: und endlich sieht sie sehnsüchtig in die von Weitem in schönen Linien der Gebirge hineinwinkende Ferne und spinnt schon an Plänen für Sommer- und Herbstausflüge«. [R. 22 VII 1878.]

In seiner Lehrthätigkeit fühlte Rohde sich dauernd beklemmt durch die Besonderheiten und Sonderbarkeiten des Tübinger philologischen Seminars. »Ganz wunderbar ist die von Teuffel erfundene Seminareinrichtung: alle Studiosen der Philologie sitzen zugleich darin, in zwei Cursen: jeden Fuchs im ersten Semester muss man aufnehmen — das giebt dann freilich eine Art von Kleinkinderbewahranstalt —, denn jedes dieser 50—60 wissenschaftlichen Babies muss einmal im Semester seine Künste zeigen«. Auch die Stiftseinrichtungen sind ihm unbequem, aber immerhin, »sie lassen zweierlei Beurtheilung zu: sie haben in der That auch einiges Gute«. Im Ganzen gesteht er aber doch, nachdem er die erste Verblüffung überwunden hat, dass es allenfalls auszuhalten sei. »Solche Einrichtungen sind nur bei der schwäbischen Art überhaupt erträglich: die Leute haben wirklich einen sehr guten Fond, so dass alle Abgeschmacktheit sie nicht so gänzlich verderben kann, wie das z. B. bei den leichtsinnigeren Pfälzern der Fall sein möchte«. [R.]

Bringt man von diesen Aeusserungen die burschikose Uebertreibung des Ausdrucks, wie billig, in Abzug, so wird man sie als nicht ganz unberechtigt anerkennen müssen. Ein persönliches Verhältnis des Lehrers zum Schüler — und darin liegt die Gewähr des Erfolgs — ist bei solcher Massenbetheiligung an einigen akademischen Uebungsstunden noch

[1] Die Organisation des Seminars rührt von W. S. Teuffel her, ist aber ein Ausdruck bestehender Bedürfnisse und Verhältnisse, für die Er so wenig verantwortlich ist, wie seine Nachfolger. Dass auch er die Ungunst dieser Verhältnisse schmerzlich empfand, bezeugt sein Sohn in der Biographie (Festschr. des Gymnasiums zu Tübingen 1889 S. 14). Ein Verdienst von Teuffel ist es, dass er mit dem Zwange des Lateinsprechens aufräumte; seine Bemerkungen darüber (bei S. Teuffel a. O. S. 11 f.) haben heute eine noch grössere Berechtigung, als vor dreissig Jahren. Rohde hat zeitweise wieder die lateinische Sprache gebraucht, aber „zum Nutzen der wissenschaftlichen Förderung diente es nicht" (W. Schmid).

schwerer anzubahnen, als bei überfüllten Klassen im Gymnasium. Wirklich ist es auch Rohde nie gelungen, einen grösseren Procentsatz seiner Schüler zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit anzuregen. »Mit noch so emsiger Reception allein ist nichts erreicht, keine K r a f t wird damit ausgebildet, und darauf kommt es doch hauptsächlich an. Ich wünschte, ich könnte diese uralte Philologenweisheit unsern Studenten deutlicher und wirksamer machen, als leider möglich ist«. [Ri. 26 X 93]. Die Stiftseinrichtungen mit ihren philosophischen *loci* und Repetitionen schienen Rohde die Neigung zu »passivem encyklopädischen Wissen«, die Abneigung gegen eignes Zugreifen und »Hartholzbohren«, gerade bei den besten schwäbischen Hörern, nur zu begünstigen. Darüber klagt er (so wenig das Schulemachen seine Liebhaberei war) in seinen Briefen nicht minder, wie über die immer wieder sich aufdrängende Beobachtung, dass in Tübingen studierende 'Ausländer', wie P. KRUMBHOLZ oder ERNST WEBER[1] nach einer kurzen »Gastrolle« Tübingen verliessen, um irgend wo hin zu ziehn, wo sie ein für Preussen giltiges Examen machen konnten. »So geht es uns freilich allemall: kaum ist ein junger Mann einigermassen 'erudiert', so geht er ab und trägt seine Früchte auf einen fremden Acker; und die Eingeborenen sind zu selbständigen Studien nicht zu bewegen; sie fangen höchstens an, dann aber springen sie ab« [R. 2 IV 85].

Um so grösser war Rohde's Freude, wenn es ihm einmal gelang, den wissenschaftlichen Eros nach seinem Sinne in einer dieser spröden Naturen zu erwecken, wie das bei CONSTANTIN RITTER der Fall war. »Ich habe sogar« ruft er [R. 20 VII 81] triumphierend aus, »was für halb unmöglich gelten musste, einen Schwaben, ja einen Stiftler, herangezogen, statt lauter Gedächtniswerk zu treiben und das mit etwas Philosophie zu versetzen, einmal ernstliche Untersuchungen anzustellen: ich will Ihnen ein Exemplar des Buches dieses meines Leibschwa-

[1] Rohde empfahl beide an Ribbeck [23 IV 82. 2 IV 85]. Für seine Untersuchung über die Kyniker und Dio Chrysostomos (de Dione Chrys. cyn. sect. Leipz. Stud. X) verdankte Weber »Grundlage und Ausführung« der Anleitung Rohde's [R. 22 I 88]. Auch Weber's dankenswerthe Bearbeitung der sogen. διαλέξεις (Δίωνος λόγοι, in den philol.-hist. Beiträgen für Wachsmuth S. 33 ff.) ist durch eine Anregung Rohde's veranlasst.

ben Ritter 'über die Quintilianischen Declamationen' zuschicken. Es ist eine sehr solide und gut begründete Arbeit, das Urtheil vernünftig und das (nach meiner Meinung unanfechtbare) Hauptresultat . . . sehr beachtenswert‹. Diesem ersten wirklichen Schüler in Tübingen hat er bis ans Ende eine ganz persönliche Teilnahme bewahrt; noch in Heidelberg begleitete er ihn berathend und mahnend auf seinem wissenschaftlichen und menschlichen Entwicklungsgange Schritt für Schritt[1].

So fühlte er doch nach wenigen Semestern mit tiefer Genugthuung, »dass all die Mühe nicht ganz ohne Dank verschwendet sei«[2]. Mochten sich seine Hörer, überwiegend Stiftler und Conviktoren, von Rohde's norddeutscher Art und Sprache zunächst stark befremdet fühlen: seine rücksichtslos kraftvolle Natur hat ihnen in demselben Masse imponiert, wie die bei aller Sauberkeit grosszügige Art seiner litterarhistorischen Darstellungen, seine auf alle Fechterstücke verzichtende strenge Dialektik und der (freilich gerade hier langsam sich abschwächende) Zug zum Philosophischen ihren eignen Gewohnheiten und Liebhabereien entgegenkam. So schloss Rohde mit den bestehenden Einrichtungen seinen redlichen Frieden. Er hat, wie das im Tübinger Seminar Sitte war, mit Geduld, wenn auch nicht ohne Seufzen (»Ach, Sie kennen die wunderbare Einrichtung des schwäbischen 'Argumentle' nicht!«) sein volles Schock von Uebertragungen in die alten Sprachen durchcorrigiert und schliesslich auch die nüancenreiche württembergische Zeugnisscala für seine Seminaristen virtuos handhaben lernen — während ihn freilich, woran er sich später lächelnd erinnerte, die erste Zeugnisconferenz (sonst wird man dergleichen an deutschen Universitäten kaum kennen) völlig ungerüstet fand. Von zeitraubenden Nebengeschäften blieb er im Uebrigen ziemlich unbehelligt; insbesondere wurde er zu den Staatsprüfungen in Stuttgart, die ein Privilegium der beiden ältern Ordinarien waren, nicht hinzugezogen. Der Erfolg seiner Vorlesungen litt dar-

[1] Einige Briefproben, die Rohde als Lehrer charakterisieren würden, im Anhang, wenn es der Raum gestattet.

[2] »Was den sog. Lehrerfolg betrifft, so geht der bisher immer crescendo; in Plato habe ich 94, im Winter hatte ich gar in einem Colleg 103 Zuhörer, was für T. sehr viel ist« [R. 20 VII 81].

unter nicht im mindesten, und so ruft er seinem an chronischen Examensnöthen leidenden Freunde zu: »Gott sei Dank, dass wir die wenigstens hier nicht haben« [R. 22 X 81].

In der Facultät fand Rohde vor Allem wieder bei A. v. GUTSCHMID, der kurz vorher von Jena übergesiedelt war, Ansprache und Anhalt; in den ersten Semestern zumal verkehrte er ziemlich regelmässig mit ihm und wusste auch jetzt noch, oft genug in scharfer Debatte, »von ihm zu lernen«. Auch EDUARD SIEVERS war ihm schon in Jena begegnet; er galt ihm als »der einzige gescheidte Germanist in jüngeren Jahren, den er kenne« [R.]. Durch Gutschmid gewann Rohde dann bald mit ALBERT SOCIN, »einem in seinen Kreisen sehr wohl bewanderten Semiten« [Rü. 7 XII 78], einige Fühlung. Wenigstens mit den wissenschaftlichen Nachbarn in Verkehr zu stehn, war Rohde bei der Breite seiner Interessen ein Bedürfnis.

Im Beginn der achtziger Jahre scheint das Verhältnis zu Gutschmid langsam erkaltet zu sein[1]. Nach seinen brieflichen Aeusserungen begann Rohde bei Gutschmid ein vorurtheilsloses Eingehn auf neue Methoden und Stoffe und unbefangene Kritik gegen die eignen Arbeiten zu vermissen; er fand z. B. Gutschmid's rein negative Polemik gegen die Assyriologie der

[1] Im Sommer 1880 sah Rohde »Gutschmid oft, die übrigen Herren seltner« [R. 25 IV 80]; auch im December 1880 schreibt er noch ziemlich im alten Ton, G. sei immer in voller Untersuchungsarbeit, »aber wenn er fertig ist, legt er die Arbeit bei Seite zu den übrigen. Sehr schade.« [R. 23 XII 80]. Etwas schärfer klingen Aeusserungen an Rühl 6 V 82: »Seit Monaten treibt Gutschmid gothische Geschichte mit der ihm eignen Gründlichkeit und Selbständigkeit, und behauptet, über die Quellen des Jordanes schreiben zu wollen. Es wird aber wohl Alles im Pulte bleiben. [R. hat Recht behalten]. . . Er ist in oft halbrichtigen, oft ganz falschen Vorstellungen . . . wie festgefroren; gar nicht im Stande, umzulernen, und nur darum so positiv in seinen Behauptungen, weil er Alles nur von Einer Seite sehen kann. . . Er gehört mit seinem unvergleichlichen Wissen an eine Akademie; unsrer Universität wünschte ich mir einen Historiker freieren und grösseren Zuges«. Einige Jahre später nahm R. den Entschluss Gutschmids, einen Ruf abzulehnen und in Tübingen zu bleiben, sehr kühl auf [R. 9 VII 84]. Am ausführlichsten und offensten legt Rohde sein Verhältnis zu Flach und Gutschmid dar in einem Briefe an Rühl, den spätern Herausgeber von Gutschmid's 'Kleinen Schriften' [12 VII 85].

Grösse des Problems nicht gewachsen [1], und hatte den Glauben an manche viel gepriesenen Ergebnisse Gutschmid's (wie die über die makedonische Anagraphe oder Timagenes als Quelle des Trogus) völlig verloren [2]. Auch bei der Erörterung politischer und litterarisch-philosophischer Fragen platzten die Geister hart aufeinander [3]. »Man hat« klagt Rohde 1882 »ausserhalb engster Gelehrsamkeitsinteressen ... nichts von ihm; er hat keine Theilnahme an Allem, was das Leben erträglich macht, keine Spontaneität der Empfindung .., keinen Blick für die Tiefe und Schönheit der Welt«. Trotzdem zogen sich die beiden ausgezeichneten Forscher immer wieder gegenseitig an, bis ein drittes Element störend dazwischen trat.

Als nächsten Fachgenossen hatte Rohde HANS FLACH angetroffen, den geräuschvollen Verfasser des platten Buches über die griechische Lyrik [4]. Flach glaubte sich in seiner 'Carrière' als Universitätslehrer unbillig zurückgedrängt; er besass aber Berechnung und Selbstbeherrschung genug, um den Versuch zu machen, sich mit der ihm eignen »Adhärenz« an den überlegenen neuen Collegen anzuschliessen. Bekanntlich hat sich A. v. GUTSCHMID, der oft an unrechter Stelle vertraute und misstraute, von diesem akademischen enfant terrible bis zum

[1] Mit hellerem Blick schien ihm »der treffliche ED. MEYER«, gegen den Gutschmid und Socin keine allzufreundliche Stellung einnahmen, solchen Problemen gegenüber zu treten; auch gegen Rühl äusserte R. gelegentlich [12 VII 85] seine Sympathie für diesen »soliden Arbeiter«. Es spricht ein gutes Stück persönlicher Gereiztheit mit, wenn Rohde später eine ganz andre Tonart anschlägt; freilich begann er schon bei Meyer's Aufsatz über Lykurg »misstrauisch zu werden«.

[2] An dem Aufsatz über die macedonische Anagraphe (jetzt in grösserm Zusammenhange in A. v. Gutschmid's kleinen Schriften IV S. 32 ff.) hatte Rohde zu grosse »Willkürlichkeit« auszusetzen; das Ergebnis hielt er für unbrauchbar. Auch die Ausführungen über Timagenes als Quelle des Trogus schienen ihm »eine blosse Seifenblase« [Rü. 12 VII 85]. Demgegenüber ist es sehr bemerkenswerth, dass Rohde litterarische Polemik nach Kräften vermieden hat; doch zielen manche seiner chronologischen Untersuchungen über die Köpfe der unmittelbaren Gegner weg auch auf den Tübinger Kollegen, s. unten S. 129[1]. Ueber den Versuch WACHSMUTHS, die Timagenes-Hypothese zu stützen (Rh. Mus. XLVI 465), hat sich R. nicht ausgesprochen.

[3] Vgl. unten S. 121[2].

[4] Es ist bedauerlich genug, dass einer der neusten Propheten im Stil des Rembrandtdeutschen seine Inspirationen über die Griechen zum guten Theil aus diesem Machwerk bezogen hat und Flach neben Rohde rangirt.

letzten Moment ausnutzen und missbrauchen lassen. Rohde, ein bessrer Menschenkenner, wusste Flach von vornherein in angemessner Entfernung zu halten[1]. Flach's persönliche und wissenschaftliche Hohlheit enthüllte sich bald genug in seinem opus magnum (1882—1884), wie in seiner »gaminhaften« Publicisten- und Pamphletistenthätigkeit. Rohde hielt mit seinem Urtheil nicht zurück; als er in dem Jahre, wo der zweite Band der 'Geschichte der Lyrik' erschien, in einem akademischen Verein über die griechischen Lyriker sprach, hat er für Flach keine Propaganda gemacht[2]. Flach rächte sich an dem 'neuen Aristarch' in einem seiner künstlerisch puerilen, längst einer verdienten Vergessenheit anheimgefallenen Schlüssel-Romane mit billigen, neben das Ziel treffenden Bosheiten und bewarf die Genossenschaft, in die er sich freiwillig hineingestellt hatte, aus dem Versteck der Anonymität mit den niedrigsten Verleumdungen. Rohde hatte dafür, so weit seine Person und der Angreifer in's Spiel kam, nur ein Achselzucken[3]. Aber

[1] Schon 1880 schrieb er: »Hier steht sonst Alles auf dem alten Fleck. Leider auch Flacius, dem ich lieber einen andern Fleck wünschte. Ein höchst fatales Element des ganzen hiesigen Lebens und Studiums: selbst die Studiosen erkennen seine volle Nichtigkeit« [R.]

[2] In Tübingen gab es kluge Leute, die Rohde persönliche Motive unterschoben; er selbst hätte (so hiess es 1886) eine Geschichte der Lyrik zu schreiben beabsichtigt. Wenn er's doch gethan hätte! Ihm hätte das Flach'sche Buch (über das ich auf das Centralblatt 1884, 30, 1026 verweise) wahrhaftig nicht im Lichte gestanden. Aber gerade von einem solchen Plane ist in seinen Briefen und Aufzeichnungen n i e die Rede.

[3] Einige bezeichnende Aeusserungen über diese ärgerlichen Dinge mögen unter den Strich gesetzt werden. »Der Mensch [Flach] hatte diese Racheschrift gar nicht etwa als letzten Trumpf vor seinem Abgang ausspielen wollen, sondern meinte, noch Wochen lang .., die Autorschaft leugnen und ganz gemüthlich hier bleiben zu können. Es bedurfte der positiven Androhung, dass man ihn sonst absetzen werde, um ihn endlich zu bewegen, seine Entlassung zu fordern. Da er d a s gar nicht erwartet hatte, gerieth er nun in einen elenden Zustand gänzlicher Zerknicktheit, versuchte Alles zurückzunehmen, und schied als der offenbarte Schw....., als der er längst Kennern der Zoologie verdächtig war.« [R. 2 IV 85.] Mit besonderm Bezug auf Flach's Buch über 'die akademische Carrière': »Das Niederträchtige ist aber dies: dass diese Elendigkeiten d i e academische Carrière ausmachen sollen (haben denn Sie, oder ich, oder Gutschmid, oder Wilamowitz oder wer sonst, je sich zu irgend einer der da gemalten Gemeinheiten hergegeben?), und vor Allem, dass Fl. selbst, zum Ekel aller Welt, eben diese sämmtlichen feigen Kriechereien hier ausgeübt hat... freilich ohne Erfolg.« [Rü. 12 VII 85].

schmerzlich war es ihm, dass GUTSCHMID den Verkehr mit Flach eigensinnig festhielt, ihm durch die milden Gaben von seiner Hand eine wissenschaftliche Scheinexistenz ermöglichte [1] und sich damit schliesslich selbst »zu jedem anständigen Menschen in Opposition stellte«. Die letzten Briefe aus Tübingen zeigen, dass die Entfremdung zwischen Rohde und Gutschmid über diesen und ähnlichen (auch politischen) Meinungs- und Gesinnungsverschiedenheiten[2] unheilbar geworden war. An Gutschmid's bona fides hat Rohde nie gezweifelt; rückblickend schrieb er nach seinem plötzlichen Tode: »Er war doch ein n o b l e r Mensch, ohne Falsch, wenn auch ohne selbständiges Urtheil in nichtgelehrten Sachen und daher Einblasungen . . . sehr zugänglich«. [R. 15 III 87.]

Abgesehn von den eben, vielleicht mit unerwünschter Breite, vorgeführten Intermezzi, durch die sich Rohde's leicht erregbarer Sinn zeitweise recht beschwert fühlte, gestalteten sich die collegialen Verhältnisse, nicht nur zu den Fachgenossen, »durchaus nach Wunsch, gut und harmlos« [R. 25 IV 80]. Gerade die Schwaben in der Facultät waren »doch ganze Menschen«, die Rohde gelten lassen musste: so der Senior RUDOLF v. ROTH, der Bahnbrecher des Sanskritstudiums, mit dessen religionsgeschichtlichen Arbeiten er sich zu befassen hatte; der vielseitige Stiftsästhetiker K. KOESTLIN, im Verkehr »ein weltfremdes Original«[3]; ferner der kurz vor Rohde nach Tübingen

[1] Dass Ludwich . . seinen (Flach's) Hesychius schätzt, ist ganz verständlich: der ist eben eine Arbeit von G u t s c h m i d. G. hat, in einer mir unverständlichen Art von Gutmüthigkeit, nicht nur dem Fl. alle Historikerglossen durchrecensirt . . ., sondern er hat ihm das ganze Opus durchcorrigirt, in zwei-, ja dreifacher Correctur. Ich habe solcher Bogen viele gesehen; da war überall Flachs Unsinn ausgestrichen, Vernünftigeres hingesetzt, G.'s eigne Bemerkungen zugefügt etc. . . Und wie oft hat mir G. geklagt, der Fl. verstehe dann seine Bemerkungen gar nicht oder — miss«. [Es kommt ja in der That vor, dass Flach's Text zu Gutschmid's Apparat nicht passt, vgl z. B. p. 57, 2.] »Kurz mit unerhörter Zähigkeit hat G. das ganze Buch vollständig umgearbeitet! Von Rechts wegen müsste bei jeder Notiz gesetzt sein A. v. G.« [Rü. 6 V 82]. So sind ja auch in der Geschichte der Lyrik das werthvollste die chronologischen Ansätze Gutschmid's.

[2] Vgl. unten S. 121[2].

[3] Man bemerke, wie schonend Rohde (Kl. Schr. I 263) gegen seinen »verehrten Collegen Karl Köstlin« polemisiert, dessen rührende Harmlosigkeit allerdings jeden Unmuth von vornherein entwaffnete.

zurückberufene Philosoph E. PFLEIDERER, ein alter Bekannter aus Kiel, und vor Allem CHRISTOPH SIGWART, mit dessen Familie sich engere, alle Wechselfälle überdauernde Beziehungen anspannen[1]. Eine persönliche Freundschaft, wie die mit Ribbeck und dem Baseler Kreise, verband Rohde aber mit keinem seiner Tübinger Amtsgenossen. Rohde hat das schmerzlich genug empfunden, ohne dass er jemand einen Vorwurf daraus gemacht hätte. Er war sich bewusst, dass er selbst zu »schneidend und hart« im Verkehr geworden sei, als dass man ihm recht nahe kommen möchte. »Ich fühle es tief und oft: durch diese Art habe ich mich um den eigentlichen Reiz des Lebens gebracht. Es wäre freilich vieles anders, wenn irgend ein Mensch in der Nähe wäre, der es mit mir wagen wollte und mir ein wenig Feuer von seinem Feuer mittheilte« [N. 8 IV 81]. Einen solchen Menschen hat er in diesen Jahren zu gewinnen nicht das Glück gehabt. Um so eifriger pflegte er den Briefwechsel mit den auswärtigen Freunden, vor Allem mit RIBBECK und RÜHL, denen er sich am ungezwungensten giebt, als Gelehrter wie als Mensch, vielfach mit ganz köstlichem Humor. Nicht ganz so zahlreich, aber mehr in die Tiefe gewandt, sind die Briefe an OVERBECK; die gemeinsame Theilnahme um den erkrankten und 1879 aus dem Amte geschiedenen Freund klingt wie ein cantus firmus durch alle andern Stimmen ernst hindurch. Und in der »scarsezza d'uomini« der ersten Tübinger Jahre hat Rohde auch mit JOHANNES VOLKELT[2],

[1] SIGWARTS gedenkt er wiederholt in seinen Briefen und wünschte in kritischer Zeit lebhaft, »dass Sigwart nicht so thöricht sein möge, dies Philosopheneldorado gegen die unbekannten Zustände in Berlin aufzugeben« [R. 23 XI 1881]. Vgl. auch S. 153.

[2] Einige für den Schreiber bezeichnende Aeusserungen des ersten Briefes [V. 1 I 79] mögen hier Platz finden: »Ich wünsche aber recht ernstlich, von Ihnen einmal zu hören: Sie dürfen aus meiner wunderlich zurückhaltenden und in Mitteilungen kargen Art im persönlichen Umgange nicht auf die Gesinnungen schliessen, die ich im Innern für Sie hege. Niemand kann über seinen Schatten springen, und mir hängt ein ganz absonderlicher Schatten an, ein eigenthümliches Gemisch von Menschenscheu und Misstrauen in mir selbst, das mich stets mit der Furcht lähmt, zudringlich zu werden, und sich endlich mit einem fatalen Hang, nur in der Phantasie zu leben, so eng verbündet hat, dass ich nun zwar die umgebende Menschheit in der Phantasie sehr deutlich und mit vielem Antheil auffasse, oft aber nach Aussen auch nur einen Finger zu rühren

mit dem er schon in Jena gern verkehrt hatte, eine Correspondenz begonnen, aus der ein dauerndes Freundschaftsverhältnis erwachsen ist. Rohde fand »bei noch so grosser Verschiedenheit von Art und Anlage immer mehr gleiche Humore und Lebensstimmungen« auf beiden Seiten; zumal über litterarische und philosophisch-ästhetische Fragen hat er viel mit Volkelt verhandelt.

Diesen Correspondenzen gegenüber treten die Briefe an NIETZSCHE jetzt an Zahl zurück. Rohde selbst zauderte oft lange, ehe er auf Zusendungen und Zuschriften antwortete; gerade für den schwer leidenden und doch »dem atmosphärischen Dunstkreis, in dem wir alle umherwanken« mehr und mehr entrückten Freund meinte er »eine innerlich ruhig gehobene Stunde« abwarten zu müssen, »wie sie den Professor legens nicht häufig besuchen wollen«. Aber trotzdem war, auch in Tübingen, kein Genosse seinem Geiste und Herzen näher. Auf Umwegen, bei gemeinsamen Freunden (besonders bei Overbeck), sucht er immer wieder Nachrichten über sein Ergehn zu gewinnen und ist so auch »in dunkeln, brieflosen Monaten« neben ihm wie ein ungesehener Begleiter. »Sagen Sie ihm«, schreibt er bei solcher Gelegenheit, »dass unter allen Wandlungen seines Schicksals und seiner Gesinnungen ich ganz gewiss ihm die treueste Freundschaft bewahrt habe und stets unwandelbar bewahren werde«. Das schwere Martyrium, das Nietzsche zwang, seine Baseler Professur niederzulegen, war für ihn eine Aufforderung mehr, »in Theilnahme und Liebe nicht zu ermatten«. Als Nietzsche, mit einem geistigen Heroismus sondergleichen in dieser 'sonnenärmsten Zeit seines Lebens' Bücher, wie die 'Vermischten Meinungen und Sprüche' und 'Der Wanderer und sein Schatten' sich abtrotzte, fand Rohde (gegen Weihnachten 1879) die rechten, zu Herzen gehenden Worte[1]. „Deine alte Liebe, neu besiegelt" — antwortet Nietzsche (Biogr. II S. 336) — „das war das köstlichste

mich gehemmt fühle. Ein absurder Zustand! durch den man mitten unter Menschen wie in eine mitwandelnde Mönchszelle eingekapselt und isoliert herumgeht und auch an Menschen, denen man sich enger anschliessen möchte, nicht näher herankommt...«

[1] Der Brief [N. 22 XII 79] wird voraussichtlich an andrer Stelle veröffentlicht werden. Vorläufig s. E. Förster-N, II 336.

Geschenk vom Abend der Bescherung. Selten ist mir's so gut gegangen: gewöhnlich war das persönliche Schlussergebnis eines Buches für mich, dass ein Freund mich gekränkt verliess".

In der That hatte Rohde den Choc, den er von der ersten Sentenzensammlung Nietzsche's empfangen hatte, inzwischen überwunden. Er gewann bald den Eindruck, dass Nietzsche »auf seiner Kreisbahn aus den Gegenden, wo nur einzelne παράδοξα wohnen mögen, sich in diesem 'Nachtrag'[1] wieder bewährten und weniger übertrieben heissen oder kalten Gegenden nähert. Das Réethum[2] ist weniger dogmatisch geworden, und das ist ein Glück: denn bei solchem Festhalten an dogmatisch genommenen Paradoxen gewinnt man freilich die Möglichkeit, durch einfaches Durchfiguriren dieser Paradoxen . . auf alle möglichen Verhältnisse . . eine Reihe geistreich aussehender Sentenzen (die im Grund immer wesentlich dasselbe sagen) zu schmieden. Aber man verbaut sich doch dadurch selbst jede freie Aussicht in die Dinge und das Menschenleben: ich kann nicht finden, dass dabei der 'freie Geist' besonders viel gewinnt. . . . Will man einmal ein 'freier Geist' sein . . ., so soll man denn auch keinerlei Dogmenzwang dulden: und Nietzsche hat, so scheints, den kalten Föhn des Réeismus, nach dem heissen des Wagnerthums, schon zum grossen Theil überwunden. Wie stark sein Kopf gleichwohl zum Dogmenmachen neigt, habe ich recht an dem Einfluss des Nachsommers[3] auf ihn gesehen. Das Buch . . . hat mich und meine Frau sehr interessiert. Das beste Zeichen: man denkt mit Behagen und einem Gefühl von wohlthuender Heimlichkeit und vornehmer Stille an das Buch, noch lange nach der Lektüre, zurück; der Nachgeschmack ist das beste Kriterium eines Buches. Aber nun macht N. diese Art sofort

[1] Damit sind gemeint die 'vermischten Meinungen und Sprüche' und 'der Wanderer und sein Schatten', im ersten Druck als 'Anhang' zum 'Menschlichen Allzumenschlichen' veröffentlicht, und später (Werke Band III) als zweiter Band dieses Buches bezeichnet.

[2] Vgl. oben S. 97 ff. Rohde hat in diesen Jahren — im Gegensatz zu andern Freunden — Rée einen bestimmenden Einfluss auf Nietzsche zugeschrieben; vgl. aber S. 99.

[3] Adalbert Stifter's 'Nachsommer', der in den Fünfer-Kanon (Goethe, Lichtenberg, Jung-Stilling [oben S. 23], Stifter, G. Keller) der deutschen Prosa bei N. ('Der Wanderer' 109 = Werke III S. 257) aufgenommen ist.

zur einzigen, die noch gelten soll; aus dem Einen gelungenen Wurf wird sofort eine Regel . . . . . Im Speciellen bezweifle ich sehr, dass diese Art von Roman in vielen Exemplaren existieren könne: wir wollen dankbar sein, dass nur Ein solcher Ausruhepunkt in der Hitze des Lebens und der Leidenschaft gegeben ist, aber nicht tausend Ausruhepunkte . . . fordern. Ich betrachte aber diesen Fall für Nietzsche als typisch: immer soll man sich gleich zu Gunsten einer einzigen Art des Wissens, der Betrachtung des Lebens, an allem denkbaren Anderen den Appetit verderben. Wo soll dann noch 'Freiheit' des Geistes sein! Ich kenne nur Einen 'Freien' im Geiste, unter den ganz Grossen: das ist Goethe, und der ist gewiss doch nur darum so frei, weil er Alles an seiner Stelle gelten lassen konnte, und nicht weil er sich die Freiheit genommen hätte (wie Nietzsche's angeblicher freier Geist, Voltaire, und dessen Gleichen) die Eine Hälfte des Menschenwesens zu Gunsten der andern Hälfte einfach als Unsinn wegzuwerfen! — In welchem Sinne ich das alles sage, werden Sie gewiss verstehen, sicher nicht um N. zu tadeln, dass er sich so aufrichtig seiner Meinung entäussert« [O. 31 V 82].

Von den beiden neuen Sentenzensammlungen ergriff Rohde am tiefsten 'der Wanderer und sein Schatten'. Die einrahmenden Gespräche und manche nahezu lyrisch stilisierten Abschnitte wirkten wie persönliche Gegenwart[1]; bei jedem Wort fast glaubte Rohde zu fühlen, »wie es einer völligen Verzweifelung an persönlichem Behagen und Glück abgerungen ist, ängstlich schnell, ehe es Nacht wird, und mit der Sonne auch alle Schatten verschwinden«. Er empfand es klar, dass diese Schriften für Nietzsche etwas ganz andres bedeuteten, als eine wissenschaftliche Untersuchung für einen Gelehrten; dass in ihnen das auf sich selbst zurückgewiesene leidenschaftliche Innenleben des

[1] Man denke z. B. an No. 8 (Werke III 195): in andrer Lebensstimmung wird oder kann man all die von Nietzsche so trübselig gedeuteten Einzelheiten als Symbole des Gegentheils auffassen. Beiläufig: Auch für Nietzsche den Schriftsteller ist es bedeutsam, dass er (wie Rousseau) ausübender und productiver Musiker war. Selbst der Aphorismus Nietzsches ist 'aus dem Geiste der Musik' geboren, wenigstens jene besondre Art, die man als lyrischen Aphorismus bezeichnen könnte.

Einsiedlers einen Ausweg und eine Bethätigung suchte; dass, wer diese Schriften anrührte, seiner Persönlichkeit zu nahe trat. Von nun an sah sich Rohde — der sich sonst auch brieflich im Ausdruck gern gehen liess — jedes an Nietzsche gerichtete Wort darauf hin an, ob es dem Freund nicht wehe thun könne; er gewöhnte sich, con sordini zu schreiben. Mit Genugthuung empfand er aber, wie diese Schriften in ihrem überquellenden Reichthum Manches brachten, was er sich, wie in alten Zeiten, ganz persönlich anzueignen vermochte. Und so wenig er zum Propagandamachen geneigt war, so suchte er doch die Aufmerksamkeit von Freunden, wie Ribbeck, Rühl oder Volkelt[1] auf Nietzsche's Schriftstellerei zu lenken.

»Der Arme« schreibt er an Rühl »leidet fürchterlich an seinen fast völlig blinden Augen und an Kopfschmerzen: von Störung seiner Vernunft ist nicht die entfernteste Spur. Lesen Sie nur — nicht um das zu constatiren, sondern um überhaupt eines der merkwürdigsten und lesenswerthesten Bücher zu lesen — sein neuestes Buch: „Der Wanderer und sein Schatten“ . . . . . Sie werden darin reden hören einen Menschen, der . . . die Welt nur noch mit den Augen seines Geistes sehen kann, aber an Tiefe, Feinheit, Klarheit und Besonnenheit (soweit seine stets stark einseitige Weise das zulässt) immer nur noch gewonnen hat seit seinen Jugendschriften. Seinen Freunden muss das Buch trotzdem einen tief schmerzlichen Eindruck machen (was haben wir Alles zusammen durchlebt!): aber es würde mir höchst werthvoll sein, wenn ich einmal erführe, welchen Eindruck eigentlich solch ein Buch auf einen ganz Fremden, aber zu verständnisvoller Aufnahme . . . befähigten und unbefangen bereiten Mann macht. Auf jeden Fall: sein Verstand ist nicht nur reicher, sondern auch fester, als der von tausend kritischen Holzköpfen« [Rü. 25 IV 80]. »So viel Muth und Klarheit und Feinheit« — hatte er kurz vorher an Nietzsche geschrieben — »und ein so hoher Adel des Sinnes, dass er es wagen kann, allem artig thuenden Geberdenwesen zu entsagen; ein so freier und reiner Blick in die Welt — aber aus einer

[1] „Es war in Klosters 1884, wo mich R. mit warmen Worten zum Lesen des Zarathustra, den er mit sich führte, bewog“ (Volkelt). Vgl. unten S. 125.

solchen Ferne von allem irdisch Derben und Trivialen; wie mit geschlossenen Augen siehst Du die ganze Fülle der Welt und das menschliche Treiben, richtig aufgefasst, aber ohne selbst von ihm umgetrieben . . zu werden; und das thut dem Leser wehe, wenn er Dich lieb hat und aus jedem Worte seinen Freund reden hört . . . Aber in Wahrheit wollen wir uns miteinander f r e u e n, dass Deine Schattengespräche Dich so hoch und fern von allem Persönlichen forttragen: so lange Du Deine Gedanken concipirst und ausbildest, muss dich ja die Befriedigung, so etwas zu finden und zu können, ganz ausfüllen . . .«

Das waren Worte, die dem »Tausendkünstler der Selbstüberwindung«, der täppisch zudringlichem Mitleid gegenüber immer empfindlicher wurde, wahrhaft tröstlich in die Ohren klangen. So trat Rohde immer wieder den an seine Thür pochenden litterarischen Gaben Nietzsche's mit offenem Sinn und innerlichster Theilnahme entgegen. Aber es währte oft lange, bis er den rechten Augenblick fand, um »diesen so weit getrennten und so ganz auf das Spiel mit seinen einsamsten Gedanken eingeschränkten Freund etwas zu sagen, das bis zu ihm dringen könne«; er habe selbst bei solchen Gelegenheiten immer das Gefühl, nicht fertig und in einem unbehaglichen Flusse zu sein, so stark, dass es ihm fast körperlich unmöglich werde, dem Andern, der sich »mit seinem eignen, so viel energischeren Werdeprocess abquäle« etwas Vernünftiges zu antworten. Ein Brief »in dumpfer Stunde geschrieben«, gab Nietzsche 1883, bei dem Erscheinen der 'fröhlichen Wissenschaft', den ersten Anlass zu einer Verstimmung, während es Rohde kaum fassen kann, dass er »in bester Meinung seine Schmerzen vermehrt habe« [1].

[1] »Ich wünschte ihm Glück zu wirklicher Durchdringung mit seinen neuen Anschauungen, die früher oft etwas nur Gewolltes gehabt haben, nun aber wirklich seine Natur geworden zu sein scheinen; das Persönliche seines Buches erfreute mich, besonders der Hauch neugewonnener Gesundheit und eine Art Heiterkeit darin« [O. 1 I 83]. Nietzsche scheint in jenen Aeusserungen etwas wie Missachtung gefunden zu haben, während Rohde sich bewusst war, dass er »seinem hohen Flug mit Bewunderung und mit allervollständigstem Verständnis nachblicke, auf m i c h, nicht auf ihn zürnend, wenn meine ganze Anlage und dazu die . . vom eignen Selbst abziehende Art unserer Amtsarbeit es mir unmöglich machten, ihm zu folgen, oder gar ihm nachzuthun.« Wie hoch gespannt Nietzsche's Stimmung schon damals war, zeigen die Briefe (an v. Gersdorff S. 240, M. Baumgartner S. 294).

Nietzsche empfand es in ruhigen Stunden selbst, wie schwer es dem Freund sein musste, bei seinen Wandlungen ihm wie in alten Zeiten zur Seite zu bleiben. Er wisse bestimmt, schreibt er einmal, dass das Bild, das seine Bücher jetzt von ihm gäben, nicht das Bild sei was Rohde von ihm im Herzen trage. Er habe wirklich (wie Rohde gemeint hatte) eine 'zweite Natur'[1]; „aber" — so fügt er beschwichtigend hinzu — „nicht um die erste zu vernichten, sondern um sie zu ertragen. An meiner 'ersten Natur' wäre ich längst zu Grunde gegangen".

Als Nietzsche dies Bekenntnis schrieb, reiften eben die ersten Theile des 'Zarathustra' heran. Rohde glaubte in ihnen die »beiden Naturen« des Freundes sich versöhnen und seine Bahn zu ihrer ursprünglichen Richtung zurückkehren zu sehn. Aus der Proteusgestalt des persischen Weisen blickten ihn oft genug die trauten Züge des jungen Nietzsche an; und im Stillen hielt er damals für das wiederkehrende Roth der Gesundheit, was Andern später als Vorzeichen der Erkrankung erschien. »Nietzsche's Buch habe ich grösstentheils mit wahrer Bewunderung gelesen. Ich finde auch die Form nicht nur geschickt und geistreich gehandhabt . . ., sondern überhaupt sehr angebracht: so kann er doch seine Gedanken und Wallungen noch aus sich heraussetzen, sie nehmen mehr den Charakter eines Kunstwerks an, den Ausdruck einer Stimmung, die man nicht eigentlich und nothwendig hat, sondern nur durch Vermittlung der Phantasie annimmt, wie eben der Dichter die Stimmung und Art seiner Charaktere als deren Stimmung, nicht als seine — wiewohl von seinem eignen Herzblut darin ist. Und das betrachte ich für ihn als ein Glück, als einen Fortschritt. Denn ich habe längst das Gefühl, als ob N. wesentlich litte . . an einer Fülle von Poesie, die nicht in eigentliche Dichtung sich niederschlagen will und ihm nun im Innern Fieber und Noth macht.« [O. 9 XII 83]. Aehnlich, nur eingehender und wärmer äusserte

[1] Der Ausdruck ist hier sichtlich in einem andern Sinne genommen, als beispielsweise in dem Aphorismus der 'Morgenröthe' No. 455 (= Werke IV. S. 308), entsprechend den Aeusserungen Rohde's über die sich ablösenden (und im 'Zarathustra' sich versöhnenden) Gegensätze in Nietzsche's Wesen und Schriftstellerei.

sich Rohde gegen Nietzsche selbst. Erst so, indem der Freund sich, wie Plato, als Verkündiger seiner Meinungen ein Idealwesen schaffe, setze er diese Meinungen recht aus sich selbst heraus und stehe gewissermassen über sich selbst. Was so in die Gestalt eines lehrhaften Gedichtes eingekleidet sei, geniesse nun auch die Privilegien eines Gedichtes; der Freund sei der verstandesmässigen Begründung seiner Intuitionen überhoben und könne auch seine Sprache die vollsten Klänge anschlagen lassen; darin sei die 'Vorrede', aber auch mancher spätere Abschnitt unübertrefflich [N. 22 XII 83].

Rohde hatte immer den Künstler und Dichter in Nietzsche gesehn; schon vor Jahren hatte er die Meinung ausgesprochen, dass für sein Denken und Empfinden, für all seine innere Philosophie und Musik eine poetische Einkleidung die einzig angemessene sei; nur so könne sich sein ganzes Wesen, ohne willkürliche Theilung und einseitige Uebertreibung, harmonisch aussprechen. So meinte er jetzt, dass Nietzsche mit der neueren Form — die ja vieler Variationen und Metamorphosen fähig sei — seine eigentliche Form zu finden begonnen habe. Er glaubte an ein Erstarken der künstlerischen Kräfte des Freundes [1]. Wirklich hat Nietzsche in den nächsten Jahren vielfach zur dichterischen, auch zur gebundenen Rede, gegriffen [2] und die Zarathustra- (und Dionysos-)Maske noch in seinen letzten Niederschriften benutzt.

Mochte Rohde Form und Stimmung des seltsamen Buches noch so hoch schätzen: manche Winkel dieser Gedankenwelt blieben ihm fremd und unheimlich mit dem Spuk ihrer »nicht aus dem Leben genommenen sondern wie aus weltfremden Einöden mitgebrachten gespensterhaft-abstracten Vorstellungen.« Dahin gehört besonders der Abschnitt vom 'bleichen Verbrecher' [N. 22 XII 83]. Auch bei den Betrachtungen über 'Kind und Ehe' machte er, bei aller Zustimmung zu den Grund-

[1] Vgl. S. 59[1]. Nietzsche selbst schrieb 1884: „Uebrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze dieses Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegentheil aller Dichterei tyrannisiert habe."

[2] Vgl. Werke, Bd. VIII S. 337 ff., Nachbericht S. V f. Sehr merkwürdig ist es, wie sich für Nietzsche die kühnsten metaphysischen Speculationen in die musikalische Stimmung des Mitternachtsliedes umsetzen, Werke VI 332.

gedanken, doch auch seinen, für ihn als Menschen charakteristischen Vorbehalt. »'Ueber sich selbst hinaus bauen', gewiss das will man als Vater: πατρὸς δ' ὅ γε πολλὸν ἀμείνων soll es von dem Sohne heissen, und wahrhaft schämt man sich erst, wenn man sich als bestelltes Vorbild eines eignen Kindes denken soll. Aber doch — das ist nicht der springende Punct in dem Ei der Kinderliebe und -sehnsucht. Man fühlt es erst, wenn man selbst darin steht: was man eigentlich will und wünscht und ersehnt und sich aufbauen möchte, das ist eine ganz bedingungslose, grundlose und unaustilgbare Liebe zu einem menschlichen Wesen, und die giebt es nur und allein im Verhältnis zu dem eigenen Kinde. Alles übrige folgt nur daraus.«

Man sieht in solchen Fällen, wie die eigenste Lebenserfahrung Rohde von den einsamen Bahnen des Freundes abdrängt; es deuten sich doch schon Gegensätze an, die sich bei den nächsten ethisch-psychologischen Schriften Nietzsche's mit erhöhter Schärfe fühlbar machen sollten[1]. Nietzsche hatte davon schon 1884 eine sichre Witterung[2].

Noch ein andres Gebiet gab es, wo sich damals die Wege der Freunde zu trennen begannen: das Verhältnis zu R. Wagner und zu Wagner's Schöpfungen. Auch Rohde hat es beim Parsifal — soweit dies Werk andre, als rein künstlerische Zwecke zu verfolgen schien, — nicht über sich gewonnen, dem Meister Gefolgschaft zu leisten[3]; er war nie in dem Sinne Wagnerianer,

[1] Sieht man, bei diesem Meinungsaustausch, genauer hin, so hat sich die Situation merkwürdig verkehrt: Rohde ist, aus persönlichstem Empfinden heraus, mehr Individualist, als Nietzsche, ja Individualist im Gegensatz zu Nietzsche: »Was wäre Einem an und für sich daran gelegen, 'über sich hinaus zu bauen', wenn es nicht eben in diesem Menschenkinde wäre, wo man das beste seiner Wünsche und Gedanken Gestalt gewinnen sehen möchte, weil er es ist, nicht abstract um der Welt und der Menschen willen.« Derselbe Gegensatz wiederholt sich (wie wir unten sehn werden) in den eng verwandten Hypothesen der Freunde über den Unsterblichkeitsglauben.

[2] Dieser Stimmung giebt N. einen ergreifenden Ausdruck in einem Briefe, den E. Förster-N. vor Lichtenberger's 'Philosophie Fr. Nietzsches' S. LIII hat abdrucken lassen. Rohde's schöner Brief sagt ihm schliesslich doch: „Freund Nietzsche, du bist nun ganz allein."

[3] Nach den Mittheilungen W. Schmid's a. O. S. 91, dessen Darstellung im Uebrigen durch die hier und später verwertheten Selbstzeugnisse Rohde's ergänzt wird.

dass er sich in seinen persönlichen Ueberzeugungen hätte binden lassen. Aber es blieb für ihn das erhebendste Ereignis seines Lebens, dass er einem Genius, wie Wagner, sich persönlich hatte nähern dürfen; er kannte keine tiefern künstlerischen Eindrücke, als die waren, die er von den Festspielen mitnahm. Nietzsche, der auch auf diesem Gebiet eine scharfe Schwenkung bis zum Frontwechsel vollzogen hatte, hielt mit seinen ketzerischen Meinungen nicht hinter dem Berge; schon in den 'Vermischten Meinungen und Sprüchen' geht er zu offenem Angriff vor[1]. Rohde, als reiner Dilettant in musikalischen Dingen, glaubte sich nicht berechtigt, dem Freunde (wie andern 'Anti-Wagnerianern') auch nur mit brieflichen Einwänden entgegenzutreten. Aber er hielt fest, was er hatte: Nietzsche und Wagner blieben ihm »die beiden geliebtesten Menschen«[2].

So schweiften Rohde's beste Stimmungen und Gedanken auch in diesen Jahren immer wieder hinaus über die traulich-enge Welt, in die er hineingestellt war. Aber er begann doch, die Schlichtheit und Gesundheit des schwäbischen Lebensstils als Wohlthat zu empfinden — im Gegensatz zu Leuten, wie Hans Flach, die das Niveau ihrer Tübinger Existenz mit dem Massstab eines Küchenchefs abschätzten[3]. Von der harmlos-angeregten Geselligkeit, die man gerade auf der weltfernen »Universitätsinsel« zu pflegen doppelten Anlass hatte und hat, zog er sich keineswegs zurück. In der 'Dienstagsgesellschaft' — einer Vereinigung von Dozenten und andern akademisch gebildeten Männern — hielt er die üblichen Vorträge (den ersten schon im Herbst 1879)[4], und gelegentlich liess er sich sogar bereit

[1] Eine Art Urkundensammlung giebt Nietzsche selbst 'N. contra Wagner' Werke VIII S. 185 f. [2] Vgl. Ribbeck, Br. 195 S. 303.

[3] »Ich vermisse nur die Tübinger Einfachheit« meint er in einem spätern Brief [30 I 87]. Und mit Bezug auf Flach's Culturbilder aus Württemberg schreibt er schon 1884: »Was Sie aus der Frkf. Ztg. über Flacii unfläthiges Schriftchen entnommen haben können . . ., darf Ihnen doch von hiesigen Zuständen nicht allzu schwarze Vorstellungen einflössen. Anders ist ungefähr Alles hier, als in andern Cantönli . . ., aber es lässt sich doch sehr *in utramque partem* über hiesige Zustände 'dischkurire': das Uebelste von Allem ist einzig Flacius *himself*, den doch endlich der Allerkenner irgendwo anders in seinem Weinberge verwenden möge« [Rü. 7 V 84].

[4] Er hat gesprochen: am 18. November 1879: über Universitäten im

finden, bei den Dilettantenaufführungen der 'Sonntagsgesellschaft' mitzuwirken; so hat der stattliche brünette Mann in einem lebenden Bilde einmal den Wallenstein gestellt. Den Hauptvorzug von Tübingen erblickte er freilich darin, »dass man draussen so schnell zu ganz herrlichen Dingen gelangen kann«. Der leidenschaftliche Naturfreund liess die stolzen Linien der schwäbischen Alb nicht umsonst herüberwinken; auch die bescheidne nähere Umgebung des Städtchens, in die doch eben jener »unvergleichliche Hintergrund«, sich mannichfach verschränkend, überall hineinblickt, lernte er in ihrer Eigenart schätzen, zumal ihn auf seinen einsamen Gängen bald sein Erstgebornes begleiten konnte, das er einmal, vom Regen überrascht, »wie der Rottenburger Christophorus« nach Hause trug. Auch sonst fesselte den scharfen und im tiefsten Grunde vorurteilslosen Beobachter die geschlossne Eigenart des Landes und der Leute; und die »sonderbaren Schwaben« (oder »Schwoben«, wie R. beharrlich schreibt), die eben doch den Muth hatten, sich selbst durchzusetzen, gewannen seiner gerade hierin gleichgestimmten Natur Zuneigung und Achtung ab.

Erst in dieser neuen Umgebung ist in Rohde, der mit seiner ganzen Persönlichkeit noch in einer rein ästhetischen Bildung wurzelt, der politische Sinn recht erwacht; das uns vorliegende Material ist reich genug, um diesen Schluss zu gestatten, mag er auch zur Hälfte ein Schluss ex silentio sein. Am Ende der siebenziger Jahre schwankten seine Stimmungen und Meinungen noch erheblich; das Reich mit seinem »schwarz-weissen Pharisäerthum« und der »Bismarckschen Brutalität« will ihm oft, wie in alten Zeiten, gründlich unsympathisch scheinen[1]. Freilich er war sich bewusst, »Gefühlspolitiker« zu sein; es fehle ihm, schreibt er einmal, die professionelle Kenntnis der Vorbedingungen aller Politik, und so werde er mit seiner Sympathie bald da-, bald dorthin

alten Griechenland; am 21. Februar 1882: über einige Vorstellungen der alten Hellenen in Betreff der Fortdauer des Menschen nach dem Tode; am 25. Nov. 1884: über die griechischen Lyriker (mit besondrer Berücksichtigung Pindar's); in demselben Jahre war Flach's Geschichte der griechischen Lyrik beendet, in der Pindar — bei Seite gelassen ist.

[1] Zumal »dies Volk . . seine dummstolze Art, die Dinge der Welt zu betrachten, gar in's Alterthum hinüberführt [Rü. 7 XII 78].

getrieben. Erst seine Lehrjahre im Schwabenlande schafften darin Wandel: er fühlte sich wie in einem voller strömenden Fahrwasser, von dem er nun seine Empfindung dauernd tragen liess — er wurde, wie er es kurz und gut formuliert, zu seiner eignen Verwundrung »ganz Bismarckisch« [Rü. 6 V 82][1]. Auf der einen Seite lernte er, indem er unter den deutschen Landsleuten Jahre lang »als Fremder zu wandeln« meinte, die Nothwendigkeit und Bedeutung des Reichsgedankens recht persönlich empfinden; auf der andern Seite rückten ihm hier — in der Enge einer kleinen Stadt und eines kleinen, aber abgeschlossnen und die schärfsten Gegensätze beherbergenden Staates — die treibenden und kämpfenden Richtungen viel näher auf den Leib, als in Hamburg oder Leipzig oder Jena. »Hier schleppt sich im Uebrigen Alles in den alten Geleisen weiter; eine Zeitlang machte sich die Politik so breit, dass auch mich, sonst ziemlich unpolitisches Wesen, ein förmliches politisches Fieber (aber ein stilles!) ergriff[2] und mich in einer wahren Angst um die Schicksale des Vaterlands . . . Tags und Nachts quälte. Hier unten, mitten zwischen Jesuiten und Demokraten, fühlt man freilich doppelt, wie wichtig und zugleich wie zerbrechlich die Einheit, Kraft und Lebendigkeit des Reiches ist. Nun wendet sich ja — einstweilen! — Alles zum leidlichen, und so hab ich für jetzt mein politisch-patriotisches Flügelross an die Krippe gebunden« [R. 2 IV 85]. Diese Erfahrungen haben für ihn bleibenderen Werth gehabt, als die lässigen, halbironischen Worte ahnen lassen, in die er hier (und sonst) seine Bekenntnisse ausklingen lässt. Sie sind die letzte und bedeutsamste Ergänzung seiner menschlichen und wissenschaftlichen Persönlichkeit, welche mit dem Nahen der vierziger Jahre, ganz nach der Norm der

[1] Dem »geistigen Berlinerthum« war und blieb er freilich stets abgeneigt [V. 10 X 84].

[2] Ganz still war dies »Fieber« doch nicht; Freunde erzählten von sehr lebhaften Debatten mit A. v. GUTSCHMID und Andern. Gutschmid wurde in derselben Zeit, in unentwegtem Festhalten an den einmal gewonnenen Ueberzeugungen, im Gegensatz zu Rohde, immer mehr nach Links gedrängt. Ich erinnere mich eines Gesprächs mit ihm aus der Zeit vor den Septennatswahlen, nicht lange vor seinem Tode, worin er sich in der schärfsten Tonart über das Ziel wie über die politischen Mittel der Regierung und der nationalen Parteien aussprach.

Alten, ihre Akme erreicht, um sich bis zum letzten Tage darauf zu behaupten. Und da Rohde nur trieb und pflegte, was in seinem eignen Leben Wurzel hatte, sind sie auch der Arbeit des Gelehrten unmittelbar zu Gute gekommen. In Jena wies er den Gedanken an die Uebernahme einer Lehrstelle, wo er über das antike Staatswesen und Verwandtes zu lesen gehabt hätte, weit von sich; in Heidelberg griff er nach der gleichen Aufgabe mit beiden Händen. Einige Abschnitte seines letzten Werkes lassen es ahnen, wie geistvoll er Fragen auch der alten Rechts- und Staatsentwicklung zu behandeln verstand. Freilich, das technisch Politische konnte ihn dauernd nicht erwärmen, insbesondre ging ihm die persönliche Betheiligung an der Wahlagitation und Parteipropaganda wider die Natur. Aber ohne viel Aufhebens davon zu machen, nährte er in sich hinfort »ein unveränderlich starkes patriotisches Gefühl« — auch hierin immer mehr in einen Gegensatz gedrängt zu jenem einsamen Manne, der seinem Herzen immer noch am allernächsten stand.

* * *

So hat Rohde in dem schlichten Hause an der Wilhelmsstrasse in Tübingen zwischen dem Abhang des Oesterbergs und den hohen grünen Wipfeln des botanischen Gartens, an der Seite seiner anmuthigen Frau und unter den lieblich heranwachsenden Kindern, wohl die gesundesten und glücklichsten Jahre seines Lebens verlebt, bis in den Beginn des Schwabenalters hinein; nur in der Ueberspannung der ersten Semester werden die alten Klagen laut über die »fatale Schlaflosigkeit und Nervosität«. Besonders liebenswürdig offenbart sich in den Briefen aus dieser Zeit der edle und weiche, wahrhaft humane Kern seiner nach aussen so verschlossnen und rauhen Persönlichkeit. Immer wieder zieht es den Sohn zur Mutter, die in der Nähe der Schwestern in Hamburg geblieben war; am Kleinsten theilnehmend begleitet er auch aus der Ferne ihr gesegnetes Leben bis zu seinem jähen Schluss[1]. Mit der Innig-

[1] »Der alte Hallier ist ja nun auch gestorben... Für meine Mutter ist das wieder ein Verlust: ihrer Jugendgenossen werden immer weniger und sind schon sehr wenige« [R. 8 II 1882]. »Meine alte Mutter, die

keit und dem Humor eines echten Kinderfreundes berichtet er von den Ereignissen in seiner Familie[1] und entwirft zumal RIBBECK und OVERBECK, die Pathen seines Söhnchens waren, ergötzliche Porträts von den kleinen Menschenkindern, durch deren Antlitz nun »die menschliche Seele durchzuscheinen beginne«. Den Frieden dieser jungen Seelen hütete er eifersüchtig, und pädagogische Missgriffe, wie er sie schon im Elementarunterricht zu beobachten meinte, konnten ihn schwer verstimmen[2]. Nie fehlt in seinen Briefen ein liebevolles

noch am 6. Mai ihren 70. Geburtstag besonders heiter und hoffnungsvoll im Kreise der Ihrigen . . . gefeiert hatte, ist am 9. Mai [1882] ganz plötzlich gestorben. Sie war um Weihnachten sterbenskrank gewesen, hatte sich dann aber, bei ihrem kräftigen Körper, wunderbar erholt: sie schrieb mir noch am 8. Mai ganz zuversichtlich von unserm Wiedersehn im Herbst, von den Kindern u. s. w. Den Brief fand ich, ein wehmüthiges Denkzeichen von der Grenze zweier Daseinsformen, als ich von der schleunigst unternommenen Fahrt zu ihrem Begräbnis zurückkam, vor. Nun ist mir Hamburg im Wesentlichen verwaist, die Vergangenheit wie abgeschnitten und vorbei . . .« [R. 1 VIII 82, ähnlich O.].

[1] Vgl. V. und R. 22 XII 1878. »Man kann es schon in Tübingen aushalten, wenn man sich auf seine Klause und auf seine kleine Familie beschränkt. . . Meinem Töchterchen geht es zum Glück bisher völlig erwünscht; sie kann freilich noch nichts, als kriechen und krähen (und eben kriecht und kräht sie in meiner Stube herum), aber sie ist kreuzfidel und gesund« [2 XII 1879]. »Mein kleines Mädchen wächst voll Gesundheit heran und voll jener, aus sich selbst sich erzeugenden, von aussen fast nichts bedürfenden Fröhlichkeit, die mir so ganz fehlt. Ich denke und sage tausendmal: Gott schütze sie! Denn Gesundheit und Lebenslust sind wahrhaftig so hohe und zarte Gaben, dass man für ihre Erhaltung sich irgend eine übermenschliche schützende Macht erfinden möchte, um sie dieser anzubefehlen!« [N. 8 IV 81, ähnlich R. 20 VII 1881]. »Uns geht es ganz correct, namentlich auch dem sogenannten „Brüderle FranzErwinOttoRohde", wie ihn seine Schwester in voller Titulatur ἀπνεοστί zu nennen pflegt« [R. 8 II 1882]. »Du siehst ich bin ein rechter Familienpapa geworden. In der That, meine Kinder sind mein und meiner kleinen Frau alleiniges Glück auf der Welt, und ich weiss kein höheres« [N. 22 XII 85]. »Was wollte man eigentlich noch gross auf dieser Welt, wenn nicht die Kinder da wären, ihre Gegenwart und ihre Zukunft!« [Rü. VII 85].

[2] »Mein kleines Töchting geht . . . in ihre erste Schule . . ., wo sie etwas nähen, sonst aber nur 'n bäten' singen und psalmodiren und den lieben Heiland aus den crudesten Phantasieen der alten Juden intim kennen lernt. Heute brachte sie die schöne Geschichte nach Hause, wie auf eine Stadt, weil 'ein Böser' darin wohnte, der liebe Heiland von oben lauter Feuer schmiss, ein 'Lieber' aber mit seiner Familie von den lieben Engeln hinausgeführt wurde, worauf aber eine Frau, die sich umguckte, vom lieben Heiland zur 'Salz-eule' verwandelt wurde. Morgen

Wort über seine Frau, die dem fünfzehn Jahr ältern Manne in den ersten Jahren der Ehe noch fast wie ein Kind erschien[1]. Sich selbst that er oft nicht genug in diesem von ihm so tief und rein aufgefassten Verhältnis. Auf einem Tagebuchblatt schreibt er, die Mädchen möchten wohl meinen, es werde ihnen in der Ehe ergehn, wie im süssen Märchen: die Princess nehme einen Drachen oder Bären zum Mann, doch der werfe die unmenschliche Vermummung ab und werde ein schöner Prinz; aber leider behalte ihr Bär sein Fell an und bleibe ein Bär. Die 'Gesellschaft' sah in Rohde dann wohl auch nichts andres[2]; seine Frau kannte ihn besser, mit dem »Verständnis des Herzens«.

Unterbrochen wurde das Tübinger Stillleben nur durch die Ferienreisen, die Rohde aber nie in die Weite über das Meer geführt haben, auch in Jahren wo er körperlich völlig rüstig war; der feinste Kenner des Griechenthums hat Griechenland nie gesehn.

Sobald die letzten Sitzungen und Conferenzen überstanden waren, suchte er vertraute Aussprache mit gleichgestimmten Freunden und Verwandten. So fuhr er immer wieder südwärts nach Basel, wo er sich auch nach der Erkrankung Nietzsche's bei den neugewonnenen Freunden OVERBECK und VOLKELT wie zu Haus fühlte. Oder er eilte nordwärts nach Wiesbaden, Leipzig, Jena, Rostock, Hamburg, zumal so lange die Mutter lebte. »Wir waren doch mal wieder unter liebevollen Menschen, die aufrichtig Antheil an uns nehmen: item, wir waren zu Hause, und das bin ich hier nur, solange ich

soll das fortgesetzt werden — nun kämen ja eigentlich Loth's Töchter und ihre semitischen Galanterien!« [R. 15 X 83]. Aehnliche Aeusserungen über alttestamentliche Dinge im Unterricht auch sonst, wohl nicht zufällig an LA GARDE (Deutsche Schriften S. 237) erinnernd. Vor Allem klagte R. über das Zuviel an Memorierstoff, zumal an religiösem, in der »schwäbischen Jugendbildung« — mit Recht, wie die bald einsetzenden Reformversuche auf diesem Gebiet gezeigt haben.

[1] »Ich werde allmählich ganz zum Hausvater und Philister: d. h. denn doch mit Massen: denn meine kleine Frau, mit ihrer zärtlichen reinen Seele, erhält mich immer in einem höher hinauf gelegenen Gebiet der Liebe und Geliebtheit« [N. 22 XII 78].

[2] Ganz wie einst in Leipzig und Kiel, vgl. Ribbeck an Ritschl Br. 173 [16 V 75] S. 276.

eben im engsten Kreis meiner Lieben bleibe« [R. 21 X 82]. Hatte er seinem Familien- und Geselligkeitssinn Genüge gethan, ging er »wie ihn der Dämon führte« seine eignen einsamen Wege. Bald vergrub er sich irgendwo im Westharz, »der es an eigentlichem Waldwesen dem östlichen weit zuvor thut«, oder im Schwarzwald (»bei unbeschreiblich schönem Wetter, und so war es denn eine wahre Herrlichkeit« [R. 24 IV 82]); bald legte er sich am nordischen Strande vor Anker, in Reinbeck, Wyk oder Warnemünde (»um etwas allein zu sein, Meerluft zu geniessen und wenige Bücher, auch ein neues von Nietzsche, zu lesen« [R. 15 IX 83]). Oder er fuhr ohne Plan und Ziel in die Schweiz und ins Tirol, und unternahm dann wohl auch einmal Wanderungen mit irgendwelchen Reisebekanntschaften, deren Porträt er brieflich, in gutem oder grimmigem Humor, mit ein paar Strichen festhält[1]. Vor Allem aber benutzte er diese einsamen Fahrten, »um sich aus dem Tiefstand Tübingischen Culturlebens wieder etwas heraufzuschrauben.« So hielt er sich 1881 in Berlin auf, vor Allem »der Pergamenischen Sculpturen wegen, die Einem wirklich einen ganz neuen Ausblick eröffnen« [R. 15 X 81]. Im Frühjahr 1883 improvisirte er eine Fahrt nach Paris, um »Museen und Theater zu besuchen und sich so in ein vollständig fremdes Kunstmedium zu versetzen«; auch Städten, wie Cassel und Karlsruhe, widmete er in den achtziger Jahren einige Tage und brachte vom Besuch der Gallerien dauernde Eindrücke mit heim[2]. Wiederholt machte er sich in München sesshaft, der einzigen Universitätsstadt, wo er »gern gewesen und geblieben wäre« [R. 15 X 83]. Die ganze künstlerische Atmosphäre, in der er sich dort bewegen konnte, that ihm wohl, und mit wahrer Dankbarkeit gedachte er der Münchener Abende, wo er »den Zauber des Tristan«

[1] So schildert er Ribbeck als seinen Reisegesellen in Tirol »einen alten Aiherrjeses aus Löbau in Sachsen«; einmal erkannte er in einem solchen Anonymus später einen Collegen.

[2] Rühl, der mit Rohde die Gallerie in Karlsruhe besuchte, fiel die Schnelligkeit des Sehens und Auffassens bei R. auf. „Er war... längst mit dem ganzen Bilde fertig und keineswegs oberflächlich, wenn ich noch gar nicht alles Detail gesehen hatte."

am tiefsten empfunden habe [1]. Wie er sich hier willig in den Bannkreis Wagner's ziehen liess, so pilgerte er, wenn die Zeit gekommen war »nach Pflicht, Neigung und auch ein wenig nach Beruf« getreulich nach Bayreuth; er hat mehr als einmal »alle drei Serien der Aufführungen mitgemacht« und die Gelegenheit zu dieser künstlerischen κάθαρσις ohne zwingenden Grund nie vorübergehn lassen, so sehr ihm »der Umtrieb und die nächtliche Unruhe in dem überfüllten Neste« wider der Strich ging [2]. Mit stets gleicher Spannung und Freude rüstete er sich alle paar Jahre zur Fahrt über die Alpen, da ihm ja in Tübingen »Italien vor der Thüre lag.« In den Herbstferien 1879 streifte er in Norditalien bis Florenz, um freilich »wegen allzutoller Hitze im schnellsten Eilzug bis Rostock hinaufzusausen« [R. 2 XII 79]; als bleibenden Eindruck nahm er die (wohl von Manchen getheilte) Empfindung mit, dass gerade diese kleinen Orte — Vicenza Padua Ferrara Mantua Parma — an intimem Reiz ihres Gleichen nicht haben [R. 5 IX 81]. Noch ergiebiger war eine dreiwöchige Frühjahrsfahrt 1884. »Ich habe nie eine so ganz geglückte Reise gemacht, wie diesmal; das ganze plagenvolle Semester steht mir schon die Erinnerung an die wundervollen Tage wie ein tröstlicher Hintergrund da, auf den sich immer meine Blicke zurückwenden. So fortgesetzt in herrlichem Frühlingswetter, ohne Hitze, Staub und italiänisches Ungeziefer durch diese lebendigen Reste eines kräftigeren und geistreicheren Aevum zu schlendern, in mühelosem Aufnehmen des Schönen und Anmuthigen — das wären meine Inseln der Seligen, wie ich sie mir wünschte. Das ist also ein grosser Vorzug unsres Nestes, dass man gleich da drüben ist.« [R. 4 VII 84]. Wenn er von solchen Reisen stets »eine leise fortbohrende Sehnsucht nach jenen Zuständen einer hellen und stillsten γαλήνη der Seele« zurückbringt und sich jen-

[1] Zuerst 1875. »Gewiss giebt es in der Welt keine andre Musik von solcher Nothwendigkeit; meine Seele sang unmittelbar mit in diesem tönenden Meeresrauschen der stürmenden Empfindung. Da ist Nichts von künstlich-künstlerischer Willkür. . .« Der Tristan blieb sein Liebling, neben den Meistersingern.

[2] Auf die Grenze, wo er »nicht mehr mitthun konnte«, haben wir oben S. 118 hingewiesen.

seits der Berge, gleich manchem Nordländer »wie in der Heimath« fühlt, so weiss der Hanseat von der Wasserkante doch auch den charakteristischen Reiz alter nordischer und flandrischer Städte voll zu empfinden. »Ich bin also in den Ferien wirklich in Holland und Belgien gewesen, bei unvergleichlich schönem Wetter ...; so dass ich eine rechte Sommererinnerung an die seltsamen Städte und das merkwürdige Land festhalte. Dieser ganze Winkel lohnt sehr eine Reise, man gewinnt wirklich ein ganz neues Bild vergangner und gegenwärtiger Zustände — nur freilich nicht gerade in Brüssel und den andern modernen Städten Belgiens. Ich habe auch ein wenig auf Bibliotheken — in Leyden und Brüssel — mich umgesehn; namentlich in Brüssel mag noch mancherlei zu holen sein; der gedruckte Katalog verbirgt mehr, als dass er andeutete, was Alles daliegt. Ich habe dort u. A. eine bessere Hs. der Philosophica des Apulejus gefunden, als alle bisher benutzten sind« [R. 23 XII 81][1]. Einmal besuchte Rohde in diesen Jahren auch wieder eine Philologenversammlung; er entschloss sich nach einer Italienfahrt 1879 »einem an Bücheler gegebenen Versprechen gemäss sich in Trier dem Publicum zu produciren« [R. 2 XII 79]. Er hat damals, nach einer (später erweiterten) summarischen Skizze den Vortrag über Leucipp und Demokrit gehalten. So kam bei diesen »Kulturreisen« doch gelegentlich auch das Handwerk zu seinem Rechte. Im Ganzen aber ging er solchen Dingen eher aus dem Wege, als dass er sie suchte; er wollte »seine Alltagsexistenz vergessen« in freiem Geniessen und Aufnehmen des Besten, was er kannte: einer stillen, grossen Natur und einer Kunst, wie er sie, seinem Bedürfnis am angemessensten, in der Welt der Renaissance und Antike und, nach wie vor, in Bayreuth zu finden glaubte.

[1] Die Erinnerung war freilich »scheussliches Wetter, viel Gedränge und wenig sympathische Menschen« [Rü. 25 IV 80].

VIII.

Der wissenschaftliche Ertrag der Tübinger Jahre.

In der idyllischen Ruhe des »Universitätsdorfes«, wo es ohne Arbeit »gar nicht auszuhalten war«, gewann Rohde eine Herrschaft über den litterarischen Stoff, die mit der breitesten, auch die Winkel und Grenzgebiete umspannenden Ausdehnung eine ans Mikroskopische grenzende Feinheit verband. »Es ist mir selbst unheimlich, wie gelehrt ich werde« äusserte er auf eine Bemerkung Ribbeck's über eine seiner litterarhistorischen Arbeiten — 'gelehrt' mit Anführungszeichen gesprochen. Aber auch neue Ergebnisse und Anschauungen wuchsen ihm in fast bedrängender Fülle zu, so dass er ihrer kaum Herr zu werden vermochte. Jahr um Jahr klagt er, dass ihm sein Colleg alle Musse und Stimmung verschlinge, und spielt mit dem Gedanken an einen längern Urlaub, ohne damit, bei seinem schlichten Pflichtbewusstsein, je Ernst zu machen. »Seitdem sind denn die Amtspflichten auch wieder in hinreichender Menge hereingebrochen, sodass ich kaum zu irgend etwas ausserdem Zeit habe. Und habe doch so viele Pläne! Und darunter sehr lockende, aber die ohne zusammenhängende Arbeit nicht zu bewältigen sind. Höchstens langt es zu einzelnem Stückwerk. [R. 23 XII 1880][1].

[1] Ebenso kurz vorher an Rühl 25 IV 80: »Ich für meine Person wüsste gleich zwei bis drei grosse und schöne Felder, die ich bearbeiten möchte: aber die Zeit! und namentlich die Concentration der Gedanken... Das Anerbieten des Herrn Simion... hab ich mit Dank ablehnen müssen: eine Geschichte der griechischen Prosa ist ... überhaupt gar nicht zu schreiben möglich, solange es keine Geschichte der griechischen Sprache giebt. .. Hoffentlich lässt er sich nicht mit einem der neusten Windmacher ein, die freilich Alles können.« Noch viel weniger schien es ihm möglich, eine Geschichte der griechischen Litteratur zu schreiben (wozu ihn der Buchhändler W. Hertz veranlassen wollte).

Von solchem 'Stückwerk' hat er in Tübingen soviel zustande gebracht, dass ein aufmerksames Auge wohl die Grundzüge eines Gesammtplanes errathen mag — eines Planes, den er schliesslich auch seiner Correspondenz mit Ribbeck und Nietzsche anvertraut hat.

Zunächst wurde bei den Vorarbeiten für die litterargeschichtlichen Collegien jenes Gebiet wieder durchforscht, das auch Nietzsche sich einst als Provinz erkoren hatte: die Geschichte der litterarischen Studien im Alterthum. Von den zahlreichen hierhergehörigen Arbeiten Rohde's sind es besonders zwei, die durch eine Fülle wichtiger Einzelergebnisse wie durch Originalität und Sicherheit der Methode eine Epoche in der litterargeschichtlichen Forschung bezeichnen — in wörtlichem Sinne, da man in dieser Richtung noch nicht viel weiter gekommen ist. Die eine — schon in Jena durchgeführt, aber in Tübingen nachgeprüft und ergänzt — behandelt ein scheinbar winziges Thema, die Bedeutung des Terminus γέγονε (bei Suidas) und seiner lateinischen Correlate; durch ausgedehnte chronologische Untersuchungen wird die herrschende falsche Ansicht endgiltig beseitigt und eine ganze Reihe verschobener litterargeschichtlicher Daten einleuchtend zurecht gerückt (Rhein. Mus. 33, 1878, 161; 34, 620 = Kl. Schr. I S. 114 ff.). Die Polemik wendet sich unmittelbar meist an A. SCHÖNE, weiterhin aber οὐκ ὀνομαστί an den Collegen A. v. GUTSCHMID, der trotz aller Einwände Lucian's Makrobioi fortgesetzt auf Apollodor zurückführte, und namentlich auch an Schöne's verkehrten Aufstellungen über das Leben der Sappho hartnäckig festhielt[1].

Nicht weiter, aber tiefer holen aus die verwandten 'Studien zur Chronologie der griechischen Litteraturgeschichte' (Rhein. Mus. 36, 1881, 380 ff. = Kl. Schr. I): »über die homerische Chronologie nach der Vorstellung der Alten — nicht der mir ganz gleichgültigen Neueren, nach der Art der Sengebusch, Kirchhoff etc.« [R. 23 XII 1880]. Diese Neueren

[1] Rohde an Rühl. Vgl. A. v. Gutschmid, Kl. Schr. IV S. 203 ff. Rühl bemerkt zu den Kl. Schr. IV S. 205, dass Gutschmid sich durch Rohde's Ausführungen bekehren liess; G.'s Hörer bezeugen dasselbe. Briefe Rohdes an Rühl geben, z. Th. im Gegensatz zu Vermuthungen Rühl's, lehrreiche Beobachtungen über die Suidas-βίοι., s. d. Anh.

werden freilich gründlich ad absurdum geführt[1]. Denn während Sengebusch und seine Anhänger die verschiedenen antiken Ansätze über die Zeit und Heimath Homer's benutzt hatten, um ihren Phantasien über Gang und Entwicklung der angeblichen epischen Volkspoesie einen scheinbaren Halt in der Ueberlieferung zu geben, zeigte Rohde mit nie versagendem Scharfsinn in den meisten Fällen ganz evident, wie spät und mit wie billigen Mitteln diese vermeintlich uralte Ueberlieferung zusammengeklittert sei. Dabei ist ihm diese Ueberlieferung selbst wieder ein merkwürdiges Stück alter Dichtung und Historie. Er hat sie schichtweise in langen Jahren (schon 1868 beschäftigten ihn diese Probleme) abgetragen und aufgenommen (s. oben S. 24. 46). Zu der hastig zugreifenden Art älterer Kritiker verhält sich sein Verfahren etwa, wie eine unter Dörpfeld's Leitung durchgeführte methodische Aufdekkung versunkener Städtereste zu den ersten dilettantischen Ausgrabungen des schätzesuchenden Schliemann.

Diese und verwandte Arbeiten erledigen wichtige Vorfragen der antiken Litteraturgeschichte. Bald aber freute sich R. »die chronologische Plempe endgültig einstecken und sich erfreulicheren Aufgaben zuwenden zu können« [R. 23 XII 1880]. Vor allem schickte er sich an, für sein Hauptcolleg die zweite Hälfte der griechischen Litteratur neu zu gestalten; »ich hatte früher die ganze Litteraturgeschichte in Einem fünfstündigen Colleg abgemacht, wobei die nachclassische Zeit freilich ziemlich zu kurz kam. Die Arbeit ist gross, aber auch der Gewinn für eigne Orientirung und Ganzwerdung in litteris« [R. Sommer 1882]. Aus dieser erneuten Vertiefung in die spätere griechische Litteratur ist eine stattliche Reihe von ergebnisreichen Einzeluntersuchungen erwachsen, die, meist im Anschluss oder Gegensatz zu neueren Veröffentlichungen entstanden, in Recensionen niedergelegt wurden. Die bedeutendste dieser Arbeiten ist wohl die Besprechung von Bergk's 'Fünf Abhandlungen' in den Göttingischen gel. Anzeigen 1884 (1 S. 9 ff. = Kl. Schr. I 309), in der R., ohne

[1] Gegen Kirchhoffs Arbeiten zu Homer und Herodot spricht sich Rohde in seinen Briefen wiederholt (z. B. Rü. 25 VI 86) mit grosser Schärfe aus. Seine Einwände und Urtheile vorzulegen wird nicht mehr nöthig sein.

den »recht wunderlichen alten Herrn« zu unterschätzen, aber auch ohne sich »der jetzt üblich gewordenen Adoration anzuschliessen«, kühl und scharf vor Allem die von Bergk regelmässig verwirrte στάσις des Streitfalls klar gelegt und die Lösung so ziemlich auf allen Punkten (auch in der verwickelten Homonymenfrage der Philostrati) ein gutes Stück vorwärtsgebracht hat. Mit einer polemischen Studie über die Herkunft und den Charakter der sogenannten jüngern Sophistik, gegen G. Kaibel gerichtet (Rh. Mus. 41, 1886, 171 ff. = Kl. Schr. II S. 75 ff.), nahm Rohde von diesem Gebiete Abschied. Denn immer stärker zog es ihn zu den grossen Alten, vor Allem zu Homer, Pindar, den Tragikern. Zugleich wurden, gleichfalls im Zusammenhang mit den Vorlesungen, die Probleme der Rhetorik und Metrik erneut mit reichem Gewinn durchgearbeitet. Ans Licht getreten ist von diesen Studien wenig. Aber RITTERS Untersuchungen über die Quintilianischen Declamationen (auf die sich der oben S. 104 citirte Brief bezieht) sind auf Anregung und unter Aufsicht Rohde's geführt, und ein an Hörschelmann gerichteter Brief über ZIELINSKIS 'Gliederung der Komödie' — eine wahre epistula critica — beweist (mehr noch als gelegentliche kleine Bemerkungen zur Metrik), dass Rohde auch die formelle Seite der antiken Poesie scharf und fein und ohne die Brille irgend eines Vorurteils zu beobachten verstand. Einwände erhob Rohde vor Allem gegen gewisse geschichtliche Voraussetzungen Zielinski's [1] und gegen seine geistreichen Versuche, auf sehr problematische chorische und scenische Fragen eine bestimmte und gar zu weit ins Einzelne gehende Antwort zu geben [2]. Hier griffen Studien ein, die

[1] Vgl. Gött. Gel. Anz. 1890 S. 131 f., wo ich ähnliche Bedenken ausgesprochen habe. Das Votum Rohde's hat die ersten, von andrer Seite gefährdeten Schritte Zielinski's auf seiner Laufbahn als russischer Universitätslehrer gesichert und gefördert.

[2] Im Anhange sollen, wenn es der Raum gestattet, einige Auszüge aus dem Briefe mitgetheilt werden. Zielinski's Buch ist von der deutschen Fachkritik und auch von den deutschen Fachgenossen bei seinem Erscheinen nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Wie gegen Hörschelmann, äusserte sich Rohde auch andern Freunden gegenüber. »Ich habe Zielinski sehr empfohlen: das Buch lässt ja in der That einen geistreichen Kopf und die Art eines unzweifelhaft zum Academicus bestimmten Menschen erkennen« [R. 21 XI 85]. — In den Briefen an Ribbeck ist wieder-

Rohde bei der Behandlung des Pollux begonnen und bei Gelegenheit seiner Vorlesungen über Bühnenalterthümer weiter geführt hat. Als sichtbarer Ertrag liegen vor Allem seine schönen Scenica vor uns, Rhein. Mus. XXXVIII 1883 (= Kl. Schr. II 381): ein Muster für die Behandlung eines spröden, wortkargen Zeugnismaterials.

Aus diesen, die verschiedensten Gebiete streifenden Arbeiten, löst sich eine Gruppe als die bedeutsamste los: die Beiträge zur Geschichte der antiken Philosophie und Religion.

Mochten sie in ihren ersten Anfängen auf Anregungen der Studentenzeit zurückgehn, so sind sie doch erst in der solchen Studien besonders günstigen Luft der schwäbischen Hochschule voll herangereift. Seine Ansicht über die platonische Philosophie und Schriftstellerei hat Rohde, der ein stark besuchtes Colleg über Plato regelmässig zu lesen pflegte, in ihren Grundzügen hier festgelegt[1]. Die erste und einschneidenste schriftstellerische Leistung ist die Untersuchung über die Abfassungszeit des Theätet in den Jahrbüchern für Philologie 1881 (S. 321 = Kl. Schr. I S. 256 ff.). Rohde hat seinen Ansatz in einer ganzen Reihe von polemischen Darlegungen, zu-

holt auch von metrischen Einzelproblemen die Rede. »Das Neueste aus der Metrik! ich muss Ihnen doch ein kostbares ἕρμαιον, das ich eben gemacht habe, brühwarm mittheilen. Ein Herr Gleditsch hat herausbekommen, dass der Saturnier ein quantitätsloser Vers vom trochäischem Rhythmus ist mit je 4 Hebungen in jeder Hälfte. Also so muss man nunmehr lesen: dábunt málum Métellí | Naévió poétae, zu singen nach der Melodie: 'Alle Vögel sind schon da, Alle Vögel, alle', oder auch, je nach dem ἦθος, 'Bairisch Bier und Leberwurst'« [R. 22 VIII 85]. Und später, nach einem Hinweis Ribbeck's auf andre 'philologische Unverständlichkeiten': »Ich finde dieses dábunt málum Métellí doch noch naiver als den Kellerschen Rülps-Rhythmus: dábunt málum Metélli; nicht einmal der Wortaccent wirkt ja nun mehr recht, es ist das einfache finstre Mittelalter! So wie die Studenten, nach bekannter Melodie singen: Intéger vitae etc.« [26 X 85].

[1] Im Sommer 1881 schreibt er an Ribbeck: »Denken Sie, dass ich mir vorgesetzt und durch die Einleitung zu meinem Colleg über Plato's Symposion mich selbst gezwungen hatte, den ganzen Plato in Einem Strich nicht nur durchzulesen, sondern die einzelnen Dialoge zu excerpiren und ganz eigentlich ins Haus zu schlachten. Jetzt bin ich damit durch und habe mir einen ungeheuren Klotz in der Litteraturgeschichte aus dem Wege geräumt, auch viel dabei gelernt; aber welche Arbeit! Selbst die Pfingstferien sind dabei vollständig im Plato ersoffen; ich habe keinen Schritt aus Tübingen hinausthun können.«

erst mit ruhiger Eindringlichkeit gegen den Tübinger Collegen KÖSTLIN, dann gegen E. ZELLER mit wachsender Gereiztheit zu verteidigen über sich gewonnen. Zu einem solchen Kleinkrieg condescendirte er (wie er zu sagen pflegte) nur in Ausnahmefällen. In der That handelt es sich hier nicht um ein mehr oder weniger wichtiges Einzeldatum, sondern um die prinzipielle Frage, ob für die geschichtliche Betrachtung und Darstellung der Schriftstellerei Plato's ein in der Hauptsache doch a priori construirtes Bild von der Entwicklung der (von vornherein wunderbar consequent und systematisch concipirten) platonischen Philosophie, oder vielmehr äussere Indicien massgebend sein sollen. Rohde hat das Prinzipielle am schärfsten später im Philologus 1892 (S. 482 f. = Kl. Schr. I 306 ff.) formulirt. Wie sein College E. Pfleiderer, schätzte er die anregende Kraft der just erschienenen Untersuchungen KROHNS und hat sich im Anschluss daran seine Ansicht über die Entstehung und Composition des platonischen Staats gebildet; angedeutet wird sie zuerst in der Anzeige von Birt's 'Buchwesen' in den Gött. gel. Anz. 1882, (S. 2555 Anm. = Kl. Schr. II 441, A. 2). Die verwandte Aufgabe bei Plato's Gesetzen hat er gestreift in seiner Besprechung der Bergkschen 'Fünf Abhandlungen'; er tritt hier dafür ein, die einleuchtenden Hypothesen von IVO BRUNS durch ein willkommenes Amendement zu ergänzen, das aus Bergk's Aufsatz erst herausgeschält werden muss[1]. In all diesen Fällen suchte er dem individuellen Werdegange Plato's mit allen Seitensprüngen und Inconsequenzen auf die Fährte zu kommen[2].

Als Episode dieser platonischen Studien kann die 1884 geschriebene Untersuchung der sophistischen 'Dialexeis' gelten. R. führt darin die überscharfen Bestimmungen Bergk's auf ein gesundes Mass zurück und sucht das ganz isolierte, und deshalb wenig beachtete interessante Schriftchen litterargeschichtlich zu fixiren und vor Allem inhaltlich zu würdigen.

In dem Vortrag über Leucipp und Demokrit (Verh. der Trierer Philol.-Versammlung = Kl. Schr. I 205 ff.)

[1] Eingehender befasst sich mit ihr die von R. geförderte Diss. H. Krieg's.

[2] Gegen die abweichende Auffassung CONSTANTIN RITTERS hat er später brieflich seine Ansicht sehr energisch aufrecht erhalten. S. Anh.

verweist Rohde auf Grund einer Aeusserung Epikurs den bei Aristoteles und seinen Nachfolgern als Lehrer Demokrits verzeichneten Leukippos in das Reich der litterarischen Schatten. Damit führt er uns wiederum auf weitreichende principielle Fragen, leider ohne eine völlig durchschlagende Lösung zu bieten. Aber die von Rohde voll gewürdigten Einwände von H. DIELS geben uns doch noch nicht die Empfindung, auf festem Boden zu stehn. Die letzte Schrift über das Aporem — DYROFFS Demokritstudien — schlägt sich allerdings mit vieler Zuversicht auf die Seite des Gegners und sucht dessen Beweisführung durch allgemeinere Erwägungen zu ergänzen. Rohde würde aber vermuthlich auch jetzt noch seine principiellen Vorbehalte machen; die Autorität der litterarischen Data des Aristoteles, denen gegenüber er sich schon in einer Jünglingsschrift keineswegs gebunden fühlte [1], müsste noch einmal in grösserem Zusammenhang vorurteilsfrei geprüft werden.

Schon in den Zeiten der Leipziger Societas hatte sich Rohde mit Heraklit eingehend beschäftigt, wenn er seinen »ewig problematischen« Lehren auch kühler gegenüberstehn mochte, als Nietzsche [2]. In Tübingen wurde vor Allem das Verhältnis der heraklitischen Gedankenwelt zur Religion untersucht, wobei sich Rohde zu Pfleiderer im Gegensatz sah. Ueber die eleusinischen Mysterien hat Rohde seine radicalen Ansichten schon 1880 in einem Museumsvortrag entwickelt, und seine zwei Jahre später der Dienstagsgesellschaft dargebotenen Betrachtungen 'über einige Vorstellungen der Hellenen inbetreff der Fortdauer des Menschen nach dem Tode' spinnen unverkennbar den Faden der 'Psyche' an. Auch seine Schüler wies er gelegentlich auf Probleme aus der alten Religionsgeschichte; so hat er durch eine Preisaufgabe Untersuchungen über die hermetischen Schriften angeregt, die freilich (wie manche brave Tübinger Arbeit) nicht veröffentlicht sind [3]. Druckfertig machte R. von derartigen Untersuchungen nur Weniges, vor Allem den

[1] Vgl. auch Kl. Schr. I 252.

[2] Vgl. die Anzeige des Schuster'schen Heraklit im Centralblatt 1873 = Kl. Schr. I 194. Psyche II³ S. 154.

[3] Der Preisträger war H. MELTZER. In Rohde's Handexemplaren fand sich 'Werthvolles, aber schwer Verwerthbares zum Hermes Trismegistos': Fr. Schöll, zu den Kl. Schr. I S. XXIII.

feinen Aufsatz über die verschollene Legende von den 'sardinischen Heroen' (im Rhein. Mus. 1880 S. 157 = Kl. Schr. II S. 197 ff.), »ein wirklich interessantes Thema«, an dem er seine helle Freude hatte [R. 2 XII 1879]. In diesem Zusammenhange gewannen auch die alten Studien zu Jamblichos und der Pythagoraslegende neuen Reiz. Rohde plante »auf Grund seiner Collationen« eine zusammenfassende kritische und analysirende Ausgabe der Pythagorasbücher [Rü. 7 XII 78], gab aber den Plan auf, als er hörte, dass Nauck mit ähnlichen Absichten umgehe. »Nauck, so erfuhr ich im letzten Momente, arbeite auch an einer Ausgabe; er hat mir dann gemeinsame Herausgabe angetragen: aber nun ist mir die Sache verleidet; ich wüsste auch nicht, wie man so etwas 'gemeinsam' machen könnte, mag andrerseits nicht mit Nauck wettlaufen — und scheere mich überhaupt den Teufel um den ... Jamblich, der mich schon zu viel Zeit gekostet hat. Wenn ich einmal Musse finde, hab ich Besseres zu thun« [R. 2 XII 1879] [1].

Das Bessere, was ihm im Sinne lag, war ein im Stillen lange gehegter Plan, der all das Stückwerk seiner Arbeiten und Interessen zu einem runden künstlerischen Ganzen zusammenordnen sollte: wie der junge Nietzsche von einem umfassenden 'Griechenbuche' träumte, so trug sich Rohde in Tübingen sehr ernsthaft mit dem Gedanken, eine griechische Kulturgeschichte zu schreiben. Er empfand immer tiefer, dass auch für das Gebiet, von dem er ausgegangen und auf dem er am meisten zu Haus war, für die alte Litteratur, nicht die ästhetische Werthung, sondern die (jene freilich keineswegs ausschliessende, sondern erst tiefer begründende) geschichtliche Betrachtung die rechte Fackelträgerin sei, [2]

[1] Seine Vorarbeiten überliess Rohde dem Concurrenten. Vgl. Nauck Iamblichi *de vita Pythagorae liber*, Petrop. 1884 p. XXVII: *ERVINUS ROHDE cum de meo consilio audisset non solum ab edendo Iamblichi libro abstitit, sed etiam utendum aestate a. 1880 concessit mihi editionis Didotianae exemplum, in cuius marginibus et coniecturas quasdam et discrepantiam codicis Florentini a se collati adscripserat.* In der Quellenanalyse schloss sich Nauck (im Gegensatz zu Zeller) ganz und gar an Rohde an, vgl. p. LIII sq. LXXI. Noch während der Correctur des Buches steuerte Rohde Nauck manche hübsche Kleinigkeit bei, vgl. p. LXIII sqq.

[2] Das ist sie im Grunde auch für die Alten gewesen, d. h. für das

und dass diese geschichtliche Betrachtung von dem Isoliren der litterarischen und künstlerischen Probleme weg-, und auf eine universelle Behandlung der Gesammtkultur hindrängt. Sehr bezeichnend heisst es in einem Briefe an Ribbeck [15 X 82]: »Ich lebe an mir selbst, und eben gerade an meinen Collegien, die allmähliche Umarbeitung der ästhetischen und absoluten Schätzung des Alterthums in die historische und relative durch, die ja den Gang unsrer Disciplin, freilich schon lange ehe ich überhaupt anfing, bezeichnet hat: ich bereue es kaum, persönlich mit der altmodischen ästhetischen Schätzung angefangen zu haben, aber nun muss ich stückweise die alte Haut mehr und mehr ablegen; das macht Arbeit und Mühe.«

Das Bekenntnis ist bedeutsam. Es wird von der andern Seite ergänzt durch die Cogitata und durch die Streitschriften und Briefe, die Rohde bei Gelegenheit des Nietzsche'schen Erstlingsbuches schrieb. Schon bald darauf bei der Arbeit an der Geschichte des Roman's, ist eine Wendung eingetreten (oben S. 79 ff.). Man hätte nun meinen können, dass jene philosophische Richtung und Stimmung, die für Rohde's

antike Publikum und die antike Philologie (andre Kreise dachten anders). Man braucht sich nur die hellenistischen Canones — etwa den der Redner oder der Tragiker — anzusehn, um sich zu überzeugen, dass die Alten nicht mit der starren Norm einer absoluten Aesthetik, sondern echt geschichtlich mit gleitender Scala gemessen und danach ihre Auswahl getroffen haben. Am wenigsten Berücksichtigung findet (und verdient) der Künstler der keinen ἴδιος χαρακτήρ besitzt (Dionys. de Din.): man sieht in der Selbstdarstellung der Persönlichkeit die Hauptaufgabe der Kunst und hat seine Freude an starken und eigenwüchsigen Menschen. Diesem sehr gesunden Prinzip verdanken wir es, dass wir mit dem dünnen erhaltenen Material doch die geschichtliche Entwicklung der meisten Litteraturgattungen nach beiden Seiten ziemlich weit verfolgen können. Nach beiden Seiten: denn allerdings giebt es, bei den auserwählten Völkern, mittlere Phasen höchster Gesundheit und Schönheit — jene Zeiten „glatten Meers und halkyonischer Selbstgenügsamkeit", von denen Nietzsche sprach —, denen gegenüber innerhalb der geschichtlichen Betrachtung eine absolute ästhetische Schätzung zu ihrem Rechte kommt. Aber diese künstlerische Schönheit ist eine Himmelsgabe, wie die Schönheit der Jugend: man mag sich an ihr erbauen und erfrischen, aber man glaube nicht, dass man sie sich, wenn man unter andern Wachsthumsbedingungen lebt, durch die Schminke irgend eines Classizismus aneignen könne. Die sehr früh durchbrechende Richtung aufs Individuelle pflegt man bei der Abschätzung der Antike zu gering anzuschlagen, auch bei Rohde kommt sie gelegentlich zu kurz.

Urtheil einst den Ausschlag gab, in dem schwäbischen »Philosopheneldorado« neue Kraft gewonnen hätte. Aber das gerade Gegentheil ist der Fall. Durch die Empfindung, dass »die ganze Luft von Schulphilosophemen wie geschwängert ist in diesem wunderlich scholastischen Lande«[1], fühlt sich Rohde eher auf die andre Seite hinüber gedrängt. Seine Neigung zu ästhetischem und philosophischem Räsonnement erkaltet mehr und mehr. Von der Lehre und der eigentlichen Schulsprache Schopenhauers spürt man kaum noch einen Nachklang, auch nicht in den Briefen; mit sichtbarer Abkehr von dem alten Meister schreibt er Volkelt [o. D. 83] »Ihre Antrittsrede habe ich gelesen, und mit Vergnügen den guten Muth und die heitre Ruhe wahrgenommen, womit Sie durch das Thor der Speculation nicht *nella città dolente*, sondern in ein hoffnungsreiches Arbeitsland hineintreten«. Wohl scheint ihm der befreundete Philosoph »glücklicher daran, als unser Einer, der mit lauter Stücken hantieren muss; aber ich bekäme doch Angst, wenn ich zwischen allen den unstäten, sich neben- und übereinander drängenden Eisschollen der Systeme mein eignes Schiffchen lenken sollte« [V. 29 VI 80]. Auch in seinem Freund Fr. Nietzsche hätte er, wie wir uns oben (S. 117) überzeugten, lieber den Künstler siegen sehn, als den Philosophen. Und wie ihm Constantin Ritter die Absicht verräth, sich ganz der Philosophie zuzuwenden, meint er skeptisch genug: »Ich fürchte immer, dass die φιλοσοφία *minus in sinu habet quam fronte promittit*: schon mancher hat es so erfahren« [Ri. 7 I 84]. Dieser Stimmungswechsel hinderte Rohde freilich keineswegs, den Fortschritt der philosophischen Arbeit nicht nur mit dem Auge des Historikers beobachtend zu verfolgen. Er hat damals Bücher Sigwarts und Volkelts (wie dessen Darstellung der Erkenntnistheorie Kant's) »mit grossem Antheil« gelesen und ist den neuen Richtungen auf dem Gebiet der Psychologie ein gutes Stück Weges selbst nachgegangen[2]. Aber

[1] Vgl. auch die Aeusserungen an Ribbeck, oben S. 104.

[2] Wundts wird in den Briefen wiederholt mit Sympathie gedacht, im Gegensatz zur »Stiftsorthodoxie«; auch verwandte französische Arbeiten las Rohde, dem die *Revue philosophique* nicht umsonst regelmässig zuging. Spuren dieser Studien besonders im zweiten Theil der Psyche. So blieb Rohde doch auch hierin dauernd im Gegensatz zu A. v. Gut-

seine individuelle Neigung und Kraft begann sich doch immer ausschliesslicher einer allseitigen geschichtlichen Betrachtung des Alterthums, vor allem des Griechenthums, zuzuwenden. Erst jetzt gewann er engere Fühlung mit der monumentalen und epigraphischen Forschung; Staat und Recht der Alten treten, mit dem letzten Ausreifen seiner Persönlichkeit, in sein inneres Blickfeld[1]; die Werke der beiden Bahnbrecher auf diesen Gebieten, BÖCKHS und OTFRIED MÜLLERS, wurden systematisch durchgearbeitet[2].

Das Alles kam zunächst seinen Vorlesungen zu gute, in die er damals manche kulturhistorische Excurse (z. B. über das Ephebenwesen und die Collegia iuvenum, über die hellenistischen Grossstädte u. Ae.) eingeschoben zu haben scheint. Aber als eigentliches Ziel schwebte ihm Jahre lang bei seinen Sammlungen und Entwürfen wirklich jene grosse Aufgabe vor Augen. Ribbeck ist wohl der Einzige, mit dem Rohde — im Sommer 1882 — die Sache mündlich besprochen hat; ausserdem hat er sich, schon 1881, brieflich mit Nietzsche verständigt. Anzufangen beabsichtigte er bei »der schwierigsten Partie, der Kultur des Hellenismus«; gerade das sei eine Aufgabe, meinte er, »in die man ungefähr Alles hineinlegen könnte, was man sagen könnte und möchte« [N. 8 IV 81]. Ein lockendes Anerbieten, das ihm 1883 Cotta machen liess, lehnte er, eben mit Rücksicht auf seine innere Verpflichtung kurzer Hand ab. Er schreibt bei der Gelegenheit an Ribbeck [15 X 83]: »Wollte ich für irgend eine beliebige späte Zukunft zusagen, so würde mir das Gespenst einer solchen widerwillig übernommenen Verpflichtung Tag und Nacht um die Schläfen flattern . . . Ich bitte Sie übrigens dringendst, von meinem thatsächlich 'vorhabenden' Plane einer helleni-

SCHMID, der seine Philosophieblindheit wie einen besondern Vorzug zur Schau trug.

[1] »Das ist doch einmal ein Fund, ein wirkliches Stück alten Lebens, das Recht von Gortyn« [Rü. 12 VII 85.]

[2] Das kann man gelegentlich noch jetzt feststellen, wenn man (wie einst der Verf.) die Tübinger Universitätsbibliothek benutzt. Zahlreiche Nachträge dieser Art in seinen Handexemplaren werden aus dieser Zeit stammen. Bezeichnend ist es, dass O. MÜLLER in der ersten Auflage des Romans äusserst selten herangezogen ist, WELCKER sehr häufig (vgl. z. B. die Zusätze zu S. 62^2 in der 2. Auflage u. Ae.).

schen Kulturgeschichte Niemandem ein Sterbenswort zu sagen: mir ist es, als ob durch solches Vorauswissen der lieben Nachbarn meine Kraft gehindert, das zu erwartende Kind wie beschrieen wäre, so dass es nun nicht mehr wachsen könnte« [1]. Dass BURCKHARDT gerade damals an verwandten Aufgaben arbeitete, muss Rohde gewusst haben; aber er wusste auch, dass Burckhardt nicht eine Kulturgeschichte in seinem Sinn schreiben würde, sondern etwas wie Essays über den Geist des Alterthums [2], die den Philologen 'agaciren' würden, ohne ihm doch eigentlich ins Gehege zu kommen. Aber unter der Hand hörte er durch Ribbeck einen andern Namen, der ihn eher stutzig machen konnte. Im Frühjahr 1885 schreibt er dem Freunde: »Nunmehr denke ich mich in eine ausbündige Arbeitsfuria hineinzusteigern und so den Rest der Ferien vernünftig zu benutzen. Es geht mir wunderlich: seit ich Ihnen von meinem culturhistorischen Plan gesprochen habe und Sie alsbald mir einen unerwünschten Concurrenten nannten [3], ist mir die Lust zur Vorbereitung und Disponierung dieser Arbeit wie abgestorben. Wozu sich plagen, wo Einem täglich ein Anderer zuvorkommen kann? Einstweilen will ich mich . . . auf die Ausarbeitung einiger abgerundeten kleineren Themen werfen, an der ich auch versuchen kann, wie weit mir die Form, nach meinen eignen jetzigen Ansprüchen [4],

[1] Zahlreiche Briefe Rohde's bestätigen es, dass er 1883 seine Aufgabe fest in's Auge gefasst hatte. »Ich habe mir nun definitiv ein sehr weites und würdiges Ziel vorgesetzt, auf das ich freilich nur im Schneckenschritt und Schlangenbiegungen lostreiben kann« [O. 9 XII 83, ähnlich V. 10 X 84].

[2] Wenn dem nach Burkhardt's Tode ans Licht getretenen, auf alle Fälle interessanten Werke doch wenigstens ein bezeichnenderer Titel gegeben wäre! Burkhardt hätte es gewiss nicht 'Kulturgeschichte' genannt — denn gerade die geschichtlichen Längsschnitte kommen zu kurz gegenüber der Schilderung des (wirklich oder vermeintlich) Zuständlichen.

[3] Dieser Concurrent sollte »in seiner Parallelarbeit bereits weit fortgeschritten sein« [Rü. 12 VII 85].

[4] Rohde nahm in jener Zeit die Darstellung seiner ältern Arbeiten, besonders des Romans, unter die Loupe; manches genügte ihm nicht mehr, insbesondre meinte er (einer Bemerkung NIETZSCHES [23 V 76] entsprechend), dass er mit Adjectiven hätte sparsamer sein können. »Aber mir scheint, dass ich gegen Ende des Ganzen besser schreiben gelernt habe. Wollen sehen, was mir seitdem zugewachsen ist an Schreibekunst« [V. o. D. 84/5].

gelingen will. Und damit will ich eben in diesen Ferien beginnen. Also schliessen Sie mich und mein Vorhaben in Ihr tägliches Gebet ein!« [R. 2 IV 85]. Den Titel nennt Rohde, um sich das Kind nicht wieder 'beschreien' zu lassen, auch Ribbeck noch nicht. Aber der humoristisch-feierliche Ton in dem er spricht, lässt uns annehmen, dass das »kleinere Thema« ihm doch recht bedeutsam erschienen sein muss. Es war der, einige Jahre vorher in einem Vortrag behandelte 'Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen'[1]. Die Psyche ist concipirt nach und unter den Vorarbeiten zu einer allgemeinen Kulturgeschichte. Das erklärt am besten die Eigenart des Buches, in dem mit dem Begriff Religionsgeschichte auf dem Gebiet der Antike zum ersten Mal wirklich Ernst gemacht wird.

[1] In der Tübinger Dienstagsgesellschaft hatte Rohde am 21. Februar 1882 »über einige Vorstellungen der alten Hellenen in Betreff der Fortdauer des Menschen nach dem Tode« gesprochen. Uebrigens »ruminirte« R. noch lange an den alten Themen weiter und fand gerade deshalb nicht die rechte Stimmung für die neue engere Aufgabe. »... Ich verstehe nur zu gut, wie es (freilich in ganz anderm Maass) Flaubert und Carlyle beim Ansetzen zur Ausführung einer Arbeit lähmen und quälen konnte« [O. 6 IV 85].

IX.

Abschied von Tübingen. Leipzig. Homerstudien.

Je länger Rohde in der stillen Neckarstadt lebte und lehrte, desto tiefer empfand er die Tüchtigkeit und Gesundheit der Umgebung, in die er hineingestellt war. Auch das Verhältnis zur Hörerschaft wurde enger und herzlicher; er sah gern seine Studenten bei zwangloser Geselligkeit in seinem Hause und versammelte in den achtziger Jahren „sogar eine Anzahl junger Philologen an regelmässigen Abenden zur Lektüre klassischer Schriften (z. B. περὶ ὕψους) bei sich“ [1]. Dazu gehörten der früh verstorbene A. Walz, ferner E. Mayser, der Verfasser der Grammatik der griechischen Papyri, und vor Allem W. Schmid, der später mit dem Lehramte Rohde's in Tübingen betraut wurde. Ihm gegenüber ward der Lehrer bald zum theilnehmenden und nicht nur bei wissenschaftlichen Fragen berathenden Freunde; die Verbindung philologischer und musikalischer Interessen flösste Rohde auch bei ihm eine ganz persönliche Sympathie ein [2].

[1] W. Schmid a. O. S. 109. S. auch den Anh. zu S. 105.

[2] In diesem Sinne hat er sich über seinen alten Schüler gegen Freunde, wie Ribbeck und Rühl geäussert. Sehr charakteristisch heisst es in einem Briefe an Schmid [15 X 93]: »Neulich las ich Ihr Lob als Begleiter zu den Liedern des Hugo Wolf in der Zeitung (da ich, wohl bis an mein seliges Ende, das Abonnement der Tübinger Kronich hinter mir herumschleppe). Und Sie Glücksmensch, der so etwas k a n n, Sie wollen sich über irgend etwas beschweren? Aber Sie thun das auch wohl gar nicht mehr, als zur innern Motion nöthig ist. Dass ich nichts eigentlich k a n n, ist immer ein wesentlicher Grund meiner Selbstgeringschätzung (auf der zuletzt alles Nichtglücksgefühl beruht) gewesen; Sie sind ja darin viel besser daran.« Man sieht, wie hoch Rohde jedes Stück Künstlerthum eingeschätzt hat. — So hat er in seinen Schülern stets vor Allem die Menschen gesucht und gepflegt; in dem Absorbiren der jugendlichen Per-

In dieser Lage fiel Rohde, als ihm 1882 eine Professur in Prag angeboten wurde, nach kurzem Schwanken die Entscheidung nicht schwer[1]. Aber wie Jahr um Jahr verstrich und die Kinder heranwuchsen, wurden doch wieder andere Stimmen in ihm laut. Das Verschwäbeln der Aeltesten will ihm nicht gefallen; der Elementarunterricht und die sonstigen »Bildungsanstalten« sind nicht nach seinem Herzen. Auch sich selbst wünscht er in ein grösseres und freieres Leben. Sehnsüchtig blickt er bei Gelegenheit nach München[2]. »Also Bursian's Nachfolger bei Cotta zu werden, habe ich gar keine Lust; sein Nachfolger in München — der wäre ich wer weiss wie gerne! München ist fast die einzige Universitätsstadt, in der ich wirklich gern wäre und bliebe. Aber . . . an mich wird schwerlich irgend Jemand denken, ich kenne keine Seele!« [R. 15 X 82].

Da entschloss sich die Leipziger Facultät nach dem Tode von GEORG CURTIUS (der zwar Mitdirector des philologischen Seminars gewesen war, aber als Lehrer und Gelehrter doch ausschliesslich der Sprachwissenschaft gedient hatte), einen ausgesprochenen Philologen und Litterarhistoriker zu berufen. Die Wahl fiel auf ROHDE. Bei der ersten vertraulichen Mittheilung war Rohde Feuer und Flamme[3]. Vor seinen Augen mochte das alte Leipzig der siebenziger Jahre stehn, mit seinen nach Hunderten zählenden Philologenschaaren, seinem behag-

sönlichkeit durch die 'Wissenschaft' sah er eine Gefahr. »Im Uebrigen gedenken Sie alle drei Ihrer Jugend, die nur einmal blüht, nicht nur in ihrer Kraft und Frische, sondern auch in ihrem Leichtmuth und sogar in ihrer Schwermuth (wen's so trifft), denn auch die enthält da noch ein Element der Lebenswürze« [Schm. o. D. 86].

[1] »Ich habe wirklich eine Zeitlang ernstlich an Prag gedacht, aber schliesslich mich doch gerne halten lassen, eben darum auch, weil mir das Bleiben so leicht wurde, den angebotenen Fackelzug und Commers der Studenten abgelehnt« [R. 1 VIII 82].

[2] »Es wäre zu niederträchtig, wenn ich hier . . . . zuletzt mit dem Beethovenschen Trauermarsch und allem Brimborium einer akademischen 'Leich' (deren Herrlichkeit Einem gleich in dem ersten Schriftstück, das man beim Einzug bekommt, ausführlichst bekannt gemacht wird) — unter meinem Fenster vorbei . . . geschafft werden sollte« [R.]. Im Uebrigen vgl. oben S. 123 f. Seine Vorliebe für München hat er auch in Heidelberg nicht verleugnet (Schöll).

[3] Genau, wie die Briefe an Ribbeck, klingen die an andre Freunde, z. B. an Rühl 12 VII 85.

lichen, die Vorzüge der Grossstadt und Kleinstadt verbindendem Zuschnitt und einem Theater- und Musikleben, dessen in den Tübinger Briefen oft dankbar gedacht wird[1]. Dazu die Aussicht, mit alten Freunden, wie RIBBECK, zusammenzuleben, und auch NIETZSCHE, der sich damals nach Naumburg und Leipzig gewandt hatte[2], wieder näher zu rücken — man begreift, dass Rohde der Entscheidung mit Ungeduld entgegensah, zumal durch Indiscretionen von anderer Seite die Angelegenheit vorzeitig an die grosse Glocke gekommen war[3]. Bei den Unterhandlungen ging er dann aber sehr gründlich zu Werk und fand in seinem Freunde und dessen seit alter Zeit ihm innig vertrauter Gattin unermüdliche Helfer und Berather[4]. Das Ministerium kam Rohde's Wünschen in jedem Sinne entgegen; die Ernennung zum Mitglied der Prüfungscommission (auf die er im Gegensatz zu früheren Stimmungen jetzt doch Gewicht legte) war von vornherein in Aussicht genommen. So war das Geschäftliche wirklich »in vierzehn Tagen« abgewickelt. Aber Manches und Bedeutsames, wie die Abgrenzung der eignen Provinz gegenüber den Fach-

[1] »Dass ich kommen würde und mit tausend Freuden, das können Sie für verbrieft annehmen! Norddeutschland, just Sachsen, endlich einmal wieder eine wissenschaftliche Stellung — wie sollte mich das Alles nicht gewaltsam ziehn. Und dazu dann Ihre Freundschaft, die mir einen Anhalt geben würde, wie ich ihn mir selbst zu schaffen so schlecht verstehe und doch so sehr entbehre. Dass wir nebeneinander recht wohl bestehn können, meine ich auch. Litteraturgeschichte würde ich allerdings ungern fahren lassen. . . Mit den Autoren stimmt es ja, und Homer würde ich sogar mit besonderm Vergnügen wieder lesen (wie schon einmal in Kiel): hier habe ich ihn nur nicht gehabt, weil Herzog darauf Ansprüche macht. Sonst könnt ich mir noch mancherlei kleinere Sachen zulegen... z. B. griechische Religionsgeschichte: über dieses Thema habe ich vielerlei vorbereitet.«

[2] Nietzsche freut sich ebenso des Gedankens, „dass dies Jahr uns zusammenbringen muss" [23 II 86]; auch er fand in Leipzig nicht, was er sich versprochen hatte.

[3] »Nichts ist mir fataler, als nun das Gerede, ehe die Geschichte zu Ende ist. Denn noch kann ja aus Allem — Nichts werden und ich sitze dann wieder 'in 'n Pisspott', wie der Fischer im Märchen, zum Gaudium aller Neider. Aber hoffen darf ich nun noch, und will es« [R. 21 XI 85].

[4] »Geht die Verhandlung nun einen günstigen Gang, so soll es an mir nicht liegen, dass nicht in 14 Tagen spätestens Alles in Ordnung und ich Lipsiensis designatus bin. Alle Hagel! scheene wär'sch! Also speriamo!« [R. 27 XI 85].

collegen, blieb unklar und sollte in mündlicher Verhandlung nachträglich ins Gleiche gebracht werden. Ganz geheuer war es Rohde dabei nicht zu Muthe; der nach der Entscheidung geschriebene erste Brief klingt gedämpft genug [R. 13 XII 85]: »Also fertig wäre es nun, lieber Freund, ich komme zu Ostern und dann möge nur das Geschick Alles günstig gestalten. Dass ich jetzt noch, nach vollbrachtem Entschluss, eine gewisse Bänglichkeit vor der Zukunft spüre, auch nun erst recht merke, wie ich doch mit tieferen Wurzeln, als ich dachte, mit dem Boden dieses Dorfidylls verwachsen bin, werden Sie begreifen. Ich habe eigentlich sehr günstige Zeiten hier gehabt, viel Anhänglichkeiten bei den Studenten, Gunst und Freundlichkeit beim Ministerium [Gessler]; Vieles, was mir dieses halbe Landleben lieb machte und gerade meinem Naturell entsprach, werde ich nirgend wiederfinden. Aber ich hoffe, dass diese leise Wehmuth bei dem Abscheiden aus diesem Stillleben auch sanft verwehen wird: bis ans Lebensende wäre mir diese Existenz doch nur dann befriedigend gewesen — dann allerdings völlig! —, wenn ich hier daheim wäre; aber heimisch wird eben ein 'Fremder' nie und niemals unter diesem seltsamen Volk. Nun also ἀγαθῇ τύχῃ in den breiteren Strom hinein! Es wäre eine Art Feigheit gewesen, wenn ich nicht schliesslich mich doch für Leipzig entschieden hätte«.

Kurz vor Weihnachten fuhr Rohde auf ein paar Tage nach Leipzig. Eine Wohnung wurde bald gefunden, bequem und wenigstens nach einer Seite frei gelegen, aber mitten im Buchhändlerviertel. Ueber die Arbeitstheilung kam man noch nicht ins Reine. »Meine Rückreise ist ohne Fährlichkeit verlaufen, das Fest glücklich gefeiert; ich fange wieder an zu arbeiten, vielleicht für längere Zeit zum letzten Mal recht für mich und nicht für Colleg und Gott weiss was für Dinge sonst. Die freie und reine Luft unsres Dorfes, das heute im hellsten Frosttagsglanze strahlt (wie man ihn in Leipzig nicht einmal im Traum zu sehn bekommt) athme ich ordentlich mit Andacht und Wehmuth ein; überhaupt wird mir oft fast bange, wenn ich an Leipzig denke: wer weiss wie mir's da glückt? Bisher war mir ein akademischer *struggle for life* erspart, da hier gar nicht ge-*struggelt* wird, sondern jeder ge-

mächlich seine Heerde weidet und seine Schalmei oder seinen Dudelsack bläst‹ [R. 28 XII 85].

Tübingen, vor Allem seine Hörerschaft, that »nur zu viel‹, um ihm den Abschied schwer zu machen. Bei einem Kommers, den die Stiftsverbindungen und andre Körperschaften am 20. Februar veranstalteten, „loderte die Liebe und Verehrung für ihn mächtig empor“ [1]. Rohde dankte in einer freien Ansprache, von der wenigstens die Umrisse festgehalten wurden. »Eine wirkliche Werthschätzung der antiken Cultur‹ — führte er etwa aus — »ist die Grundlage der philologischen Studien, wie wir sie betreiben. Damit braucht durchaus nicht eine Unterschätzung der Kultur unsrer Zeit verbunden zu sein. Beide Welten ergänzen sich. Die moderne Kultur ist mehr auf Abwehr alles Schädlichen, Störenden, alles Ungemachs gerichtet in ihrer Erfindsamkeit. Die antike — d. h. die griechische — Kultur in ihrer Blüthezeit war positiver und productiver: ihre Hervorbringungen dienen nicht der Abwehr des Störenden, überhaupt nicht sowohl dem Nutzen, als der freien Hinstellung des Schönen in der Kunst; sie bieten eine positive Bereicherung menschlichen Geistesbesitzes, und zwar für alle Zeiten. Aber auch dem Alterthum kam eine Zeit, wo der völlig gereifte Geist sich an den ererbten Vorstellungen auf sittlichem Gebiet, an dem, die Welterscheinungen nur eindringlicher wiederholenden, nicht erklärenden Bilderreichthum der (plastischen und poetischen) Kunst nicht mehr genügen liess, sondern seinen Lebenshalt suchte in der eigentlichen Erkenntnis der Dinge, in der Wissenschaft. Und da sind es abermals die Griechen, welche die Urväter aller Geistes- und Naturwissenschaften wurden. Nur ist dabei, im Gegensatz zur Entwicklung der Kunst, ein eigenthümlicher Mangel nicht zu verkennen: bei vielen genialen Anfängen oft keine rechte Fortsetzung der Arbeit; nach schwer

[1] Bericht in der schwäbischen Chronik v. 24. Februar 1886, s. W. Schmid S. 100. 105. »Sonnabend war grosser Abschiedscommers für mich, in dem die Anhänglichkeit und Dankbarkeit der hiesigen Studenten, auf deren besondre Art ich doch so wenig eingehn konnte, einen wahrhaft rührenden Ausdruck fand. Noch bin ich ganz von Weihrauch umstänkert, aber es war doch auch viel ächte Stimmung dabei‹ [R. 23 II 86].

errungenen grossen Einsichten später keine rechte Wirkung, keine radicale Ausrottung älterer Verkehrtheit und Unwissenheit: kurz, keine gesicherte Continuität und Stufenfolge der Forschung, kein rechtes Durchdringen des Lebens mit der Wissenschaft. Dies liegt in tausend Beispielen am Tage, auf den Gebieten der Naturbeschreibung, Geographie, Astronomie, auch der γραμματική. Und der Grund dieses Mangels?« — hier wendet sich Rohde der besondern Situation zu — »Es fehlt an einer Einrichtung gleich den Universitäten unsrer deutschen Art[1]. Man hatte Akademien (in Alexandria u. s. w.), aber ohne obligate Lehrer der Wissenschaft; man hatte in den Philosophenvereinen in Athen auch eine gewisse Stätigkeit der Ueberlieferung der Wissenschaft, aber nur in engem Kreise und bald ohne frische Weiterbildung der Lehre, ohne rastlos neue Forschung. Eine organische Verbindung von Forschung und Lehre, wie sie unsre Universität bietet, fehlt. Daher vermag die Forschung nicht, durch die Lehre immer neuer Generationen von Jünglingen, ins Leben hinauszudringen, vermag die Wissenschaft nicht befruchtend in die Praxis hinüberzuwirken. Dazu kommt noch ein eigenthümlicher Trieb des griechischen Geistes: das Einzelne, in seiner Besonderheit gerade Lebendige, umzubilden und abzurunden zu überindividuellen Typen, d. h. zu Idealgestalten; einmal gefunden,

[1] Es könnte scheinen, als ob Rohde hier seiner Aufgabe als Festredner Concessionen machte. Aber ähnliche Betrachtungen über die Berechtigung und Bedeutung der Universität (aber auch über ihre mögliche Entbehrlichkeit und Ersetzbarkeit bei einer wirklichen Volkskultur) finden sich (leider in ganz skizzenhafter, vielfach kaum verständlicher Form) schon auf einem Jenenser Zettel aus den siebenziger Jahren, und 1879 hielt Rohde einen Vortrag »über Universitäten im alten Griechenland«. Rohde ist damals in seinen einsamen Gedanken nicht minder kühne Wege gegangen, wie Nietzsche in den Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Wenn Rohde den hohen Werth einer Verbindung der Forschung mit der Lehre so nachdrücklich betont, bekämpft er entgegengesetzte Anschauungen, deren Wirkung er gerade in der Tübinger Stiftsluft zu verspüren meinte und die kurz vorher (1881) von Lagarde in einem Rohde gewiss bekannten Aufsatze der Deutschen Schriften (S. 356 ff., vgl. oben S. 68) geradezu auf die scharfe Formel: 'entweder Lehre, oder Forschung' gebracht waren. Lagarde's Reformplan für den Universitätsunterricht sieht aus wie eine verbesserte Stiftsordnung.

blieben solche Typen beharrlich, geringer Entwicklung fähig. Dieser Trieb wirkt sichtbar in griechischer Kunst und Poesie, und erzeugt dort den hohen Idealismus, den festen, individuelle Schrullen fernhaltenden Stil. Aber der gleiche Trieb nach Abschliessung und Abrundung rief in der Wissenschaft viel zu früh eine Systematik hervor, die aller ferneren Entwicklung hemmend in den Weg trat: so in den philosophischen Secten, so auch in den ärztlichen, naturwissenschaftlichen, grammatischen Schulen. Ganz anders die moderne Wissenschaft! Sie strebt unaufhörlich nach immer ferneren Zielen; jedes Systematisiren gilt ihr nur als etwas provisorisches, vorläufiges; sie kennt keine Ruhe und Selbstzufriedenheit im endgiltigen Abschluss. Und dieses niemals müde Weiterforschen übt denn auf den Universitäten auch seinen heilsamen Einfluss auf die Lehre, die sich mit und durch die Forschung selbst ewig erneuert, verjüngt und frisch erhält, und so auch dem Leben stets frische Bewegung zuführt. Dies ist der Geist unsrer deutschen Hochschulen und ihr sittlicher Kern zugleich; hier erfüllt sich das Wort: 'wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen' — nicht zwar vom Philisterium, wohl aber vom Philisterthum. Kein Dekret von oben hat diesen Geist den deutschen Universitäten gegeben: sie selbst haben ihn aus sich erzeugt, und Niemand wird ihn ihnen rauben können.« Rohde schloss dann mit dem Ausdruck des Wunsches, dass in diesem Geiste auch die Württembergische Hochschule »blühn und gedeihn und immer noch schöner sich entwickeln möge« [1].

Es ist so ziemlich die einzige Programmrede, die Rohde in seinem Leben gehalten hat; es bedurfte einer wirklich gehobenen Stimmung, um solche Gedanken, die sich in seinen Vorlesungen kaum einmal von fern zeigten, ans Licht empor zu locken. Er muss doch die Empfindung gehabt haben, dass er im Kreise seiner schwäbischen Hörer, wie unter guten

[1] Nach dem angeführten Bericht und einer von Rohde nachträglich aus dem Gedächtnis hingeworfenen Skizze, die er Constantin Ritter auf dessen Wunsch zur Verfügung stellte; zur Deutung und Ergänzung tragen auch die (S. 146[1]) erwähnten Aufzeichnungen über Universitätswesen Einiges bei.

Freunden, seinen tiefsten Ueberzeugungen Ausdruck geben durfte, ohne die Gefahr, missverstanden zu werden. In dem scharfen Betonen des Weiterforschens, der selbständigen Arbeit, formulirt er, wie in einem wissenschaftlichen Testament, nochmals eine Forderung, die er gerade in dieser Umgebung nicht so hatte durchsetzen können, wie er gewünscht hätte. Darüber hinaus zeigte er auch hier, wie man die, gegen alle Historie und Kritik standhaltende Ueberzeugung von der besondern Stellung der Antike mit einem offnen Sinn für die Eigenart unsrer Zeit verbinden kann.

* * *

Nach diesen Höhepunkten gab es, gerade in den letzten Wochen, doch mancherlei Verdriesslichkeiten. Zumal verstimmten Rohde Quertreibereien bei den Vorverhandlungen wegen seines Nachfolgers, denen er als Berather beiwohnte; auch auf den »neuen Cultusminister« ist er wenig gut zu sprechen. Dazu trug er schwer an der Würde und Bürde des Dekanats und hatte nun noch »von tausend kleinlichen Geschäften die Neige zu leeren«. So war es ihm eine Erlösung, als »der halbe Zustand« endlich vorbei war. Mit den besten Hoffnungen, aber doch mit einem leisen Misstrauen, das durch alle sanguinischen Selbstbeschwichtigungen hindurchklingt, trat er in den neuen Lebenskreis, in dem er »seine Laufbahn zu beschliessen« gedachte.

Die ersten Monate brachten eine volle Ernüchterung. Zwar, unter den ihm nahe tretenden Collegen gab es Manche, von deren Umgang er sich Gewinn und Genuss versprach. Er rühmt Fr. Zarncke's »Lebendigkeit und Frische«[1]; mit A. Springer, seinem Nachbar, der damals schon ganz an's Haus gefesselt war, schienen sich wirklich persönliche Beziehungen anzuspinnen. Aber »der Lärm, Russ- und Braunkohlendunst«, in den er sich versetzt sah, reizte seine an die

[1] Im gleichen Sinne hat sich Rohde bei Zarncke's vorzeitigem Tode ausgesprochen. »Dass Zarncke todt ist, ist wahrhaft schade! Er war... eine für Leipzig unentbehrliche Person, mit seiner Lebhaftigkeit und gänzlich Leipzigerisch gewordenen Lebensstimmung« [Rü. 8 XI 91].

Ruhe und Höhenluft des schwäbischen Städtchens gewohnten Nerven. Die Zahl der Hörer blieb weit hinter seinen Erwartungen zurück; sie nahm gerade damals in Leipzig verhältnismässig noch viel rapider ab, als in Tübingen, wo Stift und Convikt einen festen Stamm hergeben. Auch durch die Leistungen und den ganzen »Stil« des Durchschnittsstudenten, den er im Hörsaal oder bei seinen Uebungen vor sich sah, fühlte er sich enttäuscht; viel ausgeprägter, als bei dem weltfremdesten Stiftler, glaubte er hier (was ihm »alle Stimmung verdarb«) die Incarnation der Philisterhaftigkeit zu finden. So wollte sich zwischen ihm und dem Auditorium kein rechtes Verhältnis bilden und man erzählt sich, dass er, bei gelegentlichen Aeusserungen seiner Davidsbündlerstimmung, auf offne Opposition gestossen sei. Aber das Alles hätte sich verwinden und ausgleichen lassen. Schlimmer war es, dass Rohde seiner ganzen Art und Richtung nach nicht geeignet war, den ältern Fachgenossen, gewissermassen als dritte, begleitende und gebundene Stimme, sich anzuschmiegen. Curtius hatte auf philologische Stoffe im engern Sinne fast ganz verzichtet; die Collegen waren beati possidentes der anziehendsten und lohnendsten Gebiete, und Rohde blieb zunächst, ausser dem von Curtius übernommenen Homer, nur »das von allen Seiten angenagte Gebiet der griechischen Litteraturgeschichte«. Ein derartiges »Dasein als Lückenbüsser« zu führen, lag nicht in seinem Plan. Immer wieder wurde mit dem Freunde verhandelt, mündlich und schriftlich: für diesen Cirkel wollte sich die Quadratur nicht finden lassen. So sah sich Rohde doch in jenen akademischen *struggle of life* hineingetrieben, der ihm so zuwider war. Die Bilanz, die er in dieser Stimmung zieht, ergiebt einen völligen Bankerott[1].

[1] »Ich sehe in eine wahre Wüste von Trostlosigkeit hinein, wenn ich an mein zukünftiges Vegetiren in dieser Stadt ... denke, aber was hilft es! Die Studenten mögen ja brav sein: im Colleg sehn sie mir so entsetzlich philiströs entgegen, dass ich ... am liebsten ganz schwiege. Gerade wo ich wirklich Gutes und Originelles sage, gafft mich das Volk am blödesten an... Für Ihre guten Worte danke ich von Herzen; wenn es noch irgend eine erträgliche Vorstellung für meine Leipziger Existenz in mir giebt — so ist es diese, dass wir Beide uns nicht dauernd missverstehn können. Möchten wir denn zusammen noch manche freundliche Stunde haben!« [R. 4 VI 86].

In dieser Missstimmung kam ihm wie eine Erlösung der Gedanke, nach dem Süden zurückzugehn, zwar nicht nach »Neckartübingen« (was er am liebsten gethan hätte)[1], aber doch nach der andern Hochschule am Neckar, nach Heidelberg. Man wünschte dort umgehend eine »vorgängige Annahme oder Ablehnung« [R. 4 VI 86], während Rohde nun, bei aller Geneigtheit, sein Zelt wieder abzubrechen, doch die Gefahr einer erneuten Uebereilung zu fürchten begann. RIBBECK, der durch diese neue Wendung der Dinge aufs peinlichste überrascht war, that inzwischen, amtlich und persönlich, was sich irgend thun liess[2]. Aber Rohde ging seinen eignen Weg; er zog A. SPRINGER ins Vertrauen und suchte auch bei seinem damals in Leipzig weilenden Jugendgenossen guten Rath. Es war das letzte Mal, dass er mit NIETZSCHE von Angesicht zu Angesicht verkehrt hat. Nietzsche rieth ihm, zu gehn; auch ihm brachte der Aufenthalt in Leipzig (selbst das Wiedersehn mit dem Freunde) eine bittre Enttäuschung. Rohde fand Nietzsche zunächst »weit weniger gespannt und überspannt in seiner Stimmung, als früher« [O. 27 VI 86]. Aber etwas Trennendes stand zwischen ihnen; »eine unbeschreibliche Atmosphäre der Fremdheit, etwas mir damals völlig Unheimliches, umgab ihn. Es war etwas in ihm, was ich sonst nicht kannte, und vieles nicht mehr was sonst ihn auszeichnete. Als käme er aus einem Lande, wo sonst Niemand wohnt . . .« Aehnlich hat Nietzsche empfunden, der sich schwer genug in diese Welt prak-

[1] Er hat das in zahlreichen Briefen aus dieser Zeit offen ausgesprochen, s. z. B. unten S. 154[1].

[2] Die sachlichen Bedenken schienen Ribbeck immer wieder nicht schwer genug, und er vermuthete entgegenwirkende äussere Einflüsse. Der letzte Brief Rohde's in dieser Angelegenheit mag im Auszug auch hier als Schlusswort eingerückt werden. »Ich will Sie doch über den 'auswärtigen' Einfluss beruhigen, der mich zu meinem Entschluss mitbewogen haben soll. Was man Ihnen darüber gesagt und gar geschrieben haben mag, ist mir unerfindlich: wenn man nicht etwa gedacht hat an — Nietzsche, der mir, wie ich Ihnen erzählt habe, allerdings zugeredet hat, aber — da seine Gesichtspunkte ganz andre als meine waren —, nichts zu dem endgiltigen Entschluss beigetragen. . . Dass meine Briefe vom Herbst v. J. andre Stimmung zeigen, als ich jetzt habe, Leipzig gegenüber, glaube ich gern. Man fühlt anders, so lange man in einer Illusion befangen ist, und wenn man sie als solche erkannt hat«.

tischer Rücksichten und Bedenken hineingefunden haben mag. Wenn die beiden Freunde sich damals noch nicht bewusst wurden, dass nun wirklich »eine Kluft zwischen ihnen befestigt war«, so trug die Schuld daran die Thatsache, dass das Gespräch sich im Gegensatz zu alten Zeiten überhaupt nicht in die Tiefe wenden wollte. Schon der quälende Druck seiner »engen und unklaren Verhältnisse« und der Sorge um die nächste Zukunft liess bei Rohde keine freie Stimmung aufkommen.

Endlich, »nach heftigem Hin- und Herschwanken«, griff Rohde zu. »Ich gehe« — schreibt er an Ribbeck — »schon zum Winter . . . Ich vertraue darauf, dass die Zeit nicht mehr fern ist, wo Sie mir zugeben, dass ich kaum anders wählen konnte, dass eine befriedigende Thätigkeit mir hier nicht erreichbar war und dass ich ohne eine solche hier nicht existiren konnte . . . Leicht ist mir, weiss Gott, der Entschluss nicht geworden, am meisten, wenn ich an Sie und ihre Frau dachte; nun ist er gefasst und thut mir nur noch in Gedanken an Sie beide selber wehe. Lassen Sie mich an der Hoffnung festhalten, dass diese Angelegenheit . . . keine dauernde Verstimmung zwischen uns bringen werde; ich hoffe immer Eines in Leipzig doch zurückzulassen, woran ich in Heidelberg oft mit Wehmuth zurück denken werde: Ihrer Beider freundschaftliche Gesinnung« [R. 86][1].

Rohde hatte später wohl gelegentlich noch Anwandlungen eines Zweifels, ob er Recht gethan habe, auf jenen weitern Wirkungskreis zu verzichten, zumal auch VOLKELT bald in Leipzig heimisch wurde[2]. Aber der Entschluss war sein Segen. Seine schwer gefährdete Lebenskraft hätte sich in Leipzig noch schneller verzehrt, und Stimmung und Musse zu einer Arbeit aus dem Vollen, wie sie ihm sein neuer Wohnsitz bald darbot, hätte er dort nicht so leicht gefunden. Immer-

[1] Das schien ihm damals das Einzige, was er zu bedauern habe, »dass wir Ribbeck und Wachsmuth verlieren« [O. 27 VI 86].

[2] In Heidelberger Briefen meint er, A. SPRINGER »keinen Dank schuldig« zu sein dafür, dass er von ihm »in den Entschluss, nach Heidelberg zu gehn, hineingetrieben sei«, oder er nennt es eine Thorheit, »dass er sich hierher verheuert« habe, statt in dem »alten guten Leipzig« bessere Tage abzuwarten [V. 30 XII 94 u. ö.]

hin raffte er sich in diesem schweren Sommer soweit auf, dass er den Vorlesungen über Homer (die früher nur der Eingang zur Litteraturgeschichte gewesen waren) eine völlig neue, in die Einzelanalyse ganz anders eingreifende Fassung gab; seine in der Stille fortwachsenden religionsgeschichtlichen Untersuchungen förderten die Arbeit und wurden durch sie gefördert. Nicht wenig »Gutes und Originelles« muss er zuerst in seinem Leipziger Hörsaal ausgesprochen haben, wo sich gelegentlich unter dem Studentenvolk das aristokratische Denkerantlitz NIETZSCHEs zeigte. Manche Abschnitte aus dem ersten Theil der Psyche und der sie ergänzenden Aufsätze sind damals im Keim entstanden. Zu der Art, wie sein Vorgänger CURTIUS die Homerischen Fragen behandelt hatte, stand Rohde in scharfem Widerspruch, in der Methode, wie in den Ergebnissen; auf welcher Seite der Fortschritt und die Wahrheit zu finden sei, darüber herrscht heute kaum ein Zweifel mehr.

Veröffentlicht wurde in dem Leipziger Semester Nichts. Denn der streitbare Aufsatz über die asianische Rhetorik und die zweite Sophistik (Rhein. Mus. 1886 = Kl. Schr. II 75) ist noch in Tübingen geschrieben und corrigiert.

X.

Heidelberg. Die Vollendung der Psyche.

(1886—1893).

Sobald die Vorlesungen geschlossen waren, floh Rohde aus dem Dunstkreis Leipzigs, um sich den Nachgeschmack seiner letzten Erfahrungen mit reineren neuen Eindrücken von der Zunge zu spülen. Wieder war es Bayreuth, wo er fand, was er suchte[1]. Im September kehrte er in bester Laune nach Leipzig zurück; seine Briefe erzählen von den »wirklich lieblichen Wochen«, die er damals »in grossem Leichtsinn« mit seiner Frau und einer jungen Tübinger Freundin von ihr verlebt habe. Die Glanzpunkte waren gemeinsame Fahrten nach Dresden und nach Weimar, wo ihm vor Allem das neu erschlossene Goethe-Haus »lieb und aufklärend« war und seine Gedanken nur noch enger an den Unvergleichlichen kettete[2]. Auch in Heidelberg »schenkte der Dämon noch eine Anzahl schöner Herbsttage« zu allerlei Wanderungen[3]. »So war der Einstand, wie man in Württemberg sagt, ein fröhlicher und boni ominis, hoffe ich. Will man sich ganz ruhig und gelassen von dem Strom treiben lassen, so ist, scheint es, Heidelberg der beste Ort; nur trifft man sich eben doch immer wieder auf wechselnden Meinungen: bald scheint es Einem so gut

[1] »Ich schwebe hier noch in einer halben Existenz herum, das Semester ist aus, meine Familie verreist, ich selbst gehe morgen auch fort, zunächst nach Bayreuth. . . Der schnelle Wechsel greift natürlich an, Möbel und Gemüth; vielleicht wäre es besser gewesen, es hätte sich nicht solch ein Ausweg aus allerlei . . . Bedenklichkeiten dargeboten, und ich wäre gezwungen gewesen, hier auszuhalten. Nun aber wird auch der neuerwählte Zustand seine bedeutenden Vorzüge haben« [Schm. 4 VIII 86].

[2] Rohde ist in diesen Jahren Mitglied des Goethevereins geworden. Die Tübinger Freundin war eine Tochter Chr. Sigwart's, später Gattin des Botanikers G. Klebs.

[3] O. 20 XII 86.

und recht . . ., andre Male denkt man doch, dass . . eine härtere Arbeit eigentlich dem Menschen und Mann geziemte« [O. 20 XII 86].

In einem Regen- und Schlammwinter, (»wo Heidelberg aussieht, wie wenn eine Dame mit Seidenschuhen im Schnee herumpatschte«), kamen zwar wieder rebellische Stimmungen, aber er hatte doch die Empfindung, »dass sich das Alles bald in's Gleiche und Gleichmüthige gesetzt haben werde«[1]. Die Hauptsache war, dass er in den nächsten Collegen »charmante Leute« fand; dazu erwies sich »der ganze Ton als frei und harmlos«; nur die Tübinger Einfachheit im Lebenszuschnitt vermisse er. Die einst von Ribbeck mitbegründete philologische Gesellschaft »wurde neu errichtet, mit acht Mitgliedern [darunter vor Allem SCHÖLL und ZANGEMEISTER], und man vertrug sich darin sehr gut«[2]. Als Höhepunkt blieb den Theilnehmern der Sommer 1887 in Erinnerung, wo Rohde die Führung hatte. Er sprach über seinen alten Liebling Pindar[3]; einmal, an einem Damenabend um Weihnachten, hielt er einen anmuthigen Vortrag über die Daphnesage.

Dieser willkommenen neuen Beziehungen wurde Rohde freilich nicht recht froh. Noch Ostern 1887 hatte er mit stillem Behagen bei den Baseler Freunden zugebracht[4]. Aber in den Sommermonaten setzte sein Leiden mit erhöhter Wucht

[1] Vgl. Rü. 18 XI 86. O. 20 XII 86. R. 15 III 87. »Andern gelingt offenbar leichter, was mir überall sehr sauer wird und langsam gelingt, mich einzugewöhnen, d. h. zuletzt doch immer, mich im erforderlichen Umfang zu resigniren; in Neckartübingen war ich endlich soweit gekommen — da muss ich Thor aufbrechen und Alles aufgeben! — Ich hoffe aber, für mich und meine Frau und Kinder, stark auf das Frühjahr und damit auf das eigentliche Heidelberg. Noch ist hier tiefer Winter, es schneit und schneit ununterbrochen, nicht der geringste Knospenansatz zeigt sich, und so will auch unser Gärtchen, dem sich das Haus nach der Rückseite hin anlehnt, noch nichts bedeuten« [R. 15 III 87].

[2] »Schätzenswerth ist namentlich Zangemeisters unermüdliche Naivetät und Unternehmungslust« [R. 15 III 87].

[3] Im Gegensatz zu seinen beiden Lehrern Ribbeck und Ritschl (s. Ribbeck, Brief 173 S. 275) hat Rohde seit seinen Studentenjahren sich zu »dem reichen Dichterherzen« des spröden Aristokraten hingezogen gefühlt. Einen Niederschlag seiner Heidelberger Studien bietet die Psyche II 209—222.

[4] »Ich habe die angenehmste Erinnerung an ihr gelindes Leben in einer der anmuthigsten Ecken von Basel« [O. 2 VII 87].

ein [1] und quälte ihn so, dass ihn »selbst kurzes Sitzen und Schreiben stark angriff«. Doch blieb er seiner Kräfte Herr genug, um den Amtspflichten und in der Hauptsache auch den gesellschaftlichen Anforderungen nachzukommen. Wenige mögen geahnt haben, wie schwer er schon damals an seinem Leiden zu tragen hatte.

In diese trüben Monate fällt nun eine briefliche Auseinandersetzung mit dem Jugendfreunde, die zu einer endgiltigen Entfremdung führte [2]. Der Anlass ist geringfügig genug: in der Hauptsache eine scharfe Aeusserung Rohde's über H. TAINE, deren Wortlaut nicht mehr festzustellen ist, da Rohde den betreffenden Brief später vernichtet hat [3]. Aber man kann sich wohl denken, wie Rohde seine Abneigung gegen Taine, in der erregbaren und vielfach verdüsterten Stimmung jener Tage,

[1] »Ohne Zweifel habe ich diesen Zustand 'nervöser Dyspepsie', wie die Aerzte ihn nichtssagend benennen, den tiefen Aufregungen des letzten Sommers und den Erschütterungen zu verdanken, die meine ganze Empfindungswelt bei der gewaltsamen Umsiedlung erlitt. ... Was mir am unangenehmsten bei diesen Quälereien war, war dieses, dass ich an einer gehörigen Förderung einer grösseren Arbeit, die ich endlich abstossen möchte [die 'Psyche'], verhindert war; solches Hinauszerren macht die ödeste Stimmung« [R. 2 VIII 87].

[2] Die Aktenstücke in dieser Sache sind, so weit sie erhalten sind, vollständig vorgelegt von Frau E. FÖRSTER-NIETZSCHE in der 'Deutschen Revue' August 1901 'Friedrich N. und Hippolyte Taine'. Ihre Darstellung mag überhaupt zur Ergänzung und Controlle der hier gegebenen dienen; sie wird im Folgenden wiederholt wörtlich citirt.

[3] Wer Rohde's *Cogitata* und Briefe kennt, den wird es nicht überraschen, dass ihm Taine (so viele Züge er als Kulturhistoriker mit dem auch in der *philosophie de l'art* dankbar benutzten Jakob Burckhardt gemein hat) als Philosoph und Aesthetiker unsympathisch gewesen ist. In der *philosophie de l'art* mag ihm die kühle Verständigkeit, jener schon in Jugendaufzeichnungen heftig angegriffne »Intellectualismus«, anstössig gewesen sein, der die Tiefe der Probleme ermessen zu haben meint, wenn sein Senkblei zu Ende ist. Ebenso durchweg die Tendenz, die grossen Menschen »zu construiren«, als Product von Rasse und Milieu auszurechnen, und das von Rohde immer so hoch geschätzte *Ineffabile* der Persönlichkeit dabei möglichst gering anzuschlagen. Worauf sich der Ausdruck »inhaltlos«, den Rohde gebraucht haben muss, bezog, bleibt unklar; vermuthlich auf gewisse geschichtlich-philosophische Constructionen, die ihm durch den daneben herlaufenden Kultus der *petits faits* wohl gelegentlich mehr maskirt, als begründet erschienen; gerade in dem den Freunden am besten bekannten Buche, der *philosophie de l'art*, giebt es solche Abschnitte. In seinem zweiten Brief muss Rohde übrigens sein Urtheil einigermassen limitirt und zugleich begründet haben.

auf eine paradoxe, mit Bewusstsein übertriebene Formel brachte, die nur cum grano salis verstanden einige Berechtigung hatte; er war gewohnt, dass seine Freunde dies Körnchen Salz besassen und opferten [1]. Freilich, Nietzsche gegenüber hatte er seit einem Jahrzehnt in einem ganz andern Stil geschrieben und gesprochen. So nahm ihn Nietzsche beim Wort und ertheilte ihm eine Lection, wie einem Schulbuben, in Ausdrücken von wahrhaft massiver Deutlichkeit; wenn die Beleidigung, mit der Nietzsche schliesst, auch nur hypothetisch ausgesprochen und im nächsten Satz zurückgenommen wird — dass sie Rohde traf, wie ein Peitschenhieb, lässt sich begreifen [2]. Rohde gewann es über sich, unmittelbar nach dem Eintreffen der Antwort „sich über den Ton seines Briefes zu entschuldigen"; es lebte kein zweiter Mensch, dem gegenüber er sich zu einem solchen Schritt entschlossen hätte. Nun lenkte auch Nietzsche ein, in einem herzlichen Briefe, der vor Allem zeigt, dass seine Verstimmung keineswegs durch eine theoretische Meinungsverschiedenheit hervorgerufen war (als Denker war Taine damals auch ihm schon wieder fern genug gerückt), sondern dass sie tiefer wurzelte in einer ganz persönlichen Empfindung. Weil Taine auf Zusendungen Nietzsche's verbindlich geantwortet, weil er ihm „ein herzhaftes und theilnehmendes Wort über seine Schriften gesagt hatte", fühlte sich ihm Nietzsche innerlichst verpflichtet und empfand das harte Wort Rohde's wie die Kränkung eines Freundes. Hinter diesem Persönlichen versteckt sich dann freilich noch ein Allerpersönlichstes: der Vorwurf nämlich, dass Rohde ein solches

[1] Ich könnte, aus brieflichen und mündlichen Aeusserungen Rohde's, eine stattliche Sammlung von epigrammatischen Urtheilen zusammenstellen, die zweifellos Caricaturen sind, aber, indem sie übertreiben, doch zugleich das Charakteristische der Persönlichkeiten herausholen; sie treten dann oft zu andern Urtheilen in einen scheinbaren Gegensatz, treffen aber bei längerem Hinsehn doch schliesslich mit ihnen zusammen. Im Verkehr musste man Rohde's Worte gelegentlich in der Art der alten Komödie interpretiren, während man bei seinen Schriften nur ganz ausnahmsweise in diese Lage kommt.

[2] Nietzsche schreibt: „Aber ich glaube, wenn ich nur diese eine Aeusserung von Dir wüsste, ich würde Dich auf Grund des damit ausgedrückten Mangels an Instinkt und Takt verachten. Glücklicherweise bist Du mir anderweitig ein bewiesener Mensch."

„theilnehmendes und herzhaftes Wort" damals nicht gefunden hatte[1]. Und wirklich mag sich Rohde (was Nietzsche instinktiv gefühlt haben wird) mit jenem Angriff auf Taine zugleich indirekt gegen die starke und vielleicht einseitige Werthschätzung der Franzosen überhaupt gewandt haben, wie sie in Nietzsche's letzten Schriften bemerkbar ist.

Im November 1887 übersandte Nietzsche dem Freunde dann seine letzte, frisch von der Presse kommende Schrift, 'Zur Genealogie der Moral', begleitet von einem Briefe, der in seltsamer Weise versöhnliche Worte mit den alten Klagen und Anklagen vereinigt[2]. „Ein kühler, förmlicher Dank Rohdes auf einer Karte" blieb die einzige Antwort.

Man würde fehlgehn, wenn man daraus auf einen Mangel an Verständnis und Theilnahme bei Rohde schliessen wollte; im Gegentheil, er hatte gerade von diesem Buch und von seinem Vorgänger einen tiefen, aber bei aller Zustimmung im Einzelnen, einen im Ganzen »nicht sympathischen« Eindruck. Es ist gewiss begreiflich, dass er nach jenen letzten Briefen von solcher Gesinnung den Freund kein Abbild sehn liess[3].

Das Buch hat manche charakteristischen Züge, die „Rohde's species" durchaus verwandt waren. Zwar spannen die beiden letzten Schriften das Thema des 'Menschlichen, Allzumensch-

---

[1] Nietzsche schreibt: „Magst du, wenn es Dir gefällt, von mir selber nach Herzenslust und Gewohnheit Unsinn reden: das liegt in der *natura rerum*, ich habe mich nie darüber beklagt, noch es je anders erwartet..." Wer das Verhältnis und den Briefwechsel der Freunde überblickt, wird heute sagen müssen, dass diese Worte von einer krankhaften Ueberreizung dictirt sind. Rohde lag damals eine solche Voraussetzung noch völlig fern.

[2] „Es scheint mir, dass ich noch etwas von diesem Frühjahr her bei Dir gut zu machen habe? . . . Nein, lass Dich nicht zu leicht von mir entfremden! In meinem Alter und in meiner Vereinsamung verliere ich wenigstens die paar Menschen nicht gern mehr, zu denen ich einmal Vertrauen gehabt habe. Dein N." Dann in einer Nachschrift: „Ueber Mr. Taine bitte ich dich zur Besinnung zu kommen. Solche grobe Sachen, wie du über ihn sagst und denkst, agaciren mich. Dergleichen vergebe ich dem Prinzen Napoleon; nicht meinem Freunde Rohde. Wer diese Art von strengen... Geistern missversteht..., von dem glaube ich nicht leicht, dass er etwas von meiner eignen Aufgabe versteht" usw.

[3] Beiläufig: auch in den Briefen Jakob Burckhardt's (z. B. in dem bei E. Förster-N. II S. 321 mitgetheilten) macht sich eine grosse Zurückhaltung gegenüber den prinzipiellen Fragen geltend, die N. anrührte. Das ganze Verhältnis bedarf noch der Aufklärung.

lichen' weiter. Aber Nietzsche war (was Rohde nicht verkannte) über Rée und die Engländer entschieden hinausgewachsen. Seine besten wissenschaftlichen Kräfte — sein »psychologischer Tiefblick« und sein philologisch geschultes Witterungsvermögen in geschichtlichen Dingen — sind in den grundlegenden Untersuchungen ungehemmt an der Arbeit; seine alten Fachstudien — vor Allem die zu Theognis und Homer — tragen in diesem neuen Klima reiche Frucht [1]; durchweg wird ein rationalistisch construirendes Zurechtschieben der Probleme überwunden und ersetzt durch eine (im Ergebnis wohl einmal anfechtbare, aber principiell berechtigte) geschichtliche Betrachtung. Das Alles hat Rohde, der damals selbst verwandte Wege ging, einleuchten müssen und eingeleuchtet. »Nach der letzten Schrift« — schreibt er später — »kommt einem, bei wiederholter Lektüre, das Frühere (auch noch 'Wanderer und Schatten') blass und kraftlos vor«. Auch in seiner Gesamtanlage schien Rohde »gerade das letzte Buch Nietzsche's das beste, am besten geordnet, logisch straffer gebaut, als seine früheren« [2] [O. 11 I 89]. Trotzdem fühlte sich Rohde wiederum durch die W e r t h u n g der ethischen Phänomene, durch die S t i m m u n g, die aus dem ganzen zu sprechen schien, befremdet, ja abgestossen. Er glaubte, durch Nietzsche »den Werth unsrer in natürlicher Entwickelung entstandenen moralischen Gefühle in Frage gestellt, das Moralische zu Schein und Wahn herabgedrückt« zu sehn; und

[1] Dahin gehört vor Allem jene Entdeckung der 'Herren- und Sklavenmoral', die (wie so viele Gedankenprägungen Nietzsche's) dem Schicksal, geflügeltes Wort (also missverstanden) zu werden, nicht entgangen ist. 'Zur Geneal.' 5 = Werke VII S. 308 heisst es: „Im Worte κακός, wie in δειλός (der Plebejer im Gegensatz zum ἀγαθός), ist die Feigheit unterstrichen: dies giebt vielleicht einen Wink, in welcher Richtung man die etymologische Herkunft des mehrfach deutbaren ἀγαθός zu suchen hat." Ohne von diesem Wink zu wissen, hat mein Freund JOHANNES BAUNACK ἀγαθός mit βοηθός, βοηθόος zusammengestellt und mit ἄγαν θόος (dem Elativ fehlt naturgemäss der Comparativ) gedeutet: βοὴν ἀγαθός ist der „hurtig auf den Kampfruf herbeieilende", der „hurtige Kämpfer" (Studien II 260). Diese neue Stütze ersetzt die von M. BRÉAL (Mém. de la soc. ling. IX 457) niedergerissenen.

[2] Aehnlich äusserte sich Rohde mündlich im Gespräch mit SCHÖLL und KUNO FISCHER. Deutliche Nachwirkung in der 'Psyche' wie in der Rectoratsrede über die Religion der Griechen, s. S. 169 f. 197.

dagegen wehrte er sich innerlich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Temperamentes. Auch aus zahlreichen Aeusserungen über concrete Verhältnisse und Persönlichkeiten, wie sie auf beiden Seiten vorliegen, fühlt man eine gewisse Fremdheit, ja Gegensätzlichkeit heraus. Vor Allem war es Nietzsche's Verhalten gegen Wagner, das Rohde »quälte und peinigte«. Ebenso lief der französisch gestimmte, nahezu deutsch feindliche Kosmopolitismus des 'Prinzen Vogelfrei', sein ätzender Spott über die 'Vaterländerei', jenem schlichten patriotischen Gefühl zuwider, das sich Rohde in allem Wechsel der Meinungen und Stimmungen stets unverändert erhalten hat[1].

Das bedeutsamste Selbstbekenntnis ist ein Brief aus der Zeit der Heidelberger Anfänge, in dem Rohde WAGNER-LISZT und den spätern NIETZSCHE wie zwei streitende Parteien mit einander confrontirt. »Neulich habe ich Wagner's und Liszt's Briefwechsel gelesen ... und bin selten ... so im Innern ergriffen worden. Mir wenigstens vergeht allemal, wenn ich solche unmittelbarste Lebensäusserungen Wagner's, dieses vollblütigen und lebenskräftigen Menschen (den nur allzuheftiger Lebensdrang, und nicht Blutarmuth, zuweilen lebenssatt und trübe machte) lese — mir vergeht die Lust (vielmehr sie kommt gar nicht auf), über ihn zu Gericht zu sitzen; ich lasse mich froh und begeistert (warum soll man das Wort und den Begriff verpönen?) tragen in dem starken und voll bewegten Element. Merkwürdig ist dabei der unvermuthet tiefe Gegensatz zwischen Wagner und Liszt, der überall hervorbricht; ein Gegensatz des Gesammttemperaments und darum nicht zu vermitteln. Um so erstaunlicher die, nicht aus einem momentanen élan geborene, sondern durch lange Jahre und viele Irrungen auf beiden Seiten unermüdet anhaltende grossherzige Hülfsbereitschaft und die förmliche Opferung Liszt's für Wagner's Interessen. Liszt war offenbar stets der Meinung, Wagner denke gering von seinen musikalischen Leistungen (als Componist natürlich, nicht als Vortragender); dass ihn

[1] J. VOLKELT bestätigt mir aus persönlicher Erinnerung, dass ein Hauptgrund, der Rohde damals von N. trennte, dessen Stellung zu Deutschland gewesen sei. — Rohde selbst bezeichnet später als Grund der Entfremdung von N. kurz und treffend »mannichfache Missverständnisse und die Unfähigkeit, seinen letzten Evolutionen zu folgen«, s. unten S. 169[1].

dieser Verdacht nicht einen Augenblick an der unbedingtesten Hingabe an Wagner's Sache und Person irre macht — das finde ich bewundernswürdiger als irgend etwas. Und ich finde an dem Anblick solcher Grösse des Herzens und solcher reinsten Güte der Gesinnung tausendmal mehr Vergnügen, als an all dem Gerede von Stärke und Heiterkeit und Gewissenlosigkeit genialer Raubthiere . . ., womit Nietzsche in seiner neuesten Leistung uns abermals bewirthet« [V. 28 XII 87]. Man sieht, für Rohde stehn sich LISZT und NIETZSCHE als die Träger zweier entgegengesetzter Moralen kämpfend gegenüber; aber sein Herz ist nicht mehr auf der Seite des Jugendfreundes. „Dies Buch", schrieb damals Nietzsche, „mein Prüfstein für das, was zu mir gehört, hat das Glück, nur den höchstgesinnten und strengsten Geistern zugänglich zu sein: dem Reste fehlen die Ohren dafür." Rohde gehörte zu dem Reste.

Hier ist nichts zu verhüllen und nichts zu entschuldigen. Es war keine doctrinäre Meinungsverschiedenheit über einen Philosophen oder ein philosopisches Problem, was die beiden Freunde trennte. Darüber wären sie schnell hinweggeschritten. Ganz allmählich waren sie sich fremd geworden in ihrer Lebensstimmung, in den aus der eigensten Erfahrung herauswachsenden letzten Ueberzeugungen und Hoffnungen. Sie rufen sich, wie zwei einsame Wandrer, immer wieder einen Signalruf zu, und merken, dass ihre Wege sie doch weiter und weiter auseinander führen. Schliesslich verstehn sie sich nicht mehr.

Es ist jene 'Tragödie der Freundschaft', von der Nietzsche seiner Schwester in jungen Jahren gesprochen hat, als ob er den Ausgang seines Verhältnisses zu Rohde voraussehe [1]. Die Katastrophe war thatsächlich schon eingetreten, ehe die verhängnisvollen Briefe gewechselt wurden.

Aber ein tiefes Gefühl rein menschlicher Anhänglichkeit und Treue blieb in Rohde allzeit lebendig [2], wie es bei Nietzsche

[1] Vgl. den schönen Bericht bei E. Förster-Nietzsche Bd. II S. 242.

[2] Rohde's Gattin, die den Aufsatz der Frau Förster-N. noch gelesen hat, bezeugte das in ihrem letzten, an mich gerichteten Schreiben mit grosser Wärme; Rohde selbst verräth es in zahlreichen Briefstellen aus den nächsten Jahren. Er sprach von dem Freunde und seinem Leiden „nicht häufig, aber nie ohne den Ausdruck tiefer Ergriffenheit" (Schöll).

versöhnlich und rührend noch in die beginnende Umnachtung hineinleuchtete.

* * *

Diesen innern Kampf hat Rohde durchgefochten, ohne sich mit irgend einem Menschen wirklich auszusprechen; nur indirekt verrathen es manche briefliche Aeusserungen, wie schwer er unter der Trübung seines Verhältnisses zu dem Jugendfreunde damals litt[1]. Er empfand es nun doppelt als Gewinn, dass er wenigstens »jenem akademischen *struggle of life* entronnen war.« Aufathmend freute er sich des uneingeschränkten Spielraums in seiner Lehrthätigkeit; denn er und Fr. Schöll ergänzten sich aufs schönste. Rohde verzichtete nur auf die Vorlesungen über römische Litteraturgeschichte (die ihn im Grunde doch von seinen eignen Zielen wegführten); in den, für die Religionsgeschichte unentbehrlichen griechischen Staatsalterthümern fand er einen vollen Ersatz, und mehr als das: die Anregung, mit Fragen und Stoffen, die ihn erst im reifern Mannesalter recht ergriffen hatten, sich einlässlich zu beschäftigen.

Dazu kamen die neuen Aufgaben, die er im badischen Oberschulrath und als ständiges Mitglied der Prüfungscommission zu übernehmen veranlasst war. Er hiess sie willkommen, weil sie ihn »endlich einmal in die Praxis hineinführten«, freute sich auch mancher neu sich anspinnenden persönlichen Verhältnisse; vor Allem bekennt er, dass ihm G. Wendt »sehr eingeleuchtet habe und seine ganze Thätigkeit und Art für diese Badensche Gymnasialroutine« [R. 15 III 87][2]. Bei dem ersten Examen in Karlsruhe war der Eindruck »doch ganz leidlich«; Rohde war eben, nach den Erfahrungen seiner badischen Candidaten, der 'ideale Examinator', der ohne an irgend einem Thema zu kleben auf die

[1] Joh. Volkelt (bei einem Besuch in Heidelberg 1888) gehört zu den Wenigen, denen gegenüber er aus seiner Zurückhaltung heraustrat. Auch F. Schöll erinnert sich charakteristischer Aeusserungen.

[2] Aehnlich an Overbeck. »Ein Theil meiner Pflichten liegt in Karlsruhe... Es wird mich interessiren, die dortigen Leute (von denen Wachsmuth mit einer Art Begeisterung sprach) kennen zu lernen: die Anforderung, durch Examina und Inspectionsreisen dem Gymnasialwesen näher zu treten, so neu sie mir ist, ist mir eigentlich erwünscht« [O. 20 XII 86].

Art und die Studien eines Jeden einging und ihm Gelegenheit gab, zu zeigen, was er wusste und konnte.

Im Seminar freilich schien »ein weniger guter Jahrgang zu wachsen.« »Gar kein Talent« klagt Rohde; »in Württemberg fehlte es daran nie, nur an der Absicht, das Talent in Zucht zu nehmen« [2 VIII 87].

Wie streng es Rohde mit all diesen Pflichten hielt, zeigen seine Briefe und Berichte. Wer mit der Absicht kam, des Lehrers Hilfe für eine ernsthafte Arbeit in Anspruch zu nehmen, für den hatte Rohde auch in diesen schweren Jahren stets Zeit und guten Rath. So entstand damals auf seine Anregung manche brauchbare Erstlingsschrift, darunter die (in Kiel abgeschlossene, von Rohde ursprünglich auf ein ferner liegendes Ziel dirigirte) Untersuchung des Holsteiners Cornelius HÖLK de symbolis Pythagoreis[1] und das feine Büchlein 'Griechische Märchen von dankbaren Thieren und Verwandtes', dessen Verfasser, A. MARX, Rohde von Tübingen nach Heidelberg gefolgt war.

Was Rohde »von Heidelberger Musse vorgeredet worden war« bestätigte sich in den ersten Semestern durchaus nicht, und »an zusammenhängende Arbeit war wenig zu denken«, zumal bei der Zurückhaltung, die ihm sein Leiden auferlegte.

So gelang es Rohde nicht, das »ungethümliche Opus«, über das er gern in geheimnisvollen Andeutungen sich ergeht, »recht in Bewegung zu bringen.« Zwar wurde weiter gesammelt und herumexperimentirt, aber eine organische Gliederung des Ganzen wollte sich nicht herausbilden bei »dieser Satansmaterie, in der der causale Zusammenhang und logische Fortschritt von Capitel zu Capitel eigentlich ein wesentlich

[1] Als ich in den Neunziger Jahren einen Hörer über die symbola Pythagorica arbeiten lassen wollte, setzte mich Rohde von Hölk's Absichten in Kenntnis. »Ich konnte nur einen Theil der Arbeit überwachen«, schrieb er später, »kann daher das Ganze auch nur sehr theilweise billigen; der Vf. hat meistens seinen Eifer auf Erörterung der Quellenfrage verwandt, die ich ihm rieth, ganz kurz zu erledigen ..., die Sachen, nämlich den Sinn und Ursprung der einzelnen σύμβολα, lässt er fast völlig unberührt, eine wirkliche kritische Sichtung und Darlegung der verschiedenen Schichten der σύμβολα fehlt auch — kurz, es giebt noch genug zu thun. Immerhin ist das Thema nun 'angeschnitten' und wohl kaum noch zu einer völligen Neubearbeitung geeignet« [Cr. 10 II 95].

fictiver und beliebiger ist‹ [R. 15 III 87][1]. Ebensowenig fand Rohde Stimmung und Kraft, einige schon skizzirten Einzeluntersuchungen auszuführen; nur ein paar Nachschösslinge älterer Arbeiten traten ans Licht. Aber diese »Mässigkeit in jedem Sinne« lohnte sich auch. Im Spätherbst 1887 konnte er mit bestem Erfolg »eine Erholungsreise nach Oberitalien, dem unerschöpflichen« unternehmen [O. 22 II, Rü. 30 VI 88], und in Briefen, die er um die Jahreswende schrieb, meldet er, dass er den bösen Feind, sein Magenleiden, bezwungen zu haben und nun wieder resolut aus dem Vollen zu leben hoffe[2]. Nun erst meinte er die schöne Welt, die ihn umgab, mit den eignen Augen zu sehn. Der Zauber der in Leipzig so schmerzlich vermissten süddeutschen Natur; das Neckarthal, »dies Bild von unvergleichlicher Anmuth«, das ihm wie eine Steigerung seiner Tübinger Eindrücke erschien; eine Wohnung, an einen Bergeshang gelehnt, »in fast ländlicher Umgebung«; dazu die greifbare Nähe des Schwarzwaldes und der Schweiz und »so Manches was ein ermüdetes Herz erquicken kann‹ — das Alles wirkte zusammen um die letzten Regungen von Missgefühl zu verscheuchen. Auch seinen Tübinger Freunden gestand er damals, dass er mit seinem Schicksal wohl zufrieden sein könne.

Mit dem heimlichen Wohlgefühl des Genesenden, der zugleich noch ein Anrecht hat, sich zu schonen, kamen im Sommer 1888 lang vermisste Stimmungen geistigen Behagens und Geniessens und brachten die innere Stille und Wärme, wie sie Rohde für seine Schriftstellerarbeit nöthig hatte. Als »neu eingefangener Goethevereinler« trieb er, wie in alten Zeiten, allerlei litterarische Allotria. Besonders an den »allerliebsten Briefen der Frau Aja« (die damals erschienen) hatte

[1] »So wird mir eigentlich meine Arbeit nun zu einem steten Vorwurf und zu einem Hemmnis im frohen Ergreifen des Moments, da sie mich immer an das mahnt, was ich eigentlich thun sollte. Hoffentlich ist das Alles nur der Zustand des Kreissenden . . .« [V. 18 XII 87].

[2] Er sei seinem Magenschmerz lediglich mit strengster Diät zu Leibe gegangen. »Ich habe doch wenigstens erlebt, dass auch Er nicht unsterblich ist (wiewohl leider zur Auferstehung nach dem Tode geneigt) und bin darum weniger verzweifelt wie im Sommer« [O. 22 II 88, ähnlich R. 18 I 88].

er seine Freude; die unverwüstliche Frische und Gesundheit, die sie ausströmen, that ihm »förmlich physisch wohl«[1]. Alte Lieblingsideen — über Jean Paul, die Romantiker, das Wesen des Tragischen — wurden wieder lebendig und bereiteten die Stimmung vor, aus der seine letzte Schrift (über die Günderode) erwachsen ist. »Ihr Buch«[2] — schrieb er damals an Volkelt — »hab ich zu lesen angefangen und hoffe noch viel Belehrung und Anregung daraus zu gewinnen. Vor Allem soll es mich auch antreiben, GRILLPARZER selbst mir genauer bekannt zu machen. Ich habe eigentlich von seinen Tragödien nur Ahnfrau, Sappho und des Meeres und der Liebe Wellen gelesen. Und dabei, muss ich gestehn, ist mir nicht wohl geworden. Die Personen nicht des Stückes, sondern die Person des Autors, wie sie doch auch im Drama immer durch die seiner Seele entstiegenen und aus ihr sich ablösenden Gestalten hindurch — dunstet, sozusagen, ist mir unangenehm gewesen; etwas Dumpfes und Mattes und Schläfriges geradezu wehte mich an und machte mir diese Atmosphäre unerquicklich. So giebt es Musiker, Componisten: was sie ausführen, ist oft schön und zart und sinnreich, aber der Grund, auf dem alle diese Ausführungen stehen, die Seele des Künstlers, bleibt Einem unsympathisch. Aber ich bin vielleicht nicht an Grillparzer's glücklichste Stellen gerathen und will jedenfalls ihn nunmehr genauer kennen lernen. Es giebt auf der Welt so wenige Autoren und Bücher, die Einem wirklichen Zuwachs bringen, dass man ein Thor wäre, von diesen wenigen sich eines entgehn zu lassen . . . Jüngst habe ich wieder JEAN PAUL viel gelesen, und mit Erstaunen fast — allem herkömmlichen Gerede zuwider — bestätigt und sogar vertieft gefunden, was ich als ganz junger Mensch an ihm liebte und schätzte; es ist gar nicht wahr, dass er einer reiferen und skeptischeren Erfahrung, einem erfahrenen Kunstverständnis nicht Stich hielte; man durchschaut damit wohl seine Kunstmittel (und Kunststücke stellenweis) deutlicher, aber die Wirkung des Kunstwerkes wird dadurch eher noch vertieft;

[1] In den Briefen tauchen jetzt wiederholt Redensarten der Frau Aja auf [z. B. V. 25 XII 87].

[2] 'Grillparzer als Dichter des Tragischen', 1888.

die tieferen Farben, der vollere Inhalt, den man aus gesammelter Kunde des Lebens und des eignen Innern hinzubringt zu den Umrissen und Phantasiebildern der Dichtung, heben diese nicht auf, lassen sie nicht blass und leer erscheinen — umgekehrt! Und das ist die Probe auf Aechtheit der Genialität des Dichters. Ich weiss wenige Bücher, die mich dauernder festhalten und so lange in mir nachtönen, wie die Flegeljahre; aber auch die weniger sicher entworfenen, selbst die unsichtbare Loge, ziehen mich magisch in ihre Welt, eine ganz eigne Welt des Lebens und Empfindens, und auch die Uebergefühligkeit stört mich wenig, sie läuft nur wirkungslos ab ... Sie reden auch, wie meist geschieht, ... von tragischer 'Schuld'. Das stört mich aber, wo ich es finde; es beruht doch eigentlich auf der Annahme, dass der Held der Tragödie, der, und weil er untergeht, im U n r e c h t sei, die Mächte, die ihn zum Fall bringen, im Recht. Aber das trifft gar nicht zu auf die w i r k l i c h e n Tragödien. Freilich, welche soll man so nennen? Ich habe wohl einmal daran gedacht, dass man die Entstehung des Tragischen in der Dichtung h i s t o r i s c h ergründen sollte, also aus den Ursprüngen der griechischen Tragödie. Nicht mit Absicht und Bewusstsein natürlich, sondern, wie es scheint, einfach aus einem Conflikt der moderneren tieferen Weltanschauung und Sittlichkeit der Poeten mit den nicht danach angelegten alterthümlichen Stoffen, die sie aus den Sagen einer ganz anders denkenden Vorzeit übernahmen (in aller Arglosigkeit), ist das 'Tragische' in die dramatisch behandelte Mythe gekommen, z. B. in der Oedipussage, Orestessage etc. Genauer betrachtet müsste diese Entwicklungsgeschichte der Tragödie, o h n e alle theoretische Vorfestsetzungen, das W e s e n des Tragischen deutlich erkennen lassen« [V. 30 VII 88].

In dieser beschaulichen Stimmung versuchte Rohde in den Sommermonaten 1888 den Eingang seines Werkes schriftstellerisch zu gestalten, kam aber über »den zweiten von ca. 10 Abschnitten« (es sind 15 geworden) nicht hinaus; an der »Insel der Seligen« legte er sich vor Anker (Psyche[2] S. 104 f.). Die Briefe erzählen dann von der Absicht nach B a y r e u t h zu pilgern; später zog er auf einige Wochen nach Engelberg, und die Freunde, die mit ihm zusammenhausten (J. VOLKELT

und H. VÖCHTING) rühmen seine Mittheilsamkeit und prächtige Laune. In den Briefen klingt oft ein ganz jugendlicher, man möchte sagen studentischer Ton an[1]. Er fand wieder Anlass, aus seiner stillen Welt geistig hinauszutreten, und nahm auch an den politischen Ereignissen, die dem Tode des alten Kaisers folgten, den lebhaftesten Antheil, aus jener festen, bismarckisch-conservativen Gesinnung heraus, die wir als die Frucht seiner Tübinger Lehrjahre kennen gelernt haben[2]. Von seiner Schriftstellerei spricht er nun in den Briefen mit tiefer Befriedigung; »Ich wollte Ihnen Zeit und Musse zu solcher grossen Arbeit wünschen, es ist doch eigentlich das Beste an unsrer Art von Existenz; kleinere Arbeiten zersplittern und kitzeln Einen nur, statt ernstlich wohlzuthun« [Rü. 30 VI 88].

Rohde hatte jetzt einen redlichen Frieden mit den neuen Verhältnissen geschlossen. Ein greifbarer Ausdruck dafür ist es, dass er (1888) den Plan fasste, dem Beispiel seiner Nächsten zu folgen und »Grundbesitzer« zu werden. »Nun steht mir nächstens ein Umzug und seine Freuden bevor. Ich habe

[1] So schrieb er z. B. damals an Ribbeck, er meine sein Magenleiden losgeworden zu sein, »weniger durch das Verdienst verschiedener Gewässer, als einfach durch den 'Zahn der Zeit', der ja 'in alle Wunden seinen Balsam träufelt'«. Das ist jener harmlose, an den berühmten Sohn Bernaus erinnernde Unsinn, an dem auch A. v. GUTSCHMID immer seine kindliche Freude hatte — vielleicht eine Tübinger Reminiscenz.

[2] Er äussert z. B. in sehr scharfen Ausdrücken die Meinung, die Kaiserin Friedrich mit ihrem Anhang von englischen und deutschen Intriguanten (von Herrn von S..... an, durch Herrn Eugen Richter herunter zu dem Charlatan Mackenzie) würde, um uns Bismarck zu stürzen, sich den 'Freisinnigen' verschrieben haben, »d. h. den Jesuiten, deren Knechte jene sind, um nur irgend etwas zu sein; und dann wäre im Namen der 'Freiheit' Deutschland zersprengt und seinen Feinden wehrlos überliefert worden«. Er glaube nicht, dass Kaiser Friedrich bei allem guten Willen mehr als ein zweiter Fr. W. IV. geworden wäre. »Ein zweites Olmütz, das wäre vielleicht der Ertrag seiner 'freisinnigen' Politik gewesen. Aber Sie werden vermuthlich alle diese Dinge umgekehrt beurtheilen. Ich bin nicht einmal Dilettant der Politik, sondern Odient; aber in solchen Zeiten rückt einem das Teufelszeugs zu dicht auf die patriotische Empfindung. Es mag übrigens gut sein, dass andre gerade entgegengesetzt empfinden, sonst wäre allerdings die Gefahr eines Versumpfens des guten deutschen Philisteriums in englischer Selbstgefälligkeit vorhanden; nun, davor bewahrt uns in der That der Freisinn!« [Rü. 30 VI 88].

mir ein kleines, aber behagliches Haus, inmitten eines ganz netten Gartens gekauft, in Neuenheim, in einer noch nicht durch Prahlerei und Ungemüthlichkeit entstellten Gegend. Dort hoffe ich ... ein gottgefälliges Leben zu führen, im Anblick der Berge und in einer bemerkenswerth reinen Luft.... Wenn wir erst drüben sind und wenn dann — lauter wenn's, die sich doch erfüllen werden — das dicke Buch endgültig abgeschlossen ist, so sehe ich nicht ein, was mich hindern könnte, mich in die ἀταραξία eines alten Weisen einzuspinnen ... Meine Gesundheit ist — praefiscini! — viel besser, als die vorigen Semester, namentlich ist mein Magen ganz wohl geordnet. *Solitum sibi pudorem imposuit*, sagt ja wohl Trimalchio ... Auch für die Kinder wird der Garten und die Luft drüben herrlich sein; nur der lange Schulweg und die Brücke, auf der es oft stark weht! Im Grunde mach ich mir — auch für die Kinder — aus dem Winde nichts; und dabei ist der Gang über die Brücke, mit dem Blicke den Fluss hinauf und stets wechselndem Licht und Duft, ein Stück Poesie auf dem Wege zur Stadt und Universität, auf das ich mich noch extra freue [R. 13 III 89].

Freilich, ehe es so weit kam, hatte Rohde noch die tiefste seelische Erschütterung zu verwinden, die ihn, vom letzten Jahre abgesehn, in Heidelberg betroffen hat.

Am 7. Januar 1889 erhielt Rohde von Turin aus, auf einem losen Blatt, »mit vollkommener sicherer Hand von Nietzsche geschrieben, eine kurze Anrede, unterzeichnet Dionysos«. Auch er gehörte zu jenem Zuge grüssender Gestalten, der im Dämmerlicht der nahenden Umnachtung am Geiste des Einsamen vorüberschwebte[1]. Der Zettel machte Rohde Angst; doch suchte er sich zu überreden, dass ein Scherz des Schreibers dahinter stecken könne. Nach wenigen Tagen war er eines Andern belehrt.

Rohde bekennt in den Briefen aus jener Zeit[2], dass ihn

[1] Von Brandes u. A. sind solche Zettel, die N. offenbar im ersten Moment der Verwirrung geschrieben hat, bereits veröffentlicht.

[2] Z. B. Rü. 15 I 89; O. 24 I 89. Hoffentlich ist es mir im folgenden gelungen, das intime Briefmaterial, das mir vorlag, zu einer zugleich

die Katastrophe völlig überrascht habe; er habe dergleichen nach seinen jüngsten Eindrücken nicht für möglich gehalten und sei nun durch die »grässliche Thatsache« ganz zerstört[1]. »Gerade Nietzsche's letzte Aeusserungen« [gemeint ist vor Allem das Buch 'zur Genealogie der Moral'] »geben am allerwenigsten die Vorstellung, dass dieser starke Verstand plötzlich zerbrechen könne; die Ueberspannung nach irgend einer Seite war man ja fast gewohnt an ihm. Wenn er etwa unklarer geworden wäre in seinem Denken und Darstellen, wie z. B. Hölderlin so deutlich in seinen letzten Producten: aber im Gegentheil, seine letzte Schrift am besten geordnet, logisch straffer gebaut als seine früheren«. Rückblickend meinte er dann freilich Spuren einer Erkrankung zwar nicht des Denkens[2], wohl aber des Empfindens in den letzten Briefen und Schriften Nietzsche's wahrzunehmen; auch den fremden, agitatorischen Ton, der schliesslich gegen die bekämpften Richtungen und Personen, vor Allem gegen R. Wagner, angeschlagen wurde, rechnete er dahin[3]. Er empfand es nur um so mehr als einen

---

lebendigen und diskreten Darstellung zusammenzuarbeiten. Wie das oben S. 83. 86[1] berührte Erlebnis für manche Wunderlichkeit des jungen Rohde die Erklärung ist, so zittert diese Erschütterung in seinen letzten Lebensjahren fühlbar noch lange weiter.

[1] Rü. 15 I 89: »Eine fürchterliche Nachricht, die Sie doch wohl bald erreichen würde, steckt mir in allen Gliedern und macht mich elend und krank. Mein Jugendfreund Nietzsche, mit dem ich freilich seit etwa einem Jahre ausser Verkehr gekommen war (in Folge mannichfacher Missverständnisse und meiner Unfähigkeit, seinen letzten Evolutionen zu folgen, an dem aber ein gutes Stück meiner besten Erinnerungen hing) — ist dem Irrenhaus in Basel übergeben worden . . .«

[2] »Es ist Alles lucid bis ans Ende; aber das führt ja zur reinen Kannibalenmoral« äusserte er sich 1889 gegen W. Schmid (a. O. S. 92). Auch Heidelberger Freunden gegenüber hat er stets lebhaft bestritten, dass in den letzten Schriften Nietzsche's irgend eine Spur von Trübung des Verstandes zu finden sei.

[3] »Sein Verhalten zu Wagner in den letzten Zeiten . . . zeigte, dass wirklich längst etwas krank war in ihm; denn sicher wäre ihm in diesem Falle diese Art des Kampfes unmöglich gewesen, nach seiner ganzen Natur. Ach, der alte Nietzsche, wie ich ihn kannte auf der Universität und noch Jahre nachher!« [24 I 89]. Vgl. auch O. 11 I. Rü. 15 I. V. 13 III 89. Eben wegen ihres agitatorischen Tones wünschte Rohde damals Schriften, wie den Fall Wagner, die Götzendämmerung und den Antichrist, zurückgezogen oder zurückgehalten zu sehn. Man lese nur den Schluss der Rectoratsrede oder die stimmungsvollen Worte am Aus-

nagenden Vorwurf, dass er das nicht herausgefühlt, sondern den Freund »mit dem Masse und nach den Ansprüchen völliger Normalität« gemessen habe. Er hätte sich, meinte er, durch jene »wunderlichen Aeusserungen« nicht von Beweisen rein menschlicher Sympathie abschrecken lassen dürfen, zu denen ihn sein Herz stets aufforderte; schien doch selbst durch die wirren Worte des letzten Blattes die alte Zuneigung des Freundes hindurchzuklingen[1]. »Auf mich dringt soviel ein an Gefühlen und Gedanken voll Wehmuth und Stimmungen aller Art — dass ich mich nur verhüllen kann und nichts mehr sagen« [Rü. 15 I 89][2].

So fühlte sich Rohde auf Wochen hinaus »wie gebannt und gelähmt«; immer wieder glitt seine Stimmung zurück in das Gefühl einer »Trauer ohne Trost und Hoffnung«. Die Arbeit des Tages bot ihm kein Gegenmittel; fern von der Strasse, die seine Worte zogen, gingen die innersten Gedanken ihren eignen Weg.

Schliesslich waren es die ernsten, seiner eignen Stimmung verwandten Probleme der 'Psyche', an denen er sich aufrichtete und, wie in den Jünglingsjahren, hinüberführen liess auf ein »stilles Gebiet unpersönlicher Interessen«: das Frühjahr 1889 ist der Zeitpunkt, wo die eigentliche Schriftstellerarbeit an seinem Buch voll wieder einsetzt[3]. Damals sind vor Allem jene Darlegungen über Blutrache und Mordsühne, über religiöse Heiligung und Mysterienwesen geschrieben, die auf einen weiten Umkreis von ethischen und rechtlichen Anschauungen ihr intensives Licht werfen. Im Einzelnen berührt sich hier Rohde nirgends mit den Arbeiten des Freundes. Aber wer sich an Nietzsche's Ausführungen über Begriffe wie

gang der Psyche, um sich zu überzeugen, wie fern ihm jede derartige Polemik lag.

[1] N. erhob ihn darin, nach einem unklaren Hinweis auf die letzte Debatte, schliesslich »unter die Götter«.

[2] Noch im März schreibt er: »Zuletzt ergriff mich das Unglück meines Freundes N. so stark, dass ich mich förmlich krank fühlte« [R. 13 III 89. Rü. 23 X 89].

[3] Rohde schrieb damals trübe genug an Ribbeck: »Muth und Uebermuth, wie sie eigentlich alle sonst zwecklose Arbeit begleiten und verursachen sollen, haben wenig dabei mitgewirkt; ich fürchte, man wird das dem foetus anmerken.«

Schuld, Vergeltung, Heiligkeit erinnert, der wird doch den Eindruck gewinnen, dass sie nicht ohne Einfluss auf die Formulirung und Behandlung verwandter Probleme in der 'Psyche' gewesen sind. Es gab doch auch jetzt noch Gebiete, wo die alte »Waffengemeinschaft« fortbestand.

* * *

In der Stille seines Neuenheimer »Gartenhauses«, in das er inzwischen übergesiedelt war, spann sich Rohde für den Rest des Jahres völlig ein in strenge Schriftstellerarbeit[1]. Auch die Ferien wurden geopfert, ohne dass er sich durch die verlockenden Reisepläne Ribbeck's sonderlich beunruhigt fühlte; zu einer griechischen Reise, meinte er resignirt, werde er so leicht nicht mehr kommen. Nur von einer kurzen Fahrt über Würzburg nach Bayreuth, unmittelbar nach Schluss des Semesters, erzählen die Briefe[2]; gerade in diesem Jahre zog es Rohde an die erinnerungsreiche Stätte, wo er sich ungestört dem Kultus seiner Jugendideale hingeben konnte. Sonst meinte er nichts besseres thun zu können, als »einfach hier im Lande und auf dem Lande sitzen zu bleiben«, im stillen Behagen am eignen Besitz und am wachsenden Gelingen der Arbeit; gegen Ende des Jahres hatte er wirklich den ersten Theil des Buches abgestossen[3]. »Der Frühling und Sommer«, schreibt er um Weihnachten, »hat uns, in dem neuen, frei und freundlich gelegenen Haus mit einem ganz netten Garten viel angenehme Tage gebracht; wir ... sehen

[1] »Während Sie — Ἀθήνας ὀψὲ τυχὼν ἰδέσιν, wie der Dichter Κοίχλυς sagt — in aller Welt herumgezogen sind, mit dem getreuen (nicht 'armen') Konrad (der übrigens als Inschriftenumstürzer recht seltsame Wege geht). Hoffentlich haben Sie Genuss und für viele Vorgänge antiken Lebens die rechten Hintergrundsbilder für sich gewonnen ... Ich entbehre das immer noch, werde auch so leicht nicht dazu kommen ...« [R. 27 XII 89]. Κοίχλυς ist Rohde's Heidelberger Vorgänger Köchly, dessen Grabschrift citirt wird; das Folgende geht auf den zu früh gestorbenen KARL (nicht Konrad) BURESCH und seinen übereilten Aufsatz im Rhein. Mus. XLIV (1889) S. 489.

[2] »Ich war im August, auf dem Wege nach Bayreuth, in Würzburg, und habe mich auf's Neue in die anmuthige üppige Stadt, den sanften Strom und den friedlichen Blick vom 'Käppele' verliebt. Aber Sie waren verreist ...« [V. 25 XII 89].

[3] Die 'erste Hälfte' des Werkes wurde noch vor Weihnachten versandt.

bei jedem Blick rundum die Anmuth und den Segen dieses schönen Landes. Dem Verkehr ist freilich diese ländliche Abgeschiedenheit nicht günstig — so lange wenigstens die Heidelberger ihre alte Vorstellung, dass Neuenheim dicht am Ende der Welt liege, nicht aufgeben. Den beabsichtigten Anschluss von Neuenheim an Heidelberg hat neulich der Gemeinderath in seiner Bauernthorheit zu nichte gemacht. Wir bleiben ein selbständiger Staat, regiert von einigen Schustern und Kohlbauern; wir Andere haben nicht einmal Wahlrecht, sondern nur das Recht unbegrenzter Liturgieen für diesen Bauernstaat« [R. 27 XII 89]. Es ist eine echte Weihnachtsstimmung, die aus solchen Briefen — selbst aus ihren humoristischen kleinen Derbheiten — herausleuchtet. Von seinen Pflichten als Hausbesitzer und Metöke spricht Rohde noch öfters mit possirlicher Feierlichkeit — wie er denn die »Bauern-Polis«, in die er sich nun fester eingegliedert sah, mit offnen Augen zu beobachten verstand.

* * *

Rohde war in einem frischen Anlauf mit seiner Arbeit bis zu der Stelle vorgedrungen, wo ihm die Sphinx des Orgiasmus entgegen trat. Um für wiederholte Prüfung dieser heikelsten Fragen Zeit zu gewinnen, entschloss er sich, die erste Hälfte des Buches allein zu veröffentlichen und das Arbeitstempo zeitweise zu mässigen.

So konnten die Ferien endlich wieder zu einem längern Ausspannen benutzt werden. Im März 1890 ging es über Basel nach Oberitalien und Rom; »bei dem meist strahlend schönen Frühlingswetter habe ich eine Anzahl anmuthiger Eindrücke theils erneuert, theils ganz neu gewonnen« [O. 10 IV 90]. Es ist der letzte gründlichere und in freier Stimmung genossene Aufenthalt in dem geliebten Süden. Der Herbst galt der deutschen Wald- und Städteromantik; im Spessart, in Würzburg und in Rothenburg an der Tauber wurden »Septembertage von zaubrischer Schönheit« verlebt und die Arbeit im Stillen weitergestaltet, *prout liberet quidque*. Ein Aufenthalt in Berlin, der sich daran anschloss, liess keine

freundliche Erinnerung zurück — in dieser Welt fühlte er sich fremd [R. O. 27 X 90].

Mit ruhigerem Behagen, als die Jahre vorher, liess Rohde inzwischen neue litterarische Erscheinungen auf sich wirken, vor allem »Manches, was von Westen zu uns herüberkam«; gerade die Anfangskapitel des zweiten Bands tragen Spuren solcher, über die unmittelbare Aufgabe hinausschweifenden Lektüre. Auch die damals erscheinenden Schlussbände von RIBBECKS 'Geschichte der römischen Dichtung' trafen bei Rohde empfänglichere Stimmung, als ihr Vorgänger. In einer Zeit, die Virgil, wie Cicero, geradezu wegwerfend behandelt und zu der kaiserlichen Litteratur kaum noch ein inneres Verhältnis hat, bewundert Rohde mit dem Freunde in Virgils Schöpfungen »die heitre Majestät dieses zu seiner Reife und Sättigung gelangten Römerthums« [1] und findet auch die spätere römische Poesie »nicht nur als Nachklang griechischer Kunst« bedeutsam. Man hat bei solchen Aeusserungen Rohde's, die für die Elasticität und Weite seines ästhetischen Empfindens bezeichnend sind, gelegentlich den Eindruck, als ob er mit einer wahren Lust gegen den Strom schwimme. Er konnte

[1] »Die kaiserliche Litteratur ist doch erst die eigentlich beachtenswerthe. Wenn schon eine ganz künstliche Litteratur sein soll, so auch eine völlig reife und freie Kunst . . . Ich habe Vieles aus dieser Darstellung oder (wie Sie es sehr geschickt eingerichtet haben) Selbstvorstellung des goldenen Zeitalters mit wahrem Vergnügen gelesen; die Palme gebe ich Ihrer Behandlung des Virgil, in der die 'heitre Majestät' dieses zu seiner Reife und Sättigung und noch nicht Uebersättigung gelangten Römerthums ausgezeichnet klar und anmuthend hervortritt« [R. 27 XII 89]. Offenbar hat R. von Virgil doch eine andre Vorstellung gehabt, als seine neusten Kritiker. Ein paar Jahr später heisst es: »Gar nichts von Kranksein und Krankheitsgefühl merkt man ja an Ihrem dritten Bande . . . Endlich einmal eine wirkliche Darstellung jener doch vielfach feinen und nicht nur als Nachklang griechischer Kunst interessanten Reihe von Poeten und bewegter Poesie. Sie müssen fast das Gefühl des Entdeckers auf jungfräulichem Boden gehabt haben: denn was war wohl von dem wirklichen Wesen dieser ganzen Cultur- und Kunstecke bisher gesagt worden, was wirklich deren Kern und Sinn berührt hätte! Statius behandeln Sie mir aber doch zu gut, und Persius zu schlecht: ich habe für die Reinheit und die ächte, tiefinnerliche Gehobenheit des Mannes wie der ganzen römisch-kaiserlichen Stoikersippe (so fatal mir, mit wenigen Ausnahmen, die griechischen Stoiker sind) immer Sympathie gehabt. Nur freilich in Verse musste man das nicht bringen wollen« [R. 26 X 92].

es sich erlauben 'unzeitgemäss' zu sein, denn vom modernen Wesen und Unwesen — innerhalb und ausserhalb der Philologie — kannte Er genug [1]. Und so vorurteilsfrei und frisch er immer wieder allem Neuen gegenübertrat: die ganze Stimmung dieses Jahrzehnts, zumal seit der Entlassung Bismarck's, die Proletarisirung der Bildung und des Staates, die drohende »schwarze Gefahr« und vor Allem die hereinbrechende »Banausokratie« auf allen Gebieten, lastete schwer auf ihm. Von der Arbeit des Philologen dachte R. bescheiden genug: seine Ueberzeugungen von der erzieherischen Kraft der Antike und des Ideals, das Goethe vertrat, waren die alten geblieben. In diesem Sinne galt ihm der äussere Rückgang der humanistischen Studien als ein drohendes Zeichen [2]; gegen das Eindringen unangemessen vorgebildeter Elemente in die Universität hat er sich immer — besonders als Dekan 1892 — nachdrücklich gewehrt. Es kamen trübe Stunden, wo ihm solche Sorgen die Freude an seinem Beruf, ja »das rechte Lebensgefühl« zu beeinträchtigen drohten [3]. Dabei waren ihm im höchsten Grade

[1] In diesem Zusammenhange sei an die ebenso unzeitgemässen Aeusserungen Nietzsche's über Horaz' Oden erinnert: »Bis heute habe ich an keinem Dichter dasselbe artistische Entzücken gehabt, das mir von Anfang an eine Horazische Ode gab« (Werke VIII 167). Rohde hat in Tübingen Horaz' Oden wiederholt und mit Vorliebe behandelt.

[2] »Aber so geht es überall in dieser jämmerlich plebejischen Welt, zu der uns ein feindliches Schicksal aufgespart hat. Das Alterthum wird nächstens nichts mehr gelten, und wir alle sind ja im Grunde schon zum alten Eisen geworfen, sollen es nicht erst werden. Was sollen wir auch in dieser Gesellschaft, in der eine Bande von seichten Schwätzern, wie diese Socialdemokraten, in aller Gemüthlichkeit einen Weltzustand vorbereiten können, für den der Fabrikarbeiter das Idealmass abgiebt! In Wahrheit ist ja der 'freisinnige' Philister von dem Standpunkt des Fabrikarbeiters . . . nicht mehr als einen kleinen Schritt entfernt; es wird ihm ganz wohl sein in dem Idealstaat der Bestialität. Man sollte uns pensioniren und resolut die Humaniora abschaffen« [Rü. 26 VIII 91]. In der Behandlung, wie sie unter dem neuen Kurs in Preussen den Universitäten gegenüber beliebt ward, erkannte Rohde denselben Geist; seine brieflichen Aeusserungen (besonders an Ribbeck und Rühl) erinnern oft selbst im Ausdruck an die bittern Worte, die vor kurzem der Senior der Strassburger philosophischen Facultät, AD. MICHAELIS, gesprochen hat.

[3] »Ich vollends komme mir vor, wie ein misslungener Patriarch, der am besten thäte, seine Schafe und sonstige Habe nun nächstens zu zählen und dann das Zeitliche zu segnen . . . Ich besinne mich nicht gern darauf, aber plötzlich überfällt's Einen, dass man, nun wo man alt wird, eigentlich immer überflüssiger wird, *retro crescit tamquam coda vituli*, wo

unbequem die damals auch in Heidelberg lebhaft betriebenen Versuche, den humanistischen Studien durch Hervorkehren eines praktisch-pädagogischen Drills an der Universität aufzuhelfen. Gerade darin manifestire sich der Geist, den es zu bekämpfen gelte; das Ergebnis könne leicht darauf hinauslaufen, dass »die Universitätsstudien auf den Standpunkt eines schlechten Schullehrerseminars herabgedrückt werden« [1].

Dem gegenüber erfreute ihn denn doch die litterarische Geschäftigkeit eines »hundert Gelenke regenden« akademischen Nachwuchses, so sehr dieser bei ihm von vornherein im Verdacht des »speculirenden Streberthums« stand; die äussere Lage unsrer Studien war wenigstens nicht danach angethan, ganz Unberufne durch Gold und Ehren anzulocken [2]. Vor allem aber tröstete sich Rohde der unerschöpflichen Fülle von künstlerischen und litterarischen Schätzen, die gerade damals wie durch Schicksalsfügung zu Tage traten [3]; war es doch,

---

normaler Weise man sich ausdehnen sollte, wie jener Baum im Evangelio. Es fehlt das rechte Lebensgefühl; man ist, wie ein Invalide auf einem abgetakelten Schiffsrumpf im Hafen, wenn die andern Kerls doch wissen, wozu sie ihre Knochen wagen . . .« [Schm. 15 X 93].

[1] Rohde hat sich über diese Fragen, die für ihn als Universitätslehrer wie als Mitglied des Oberschulraths gleich bedeutsam waren, wiederholt sehr lebhaft ausgesprochen (zuletzt und am klarsten gegen Rühl 21 XI 93); von der allgemeinen Einführung »pädagogischer Zwangsanstalten« an der Universität erwartete er die ungünstigste Wirkung. Wir brauchen auf Einzelheiten um so weniger einzugehn, als jene Gefahr auch für Baden wohl endgiltig beseitigt ist, nicht zum wenigsten durch das Vorgehn der akademisch gebildeten Lehrerschaft und ihre von echt wissenschaftlichem Geiste erfüllten Vorschläge zur Studien- und Prüfungsordnung.

[2] Am sympathischsten war Rohde neben seinem Tübinger Schüler W. Schmid (». . ein Schwabe guter Art, sinnreich und tief« [Rü. 26 I 94]) ein auf verwandten Gebieten arbeitender jüngerer Gelehrter, Albrecht Dieterich, der einmal »ein würdiger Concurrent« Schmid gegenüber genannt und gelegentlich (Kl. Schr. II S. 229[1]) als Kenner religionsgeschichtlicher Dinge neben Th. Gomperz gestellt wird. Auch F. Dümmler interessierte ihn, »ein jedenfalls gescheidter und namentlich (wie selten ist das unter unsern Strebern neuster Ordnung!) ein wirklich gebildeter Mann, von vielen Interessen und ausgebildetem Geist und Sinn« [Rü 29 VII 92]. Im Einzelnen vermisste er freilich bei Dümmler eine »handfeste Begründung« seiner Behauptungen und fand vielfach »ganz in der Luft stehende Hypothesengebäude, manchmal nicht uninteressant, aber durchaus auf Willküreinfällen beruhend« [Rü. 26 I 94].

[3] Bei der Politeia des Aristoteles sah er freilich, soweit es sich

als ob diese alten und doch so jungen Meister, gleich den Heroen der griechischen Legende, aus ihren Gräbern aufstünden, um abermals die Entscheidungsschlacht schlagen zu helfen. So blieb, unter allem Auf und Nieder seiner Aeusserungen, Rohde's Grundstimmung doch ungetrübt und unerschüttert: *desinunt ista, non pereunt*[1]. Nur meinte er schon damals, dass er die Fluthwelle, die unsre verfahrene Bildung wieder flott mache, nicht mehr erleben werde[2].

* * *

Wer die Briefe Rohde's aus dem Beginn der neunziger Jahre durchblättert, begegnet Zügen, die an die ungestümen Klagen und Forderungen des Kieler Dozenten erinnern[3]. In der That: in dieser Kampfstimmung hat sich Rohde mit gesteigerter Innigkeit zu seinen Jugendidealen zurückgewandt. Und mit diesen Idealen war unlöslich verbunden die Gestalt des Freundes, der ihnen den schärfsten Ausdruck gegeben hatte. »Auf der Fahrt nach Berlin fuhr ich auch an Naumburg vorbei, das mit seinen Thürmen und Landhäusern wie eine alte, unvergessliche Jugenderinnerung herüberwinkte. Das ist nun drei und zwanzig Jahre her; welch herrlicher Mensch und wie eine neue Offenbarung menschlichen Wesens war damals der arme Nietzsche!« [O. 27 X 90].

Der Ton, der hier angeschlagen wird, klingt uns nun

um die litterarische und wissenschaftliche Technik des Verfassers handelte, »zu Lobpsalmen keinen Anlass«, ohne dass er sie deshalb dem Aristoteles hätte absprechen mögen [Rü. 26 VIII 91]. Dagegen schätzte er die Kunst des Herondas, als typisches Erzeugnis antiker Realistik, sehr günstig ein und freute sich bei der Lectüre manches kleinen Fundes. Einiges derart ist damals, durch briefliche Mittheilung, meinen Herondasarbeiten zu gute gekommen. Ueber den Athenerstaat sollen, wenn es der Raum gestattet, einige Briefauszüge im Anhang reden.

[1] Aus dieser Stimmung heraus ist der schöne Schluss der Psyche geschrieben (II[2] S. 404).

[2] Im Beginn der neunziger Jahre mehren sich die Zeichen, aus denen hervorgeht, dass Rohde seinen frühen Tod geahnt hat.

[3] Eine sehr charakteristische Aeusserung oben S. 173[2]; selbst in den Ausdrücken erinnert Manches darin an Stellen aus den Cogitata oder aus dem S. 59 citirten Jugendbriefe. »Ach, l. Fr., es gab bessere Zeiten! Wahrhaftig, die innere Welt war unendlich reicher vor 70 und 80 Jahren« [Schm. 26 X 90], ganz wie in dem Briefe 14 X 72, oben S. 47[1]. Vgl. auch die Auszüge aus der 'Afterphilologie'. Kl. Schr. I S. XXV f.

immer voller aus den Briefen Rohde's entgegen. Gerade damals begannen Nietzsche's Schriften in weitern Kreisen zu wirken, gleich lebhaft bewundert wie bekämpft. Rohde sprach nicht leicht von diesen Dingen, bei denen er sich ganz persönlich betheiligt fühlte. Aber wenn er bei den üblichen Angriffen auf den Schriftsteller Nietzsche den Menschen respektlos behandelt oder muckerisch verdächtigt sah, konnte sein Zorn, wie in jungen Jahren, mächtig auflodern[1]. Mit stiller Genugthuung beobachtete er, dass Nietzsche, zumal in Künstlerkreisen, ›posthume Triumphe‹ feierte. ›Armer Freund! Nichts schlägt mehr an sein Ohr; ich darf gar nicht nach dieser Richtung die Gedanken lenken; es ist eine zu schmerzliche Vorstellung‹ [O. 8 XI 91].

Was Rohde von der ›Nietzsche-Litteratur‹ kennen lernte, forderte freilich meist seine lebhafte Opposition heraus, ob es nun aus dem feindlichen Lager kam, oder aus dem der Proselyten. Das Meiste machte auf ihn den Eindruck, als ob es »von grünen Jungen aufgeführt werde«, die ihm freilich immer noch viel erfreulicher schienen, als ›die nicht einmal grünen‹ Universitätspedanten. ›Schändlich‹ fand er die Aufsätze in der Deutschen Rundschau (1892), in denen ›ein Berner Professor‹ den Freund etwa als anempfindenden Dilettanten zu rubricieren und philosophisch als 'Neocyniker' abzuthun suchte — ›das ist wirklich, wie N. selbst irgendwo sagt, als ob ein kalter, plumper Frosch in irgend einen warmen Winkel hineinhüpft‹. Aber auch bei anders gestimmten Arbeiten, z. B. bei den Essays von G. BRANDES[2], machte er seine Vorbehalte. ›Ich habe schon Besseres, besser und weniger süffisant Geschriebenes von Brandes gelesen. Seltsam ist es, dass er als Personalnotizen z. Th. Sachen bringt, die an Nietzsche's kranke Einbildungen unmittelbar vor dem Ausbruch des Uebels erinnern . . . Immerhin: Nietzsche ist hier einmal einem Nichtpedanten in die Hände gefallen, der doch einen Zugang zu seinen Gedankenwegen hat, freilich

[1] „Wiederholt äusserte R. damals, wie N. geradezu reinigend auf seine Umgebung gewirkt habe, wie um ihn nichts Niedriges habe aufkommen können“ (Schöll).

[2] Rundschau 1890, später in der Sammlung 'Menschen und Werke'.

Alles nur als litterarisches Experiment, nicht als etwas innerlich Nothwendiges anfasst und behandelt« [O. 10 IV 90]. Besser und tiefer empfunden schien ihm eine Artikelreihe von LOU ANDREAS-SALOMÉ[1]. Hier war »etwas ganz Andres als bei dem koketten Herrn Brandes« [O. 13 III 91]; es wurde doch wenigstens der Versuch gemacht, die verschiedenen Phasen in der Schriftstellerei Nietzsche's als das Ergebnis seiner menschlichen Entwicklung zu begreifen[2]. Manche Einzelheit mochte Rohde an seine eignen Deutungsversuche jenes »Mirakels« erinnern[3].

Von den Schriften des Freundes hat er in diesen Jahren, nach dem Zeugnis der Briefe, besonders den 'Wanderer', und den 'Zarathustra' zur Hand gehabt, ferner die 'Genealogie der Moral', in der er, nicht nur in formeller Hinsicht, den Höhepunkt von Nietzsche's psychologisch-moralistischer Schriftstellerei erkannte[4]. Am nächsten ging ihm aber der letzte (vierte) Theil des Zarathustra; er hat ihn erst 1892 »ganz zufällig«, kennen gelernt[5]. »Ein wunderliches, aber ergreifendes Buch, an dem ich überall den tiefsten, eignen Klang einer zum Abgrund hinabschreitenden grossen Seele höre. Wie N. sich so in seine Traumwelt förmlich familiär einlebt — ich kann das Alles nur mit wehmuthsvoller Erschütterung lesen. Diese Erfahrung, den tiefsten und reichsten Geist, der Einem begegnet ist, im Wahnsinn und in die Unzugänglichkeit seiner Wahnwelt verschwunden zu

[1] In der Vossischen Zeitung, Sonntagsbeilage 1891, No. 2. 3. 4. Die Verfasserin war die Gattin eines alten Freundes von Rohde, s. S. 63.

[2] Ueber das Buch (Fr. N. in seinen Werken, von Lou Andreas-Salomé, Wien, Carl Konegen 1894) hat sich Rohde nicht geäussert. Man wird aber bezweifeln dürfen, dass die Einschätzung Rée's bei Lou A.-S. die seine war. Als einen Nietzsche ebenbürtigen Geist hat er Rée kaum angesehn, vgl. oben S. 98 f. Entschieden protestiren muss man dagegen, wie in dem Buch (S. 189 f.) der methodische Gegensatz verschleiert wird, in den Nietzsche (der doch immer Historiker und Philologe war) zu Rée gedrängt wurde (s. oben S. 157 f.). Die Formel, mit der Frau Andreas das Nietzsche-Problem zu lösen sucht, ist hier doch gar zu schematisch angewandt (s. bes. S. 196 f.). Und im Widerspruch zu ihren Aeusserungen (S. 193) wird man behaupten dürfen, dass N. „in der vorhergehenden Periode" keineswegs mit grösserer „philologischer Genauigkeit" interpretirt hat, als in der Entstehungszeit der 'Genealogie'. S. oben S. 158.

[3] Vgl. oben S. 97 f.

[4] Vgl. oben S. 158. Erwähnt wird auch die 'Götzendämmerung', deren agitatorischer Stil Rohde aber abstiess.

[5] Nietzsche hatte Rohde diesen Theil nicht mehr geschickt.

wissen — das klingt immer wieder auf in Einem mit einem unbeschreiblich traurig machenden Todtenglockenklang. Er soll ja ganz aufgegeben sein, auch von den Seinen.« [O. 17 V 92].

* * *

So wanderten Rohde's Gedanken, während er den zweiten Theil seines Werkes gestaltete, oft genug hinüber zu dem 'Abhandengekommenen' in Naumburg. Es ist von Bedeutung, das fest zu stellen, um eine später aufzuwerfende Frage mit voller Schärfe formuliren zu können.

Die schon veröffentlichten Abschnitte über den Seelen- und Heroenkult übten inzwischen eine mächtige, über die Kreise der Zunft weit hinausreichende Wirkung[1]. Rohde hatte für seine 'Psyche' etwa das Schicksal des 'Romans' erwartet[2]; er war damals, bei der Ungunst der Zeiten und dem steten Schwanken seiner Gesundheit, »auf einem starken Depressionspunkt des Daseins angekommen«. Der sichtbare und

[1] Von oben herunter über einige Haupt- und Nebenpunkte dieser Abschnitte abzuurtheilen hat sich vor Allem ein Mann erlaubt, dessen ganze mythologische und religionsgeschichtliche Arbeit hier freilich (wie schon früher von H. D. Müller u. A.) gründlich *ad absurdum* geführt war: MAX MÜLLER in den 'Beiträgen zu einer wissenschaftlichen Mythologie' (1898). Auch an seinem frischen Grabe muss man sagen, dass er die Abfertigung verdient hat, die ihm vor kurzem von W. STREITBERG (Indogerm. Anzeiger 1900 S. 67 ff.) zutheil geworden ist. In der That, der „anmassende Ton, in dem M. Müller von R. zu sprechen beliebt, steht ihm übel an einem Manne gegenüber, dessen unvergleichliche Psyche zum Verständnis der griechischen Religion mehr beigetragen hat, als alle . . . Etymologieen Müllers" (Streitberg a. O. S. 71). — Werthvolle Nachträge bieten vor Allem die förderlichen Bemerkungen WOLFGANG HELBIGS ('Zu den homerischen Bestattungsgebräuchen', Sitzungsber. d. k. bayer. Akad. 1900). Doch scheinen sie mir Rohde nicht ganz gerecht zu werden. Was Helbig S. 205 vermisst, eine Aufklärung über den Zustand der Seele zwischen dem Tode und der Verbrennung, giebt Rohde ausführlich genug S. 25 f. (²26), und die S. 203 f., in vermeintlichem Gegensatz zu Rohde, betonten geschichtlichen Factoren hat gleichfalls Rohde selbst S. 38 (²40) u. ö. hoch genug in seine Rechnung eingestellt.

[2] Dass sein 'Roman' es nicht zu einer zweiten Auflage bringen wollte, hat Rohde mit Recht verwunderlich gefunden: wenn der Verlag ihm doch den Gedanken einer neuen Bearbeitung ein paar Jahr vorher nahegelegt hätte! Unmittelbar nach Rohde's Tode war der Neudruck eine Nothwendigkeit.

sehr bald auch buchhändlerisch nachweisbare Erfolg hat ihn überrascht und seine ganze Stimmung gehoben. Nun fühlte er sich doppelt verpflichtet, »im Fegefeuer des Sammelns und Umschmelzens eines grenzenlosen Stoffes« auszuharren. Seit Neujahr 1891 wurde wieder das alte, kaum in den Ferien einmal gemässigte »Schnellzugstempo« im Arbeiten aufgenommen, und schon im Sommer muss das Ziel der letzten Kapitel, wenigstens in den Umrissen, sichtbar gewesen sein. »Besonders der Sirenenaufsatz« — schrieb er damals — »hat mich interessirt[1]; ich habe auch in meiner Psyche [II[2] S. 411] auf solche Gespenster gelegentlich hinzublicken. Uebrigens wissen die Götter — und die kaum —, wann ich endlich mit diesem Ungethüm fertig werde . . .[2] Die spätere Zeit und ihren neu hervorbrechenden Dämonismus werde ich übrigens nur summarisch darzustellen haben . . . Der Stoff ist ohnehin überwältigend gross und weitläufig; ich habe Mühe, ihn einigermassen zu condensiren. Mögen Ihnen die Ferien mehr Erquickung bringen, als mir in meinem Soliloquium mit meiner Psyche bevorsteht!« [Cr. 6 VIII 91].

* * *

Der Plan Rohde's brachte es mit sich, dass sich die Aufgabe mehr und mehr verzweigte und erweiterte, je tiefer er in die geschichtlichen und klassischen Zeiten vordrang, wo sich aus dem dumpfen Raunen des Volksglaubens die Stimme des Individuums herauslöst. So erforderte hier die Sache selbst eine andre Anlage und Ausführung, stellenweis auch einen andern Stil der Darstellung: was zu Rohde's schmerzlicher Enttäuschung in einer angesehnen kritischen Zeitschrift ein jugendlicher Berichterstatter völlig verkannte[3]. Rohde hat gerade in diesen Abschnitten sein Bestes gegeben und keinen Strich gethan ohne das klare Bewusstsein seiner Zweckmässig-

[1] S. Philologus L (1891) S. 93.

[2] »Noch sehe ich nicht von fern ein Ufer, an dem ich endlich den Kahn anbinden könnte und habe dabei die unangenehme Empfindung, dass man auf die Fortsetzung lauert, wäre es auch nur, um das Buch endlich einbinden lassen zu können« [R. 9 XI 91].

[3] S. die Vorrede zur 2. Auflage S. IV. Gemeint ist hier die Recension der zweiten Hälfte in der Deutschen Litteraturzeitung.

keit und Nothwendigkeit. Im Gegensatz zu der in der alten Religionsgeschichte eben herrschenden Mode wollte er, wie er brieflich einmal nachdrücklich darlegt, vor Allem den grossen Persönlichkeiten zu ihrem Rechte verhelfen[1]. »Diese Leute [die Tragiker und Philosophen] haben ja nicht nur ein 'Verhältnis' zur Volksreligion, sie machen selbst Religion; ihre religiösen Werke und Thaten, soweit sie die Seelenreligion berühren (und ich habe mich gehütet, über diese hinauszuschweifen) gehören auf's innigste zu meinem Thema. Es sind — und ingleichen die Orphica, die Versuche der καθαρταί u. s. w. — Ansätze zu einer, aus der Volksreligion herauszubildenden — wie soll man sagen, reflectirten, systematisirten Religion, die aber nicht (wie in Persien, Indien, bei den Juden etc.) zu einer voll ausgebildeten secundären Religionsweise (Sie verstehen, was ich mit diesem nicht ganz geeigneten Ausdruck meine) geführt hat .... Mit der Volksreligion ist es eben in Griechenland nicht gethan ... Vollends Plato — erst in ihm offenbart sich Ziel und Sinn und Wucht des Spiritualismus vorangehender Zeiten; ich bin mir bewusst, zum ersten Mal seine Seelenlehre (soweit sie mich angeht: seine ganze Psychologie aufzurollen, ist mir nicht im Traume beigekommen) in ihren wahren Zusammenhang gestellt, sie gezeigt zu haben als Krone eines längst begonnenen Gebäudes; zugleich die mächtige centrale Stellung und Wirkung des platonischen Seelenglaubens für die Folge wenigstens abgeschattet zu haben; natürlich aber liess ich den Neoplatonismus, der für mein Gebiet nichts Neues mehr bringt ... mit zwei Seiten abgethan sein und liess vollends das Christenthum ... ausserhalb meiner Betrachtung« [Cr. 9 IX 94][2].

Wir müssen darauf verzichten, dem vielverschlungenen Gange des Werkes im Einzelnen zu folgen, so schwer es gelingen will, von seiner Eigenart und Bedeutung in einer kurzen Formel eine Vorstellung zu geben. Das Grosse an dem Buche

[1] In den folgenden Sätzen (aus einem Briefe an mich) fixirt R. seinen Standpunkt so knapp und klar, dass sie, auch nach den abwehrenden Bemerkungen in der zweiten Auflage, vollständig mitgetheilt zu werden verdienen.

[2] Hier wurde dann der Faden in den nächsten Jahren von jüngeren Händen (besonders von A. Dieterich) weitergesponnen.

ist nicht irgend eine bestimmte Entdeckung oder ein in ein paar Sätze zusammenzudrängendes Gesammtergebnis. Die Erkenntnis, dass hinter der homerischen Welt eine ganz anders gefärbte Religionsanschauung liegt, gehört nicht Rohde zu eigen. Man hat das schon früher geahnt und in Hauptstücken auch schon früher bewiesen; insbesondre waren die verkümmerten Spuren des Seelenkultes bei Homer längst als Ueberlebsel aus einer uralten Blüthezeit solcher primitiven Religionsformen eingeschätzt und gedeutet[1]. Auch die hier vertretene tiefere Auffassung des Bakchischen Orgiasmus und der Ekstase war schon vorbereitet, nach NIETZSCHE vor Allem durch den, diesen Studien vorzeitig entfremdeten verdienstvollen Verfasser des 'Dionysos' in Roscher's Lexikon, F. A. VOIGT[2]. Aber wie uns das Fernste in Rohde's Darstellung zum Greifen nahe rückt, wie das Fremde und scheinbar Absurde sich unser Verständnis erzwingt und ein leiser Nachhall verschollener dunkeler Stimmungen in uns erweckt wird: das ist doch ein ganz Neues und Unvergleichliches, woran eine äusserst sensible Künstlernatur ebenso grossen Antheil hat, wie die universale wissenschaftliche Methode, die dem historischen Stoff aus der ethnologischen Beobachtung, der empirischen Psy-

[1] Ueber NIETZSCHES Vorgang vgl. oben S. 57 f. Auch von H. D. MÜLLER (der die secundäre Natur der homerischen Götterwelt zuerst energisch betonte) hat Rohde zu lernen nicht verschmäht, so skeptisch er dessen mythistorischen Constructionen gegenüber stand (vgl. die Allg. Zeitung 1894, 24. März, Beilage Nr. 69); vor Allem in dem Besten, was Müller geschrieben hat, in seiner Erstlingschrift 'Ares', fand R., abgesehn von der schematischen Behandlung des Sonderproblems, brauchbare Gedanken. Endlich hat Rohde auch meinen schon 1881 geführten Untersuchungen über die Keren und verwandte Gestalten (in denen der Animismus der griechischen Urzeit seinen typischen Ausdruck empfangen hat) ausdrücklich beigestimmt (s. Ersch und Gruber u. d. W. Keren [1882]. später Roscher's Lexikon II S. 1136, vgl. auch oben S. 179) und meine Ergebnisse ohne Abzug in seine Darstellung herübergenommen. Ich gestatte mir diese persönliche Bemerkung, da einige Fachgenossen das Verhältnis umgekehrt aufgefasst haben. Rohde ist daran unschuldig; er citirt sehr sorgfältig (Psyche I[2] 239 f., vgl. auch Kl. Schr. II S. 229[1]) — hier, wie immer. Auf die »legère Art der neusten *grands seigneurs*« in solchen Dingen war er schlecht zu sprechen.

[2] Rohde ist einer der Wenigen, die diese »bemerkenswerthe Abhandlung« nach Gebühr gewürdigt und verwerthet haben. S. 'Psyche' II[2] S. 6[2] ff. Ueber sein Verhältniss zu Nietzsche wird unten zu handeln sein.

chologie und schliesslich auch aus der persönlichsten Erfahrung, frisches Blut zuzuführen versteht[1]. Charakteristische Höhepunkte sind die Abschnitte über den Orgiasmus und über die Visionäre und Ekstatiker im zweiten Bande, auch der Exkurs über die Spaltung des Bewusstseins (II² S. 5 ff. 100 ff. 413 ff.). Aber das Eigenste und Beste, wodurch sich Rohde's Werk über die verwandten Arbeiten hinaushebt, ist doch gerade dies: dass es uns das Einzelne, Individuelle mit allen Mitteln philologischer Forschung und reifster Darstellungskunst vor Augen stellt. Man lese die Charakteristiken der Propheten und Sühnpriester, der Tragiker, Pindars, Heraklits und vor Allem Platon's: aus dem Kern der Persönlichkeiten heraus lernen wir ihren Glauben verstehn. So steht Rohdes Werk vor uns, als die erste religionsgeschichtliche Leistung im grossen Stil, die nicht nur das schildert, was der Archäologe und Ethnologe Religion nennt, die primitivsten Gedanken der sogenannten Volksreligion, sondern die auch die Wanderung und Wandlung dieser Gedanken in den höheren Schichten der Gesellschaft und bei den grossen repräsentativen oder reformatorischen Individuen zu schildern unternimmt.

Aber so harmonisch und festgefügt das Ganze sich aufbaut: problematisch bleibt hie und da »der causale Zusammenhang und logische Fortschritt von Capitel zu Capitel«; problematisch bleibt zumal d e r Punkt, vor dem Rohde bei der Veröffentlichung halt gemacht hatte, als wollte er vor einem entscheidenden Schlage alle Mittel und alle Möglichkeiten noch einmal durchproben: die Stellung des Orgiasmus und der dionysischen Weihen in der Geschichte des Unsterblichkeitsglaubens. Nach Rohde's Darstellung ist hier die einzige Pforte, durch die ausgesprochen spiritualistische Vorstellungen in das seinen tiefsten Instincten nach ganz und gar dem Diesseits

[1] Beiläufig mag in diesem Zusammenhang an die Mittheilung Roscher's (oben S. 39) erinnert werden. Bedeutsamer sind die persönlichen Eindrücke, die Rohde der modernen Musik verdankt. Einmal, nach jenen schweren Erlebnissen, an denen wir oben (S. 93) vorübergegangen sind, gesteht er, dass »der Dämon« oft völlig vor der grossartigen Macht der Wagnerschen Musik weiche: »so hat dieser Bayreuther Aufenthalt für mich fast die Wirkung einer Heilkur gehabt«. Aehnliche Aeusserungen auch später noch wiederholt.

zugewandte griechische Leben eingedrungen sind[1], und zwar eingedrungen sind als fremde Eroberer aus dem Barbarenlande Thracien[2]. Rohde selbst wusste sehr wohl, dass hier das Gebiet des nicht ganz Beweisbaren, sondern zum Theil nur durch Nachdichtung und Nachempfindung zu Erreichenden« in seinen Ausführungen beginnt. »Aber auch da — wo Dionysos hineintost — habe ich nicht einem Einfall . . ., sondern sogar am meisten einem langen Hin- und Herbedenken nachgegeben. Es ist gar nicht wahr, dass 'Unsterblichkeit', eigentlich gefasst, in den Eleusinien gelehrt wurde. Plutarch, wo er (Consol. ad uxor.) sagen will, worauf sich seine Unsterbkeitshoffnungen begründen, nennt bestimmt die Dionysosmysterien[3]. Das allein würde die Richtung zu weisen genügen. Tausend Anderes kommt dazu. Im Dionysoscult aber kann der Keim des Unsterblichkeitsglaubens gar nicht anderswo gesucht werden, als in der ἔκστασις, in seinen Gesichten und Offenbarungen. Das war das Grobe meiner Urbetrachtung, und alle genauere Betrachtung und Ausführung bestätigt mir nur von allen Seiten die Richtigkeit meiner Auffassung. Dass zu dem 'wüsten Taumel' der dionysischen Weihen die Speculation treten musste, um den griechischen Unsterblichkeitsglauben zu erzeugen . . . sage ich selbst ein Dutzendmal, und besonders auch, wo ich vom Orphikerthum rede . . .« [Cr.].

In der That, dass Rohde's Annahme das gerade Gegentheil eines flüchtigen 'Einfalls' war, weiss Jeder, der Rohde's wissenschaftlichem Werdegang auch nur von Weitem gefolgt ist. Wesen und Bedeutung des Orgiasmus hatte das Freundespaar schon in Leipzig beschäftigt[4]. Nietzsche suchte dann, in der 'Geburt der Tragödie', dem Räthsel mit den Formeln der Schopenhauerischen Philosophie beizukommen, während

[1] Früher hatte er anders geurtheilt, s. *Cog.* 53 u. Ae.

[2] Die folgenden Aeusserungen (aus Briefen an mich) meinte ich, bei der Bedeutung der Frage, im Wortlaut mittheilen zu sollen.

[3] Gemeint ist die wichtige Stelle p. 611 D: καὶ μὴν ἃ τῶν ἄλλων ἀκούεις, οἱ πείθουσι πολλοὺς λέγοντες ὡς οὐδὲν οὐδαμῇ τῷ διαλυθέντι κακὸν οὐδὲ λυπηρὸν ἔστιν, οἶδ' ὅτι κωλύει σε πιστεύειν ὁ πάτριος λόγος καὶ τὰ μυστικὰ σύμβολα τῶν περὶ τὸν Διόνυσον ὀργιασμῶν, ἃ σύνισμεν ἀλλήλοις οἱ κοινωνοῦντες.

[4] Vgl. oben S. 18. 57.

Rohde schon in Aufzeichnungen aus den ersten Dozentensemestern den psychologischen Mechanismus religiöser Erweckung und Erregung (oben S. 68, *Cog.* 31) an der Hand moderner Schilderungen zu untersuchen beginnt. Auch mit Ribbeck, dessen Programm über die Anfänge des Dionysoskultes hereinspielt, wurde das »dunkle Problem« verhandelt; in einem Dankbriefe nach Zusendung der zweiten Hälfte der Psyche erinnert Ribbeck an die alten Kieler Zeiten, wo er (und mit ihm gewiss sein Hörer Rohde) in der 'Geschichte der Tragödie' ähnliche Wege gegangen sei. Endlich hat Rohde im Beginn der achtziger Jahre die griechischen Mysterien und den Unsterblichkeitsglauben in akademischen Vorträgen behandelt.

Nach derselben Richtung, wie bei Rohde, sind bei Fr. Nietzsche jene alten Lieblingsgedanken weiter gewachsen. Nietzsche formulirte sie endgiltig in einem Kapitel der 'Götzendämmerung', das 1888 in Sils-Maria geschrieben ist (Werke VIII S. 172), folgendermassen: „Ganz anders berührt es uns, wenn wir den Begriff 'griechisch' prüfen, den Winkelmann und Goethe sich gebildet haben, und ihn unverträglich mit jenem Elemente finden, aus dem die dionysische Kunst wächst, — mit dem Orgiasmus. Ich zweifle in der That nicht daran, dass Goethe etwas Derartiges grundsätzlich aus den Möglichkeiten der griechischen Seele ausgeschlossen hätte. Folglich verstand Goethe die Griechen nicht. Denn erst in den dionysischen Mysterien, in der Psychologie des dionysischen Zustands spricht sich die Grundthatsache des hellenischen Instinkts aus — sein 'Wille zum Leben'. Was verbürgte sich der Hellene mit diesen Mysterien? Das ewige Leben, die ewige Wiederkehr des Lebens; die Zukunft in der Vergangenheit verheissen und geweiht; das triumphirende Ja zum Leben über Tod und Wandel hinaus; das wahre Leben als das Gesammt-Fortleben durch die Zeugung, durch die Mysterien der Geschlechtlichkeit. Den Griechen war deshalb das geschlechtliche Symbol das ehrwürdige Symbol an sich, der eigentliche Tiefsinn innerhalb der ganzen antiken Frömmigkeit ... Dies Alles bedeutet das Wort Dionysos: ich kenne keine höhere Symbolik als diese griechische Symbolik, die der Dionysien. In ihr ist der tiefste

Instinkt des Lebens, der . . . zur Ewigkeit des Lebens, religiös empfunden, — der Weg selbst zum Leben, die Zeugung, als der heilige Weg . . . Erst das Christenthum, mit seinem Ressentiment gegen das Leben auf dem Grunde, hat aus der Geschlechtlichkeit etwas Unreines gemacht . . .“[1].

Auf den ersten Blick glaubt man, Rohde's Hypothese ausgesprochen zu sehn. Aber fasst man Nietzsche's Ausführungen schärfer ins Auge, überzeugt man sich bald, dass sie auf ein andres und ferneres Ziel gerichtet sind. Nach Rohde's Ansicht gewann in den Dionysosorgien das Individuum durch das Mittel der Ekstasis die Ueberzeugung von seiner Gotteskindschaft und seinem Fortleben in einer höhern Welt[2]. Nietzsche combinirt den Orgiasmus nicht mit der Ekstase; er fasst eine andre Seite des Kultus, andre Symbole und Stimmungen ins Auge und sieht in diesen nun eine Aeusserung jenes über- (oder unter-) individuellen Lebenstriebes, der nicht in irgend einem Jenseits zu Haus ist, sondern sich manifestirt in dem Weben und Schaffen der Natur, ganz wie der Schopenhauerische ‘Wille’[3]. Kurz: bei Rohde handelt es sich um die persönliche Unsterblichkeit, bei Nietzsche um die Ewigkeit des Gesammtlebens. Es sind zwei in sich geschlossene, von einander unabhängige Vorstellungskreise, die sich nur flüchtig berühren. Aber Nietzsche's Ge-

[1] Die Sperrungen rühren nur zum Theil von N. her.

[2] Vgl. Rohde oben S. 183, Psyche II² S. 19 ff. 45 ff.

[3] Wirklich sagt Schopenhauer selbst, hinblickend auf verwandte Erscheinungen der Antike (Die Welt als Wille und Vorstellung I S. 325 [360]): „Ganz dieselbe Gesinnung [wie die der Inder] war es, welche Griechen und Römer antrieb, die kostbaren Sarkophage gerade so zu verzieren, wie wir sie noch sehen, mit Festen, Tänzen, Hochzeiten . . Bakchanalien, also mit Darstellungen des gewaltigsten Lebensdranges, welchen sie nicht nur in solchen Lustbarkeiten, sondern sogar in wollüstigen Gruppen . . . uns vorführen. Der Zweck war offenbar, vom Tode des betrauerten Individuums, mit dem grössten Nachdruck auf das unsterbliche Leben in der Natur hinzuweisen und dadurch, wenn gleich ohne abstraktes Wissen, anzudeuten, dass die ganze Natur die Erscheinung und auch die Erfüllung des Willens zum Leben ist.“ Diese Sätze reichen, auch dem besondern Problem gegenüber, dicht an Nietzsche's Lösung heran. Nietzsche hat sich zu den Anschauungen seines alten ‘Erziehers’ zurückgewandt, wenn er sie auch mit einer Verschiebung des Accentes zum Vortrag bringt.

danken haben Platz neben und hinter der Hypothese Rohde's; sie werden bei einem erneuten Versuch, das Dunkel der Dionysosmysterien aufzuhellen, ernsthaft zu prüfen sein[1]. Dass Rohde, bei seiner besondern Aufgabe, auf sie hätte eingehn müssen, ist in Abrede zu stellen; er hat es mit gutem Grunde vermieden, sich in solche Seiten- und Hintergründe seines Themas hineinlocken zu lassen.

Was aus diesen letzten Aeusserungen Nietzsche's über griechische Religion und Kultur, wie aus seinen ersten, befremdend und bezwingend herausklingt, ist das Pathos einer ganz persönlichen Ergriffenheit: mit dem Satze, dass man den antiken Mythus glauben müsse, um ihn zu verstehn, hat er in ähnlichem Sinne Ernst gemacht, wie die grossen Künstler, in denen das Naturgefühl der Antike wieder lebendig geworden ist. Die Gestalten des griechischen Mythus verwuchsen geradezu mit seinem eignen Wesen, aus dem sie dann in gesteigerter Form und Färbung von Neuem emanirten — ein psychologischer Vorgang, in dem sich das Schaffen eines antiken Propheten vor unsern Augen wiederholt[2]. Nun hat sich bekanntlich in Nietzsche's Speculation jener Gedanke einer Fortdauer des allgemeinen Lebens schliesslich doch durch eine überraschende Wendung mit der Wunschvorstellung einer Ewigkeit des Individuellen verbunden. Das Leben bringt in seinem rast- und endlosen Wechsel immer wieder dieselben, ganz besondern Combinationen der Elemente hervor, die das Individuum ausmachen: es verbürgt damit auch dem Einzelnen die 'ewige Wiederkunft'. Auch diese letzte, als ein ganz persönliches Geheimnis empfundene und gehegte Lehre[3] hat Nietz-

[1] Wenn F. A. Voigt (Roscher's Lexikon I 1062) das Phallos-Symbol im Dionysoskult nur „auf die vegetative Fruchtbarkeit" beziehn und den ganzen Orgiasmus als Vegetationszauber deuten will, so ist das eine handgreifliche Einseitigkeit, bei der es dem Verf. offenbar selbst nicht recht geheuer zu Muthe ist.

[2] Männer, wie Böcklin oder Klinger, stehn Nietzsche's Empfinden näher, als die 'Mythologen'. Congenial war ihm auch hierin Rohde, das zeigen die Cogitata, wie die Psyche: nur hat R. mit strenger Selbstzucht, seinen Absichten entsprechend, jene Umbildung des Fremden durch das Eigne, des Antiken durch das Moderne zu vermeiden gesucht.

[3] Geschichtlich betrachtet sind es ewige, schon in der Speculation der Griechen auftauchende Vorstellungen, die aber in ihrer Verbindung

sche auf den Namen Dionysos getauft; Dionysos ist ihm der παῖς παίζων πεττεύων des griechischen Philosophen, der nach Aeonen seine Züge auf dem Spielbrett der Natur wiederholen muss[1]. Hier scheint Nietzsche noch näher an die Hypothese Rohde's heranzustreifen. Aber: das Individuum lebt bei ihm nicht fort — in einem Jenseits, sondern es vergeht und kehrt wieder — im Diesseits. Also ist hier der Gegensatz nicht minder fundamental, wie im ersten Fall. Und vor Allem: Nietzsche will hier gar nicht als Gelehrter antiken Mysterienglauben deuten: er schafft selbst einen neuen Glauben. Es ist einer der Momente, wo Nietzsche seine eignen Gedanken und Stimmungen in die Antike hinüberströmen lässt, wo er 'die Schatten im Hades' mit seinem eignen Blut belebt. Ob sich dem Griechenvolk mit dem Namen Dionysos wirklich dieser Glaube verbunden hat, das war für Nietzsche eine

mit diesem ganz individuellen Temperamente eine neue Färbung und Energie gewinnen. Man hat darauf hingewiesen, dass gerade in den letzten Jahrzehnten verschiedene Denker selbständig auf die Idee der ἀναχύκλωσις zurückgegriffen haben (H. Lichtenberger und E. Förster-N., Die Philosophie Fr. N.'s S. 192 ff.). Bei Nietzsche wird man zunächst an Anregungen vonseiten der antiken Philosophie denken (s. z. B. Unzeitgem. Betr. II 2 = Werke I S. 298). Aber von den beiden, bei Nietzsche einander bedingenden Gedanken — dem von der Ewigkeit des Gesammtlebens und dem von der Wiederkehr des Individuums — haben wir den einen, sogar in Anknüpfung an dionysische Elemente der Antike, bei SCHOPENHAUER vorgebildet gefunden (oben S. 185[3]). In demselben Kapitel der 'Welt als Wille und Vorstellung' heisst es wenige Seiten später (S. 334 [370]): „Ein Mensch, der . . . seinen Lebenslauf, wie er ihn bisher erfahren . . von immer neuer Wiederkehr wünschte, und dessen Lebensmuth so gross wäre, dass er, gegen die Genüsse des Lebens, alle Beschwerde und Pein willig und gern mit in den Kauf nähme; ein solcher stände 'mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde' und hätte nichts zu fürchten" usw. Dem Nein seines Lehrmeisters hat N. auch hier ein Ja entgegengesetzt, und was bei jenem die spielend in die Luft geworfene Seifenblase einer Hypothese ist, wird bei ihm eine die sittliche Zukunft des Menschengeschlechts tragende Ueberzeugung.

[1] Vgl. E. HORNEFFER, 'Nietzsche's Lehre von der Ewigen Wiederkunft', Leipzig, Naumann 1900. Der Gedanke tritt zuerst mit vollem 'Schwergewicht' in der 'fröhlichen Wissenschaft' auf, einem von Rohde besonders geschätzten Buche (s. oben S. 115[1], und LOU ANDREAS-SALOMÉ, Fr. N. S. 219 ff.); in Nietzsche's letztem, nicht vollendeten Werke sollte er den Schlussstein bilden. [Während der Correctur gewinne ich, durch die Güte der Frau Förster-N. Einblick in die Studien und Entwürfe N.'s, die eben in Band XV vereinigt sind].

untergeordnete Frage[1]. Er hatte auch hier ein andres und ferneres Ziel im Auge, als der Verfasser der Psyche.

Trotzdem mag es befremdend erscheinen, dass Rohde in den Abschnitten, worin er den Orgiasmus, sein Wesen und seine Herkunft, darstellt, Nietzsche's Lehren überhaupt nicht berücksichtigt; gekannt hat er jene Um- und Weiterbildung eines alten Lieblingsgedankens zweifellos. Aber er selbst stand nicht mehr auf dem alten Boden. Nicht nur dass seine psychologische Auffassung eine andre geworden war; auch das historische Problem hat er — ob mit Recht oder Unrecht — anders beantwortet: vor Allem schloss er den dionysischen Orgiasmus „von den Möglichkeiten der griechischen Seele" aus und liess ihn, als eine unheimliche geistige Epidemie, aus Barbarenländern über die Grenze dringen. So hätte Rohde auf der ganzen Linie gegen den wehrlosen Freund polemisiren müssen[2]. Man begreift, dass ihm auch jetzt noch »Schweigen die erträglichste Form des *dissensus*« zu sein schien.

Aber auch unter dieser Voraussetzung behält das ganze Verhalten Rohde's etwas Peinliches. Wir wissen, wie oft er in diesen Jahren zu den Schriften des Freundes zurückgegriffen hat: manche Stelle seines Buches wendet sich an ihn wie ein stummer Gruss aus der Ferne[3]. Warum vermeidet er, auch nur den Namen Nietzsche's zu nennen? Gewiss nicht aus Flauheit oder Missgunst; noch in Heidelberg hat er oft genug Zeugnis abgelegt für den alten Genossen. Hier steckt etwas ganz Persönliches. Fürchtete Rohde etwa eines jener Freundschaftsgeheimnisse zu verrathen, die er vor fremden Augen nicht profaniren mochte? In der That, das wird der Schlüssel für das Räthsel sein. Wir haben oben von jenen

[1] [N. hat sie bejaht: W. XV 487—490. Die Blätter lassen schliesslich eine Vision vor uns aufsteigen: 'Dionysos und der Gekreuzigte', das rechte Gegenbild zum Christus im Olymp].

[2] Wir werden unten (S. 202 A.) auf die Frage zurückkommen. Dass Rohde hier historisch im Rechte sei, ist keineswegs entschieden; wir werden sehn, dass er, ohne zwingenden Grund, die Spuren von Orgiasmus im alten Epos anders behandelt, als die Zeugnisse für animistische Vorstellungen, die er als *survivals* einschätzt.

[3] Vgl. oben S. 158 f. Auch in der Art, wie Pythagoras und Empedokles als »Uebermenschen« (II² S. 160. 173) geschildert werden, steckt etwas von Nietzsche.

letzten Manifesten Nietzsche's gesprochen, die durch Brandes und Andre veröffentlicht sind. An Rohde schrieb Nietzsche damals als — Dionysos und »erhob ihn unter die Götter«. Wie mag es Rohde zu Muthe gewesen sein, als er in den letzten, halbwirren Worten, die ihm der Jugendgenosse vor seinem 'Untergang' zurief, den Kern seiner eignen Auffassung des antiken Unsterblichkeitsglaubens erkannte! Denn der Myste sollte ja durch den »Herrn der Seelen« Dionysos emporgehoben, »vergottet« und damit erst der Unsterblichkeit theilhaftig werden[1]. Wenn Rohde des Freundes in diesem Zusammenhang gedacht hätte, wäre er fast gezwungen gewesen, »der Menge einen der scheusten Winkel seines Herzens zu öffnen«. Das gewann er nicht über sich[2]. Und er that recht daran. Bei unsrer Aufgabe konnten diese Erlebnisse wahrlich nicht umgangen werden: aber sie gehören nicht in ein wissenschaftliches Buch, von dem nicht nur alles Polemische, sondern alles Persönliche, soweit es den streng gemessenen Stil der Darstellung stören könnte, mit bewusster Kunst fern gehalten ist.

* * *

Rohde hatte, auf sein Erstlingsbuch zurückblickend, die Empfindung, dass ihm doch auch an »Schreibekunst« noch Einiges zugewachsen sei. In der That giebt es Abschnitte in der Psyche, die zu dem Vollendetsten gehören, was man deutsch in wissenschaftlicher Prosa lesen kann[3]. Mit dem

[1] Rohde hat das Alles sehr schön entwickelt, aber problematisch bleibt die von ihm angenommene Alleinherrschaft des Dionysoskultes auf diesem Gebiete doch. Zur Aufhellung der Anfänge wird man noch manches Späteste heranziehn dürfen: sehr merkwürdig ist jener ἀπαθανατισμός in einem Zauberpapyrus (Wessely, Denkschr. der Wiener Akademie XXXVI 1888, S. 56), in dem A. Dieterich eine Mithrasliturgie erkennt.

[2] Merkwürdig ist es auf alle Fälle, wie nahe die Wege der beiden Freunde auch hier schliesslich zusammenliefen. Wenn Nietzsche seine Gesundheit wiedergewonnen hätte, wäre der innere Ausgleich gewiss nicht ausgeblieben.

[3] Man prüfe z. B. die Schilderung der homerischen Welt I² S. 11 ff., die Charakteristik der Odyssee S. 82 ff., die grandiose Betrachtung über den Gang der griechischen Kultur S. 111 ff. und vor Allem die Porträts der Dichter und Denker im zweiten Bande.

'Roman' verglichen, ist der Stil zurückhaltender geworden[1]. Das ist ein Gewinn, und zugleich ein Verlust; man würde gern einmal stärker die Flamme des 'verborgnen Feuers' spüren, das dem Jugendwerk seine eigenartige Kraft und Wärme verleiht. Trotzdem ist Rohde auch jetzt noch weit davon entfernt, mit seiner Persönlichkeit hinter seinem Werke zu verschwinden. Ist die Aufgabe auch eine rein geschichtliche: wo die Saiten seiner Seele mitklingen, wird ein aufmerksames Ohr, etwa bei den Darlegungen über die alten Philosophen, leicht heraushören. Wirklich hat Rohde, während er sich in die religiöse Speculation des Alterthums vertiefte, von neuem versucht, in seinen Anschauungen, über 'Historie und Kritik' hinaus zu einem prinzipiellen Standpunkt vorzudringen. Auch mit verwandten modernen Erscheinungen setzte er sich damals auseinander. Aber mit speculirenden Religionsphilosophen — auch mit LOTZE — wusste er wenig anzufangen. Eingehender las er damals VOLKELTs Buch 'Pantheismus und Individualismus', das dem Verfasser lebhafte Angriffe süddeutscher »Zionswächter« eingetragen hatte. »Ich finde umgekehrt« — schreibt R. an Volkelt — »in Ihrem Buche zu viel 'Religion' ausgebreitet. Wenn einmal die Gottheit, τὸ θεῖον, pantheistisch verstanden wird (und darauf kommt es doch hinaus bei Ihnen), so ist sie, wenn auch nicht identisch mit mir, doch jedenfalls auch nicht abgetrennt von mir und mir entgegengestellt. Zu dem aber, was eigentlich in mir ist und lebt, kann ich wohl ein Verhältnis der Ehrfurcht haben, aber nicht eines der *religio*, die stets ein ausser mir Bestehendes, nach meinem Gefühl wenigstens, voraussetzt[2]. Ich finde aber auch gar nicht, dass die Philosophie die Aufgabe hat, der Religion im eigentlichen Sinne zu Hülfe zu kommen. Es sind und bleiben eben getrennte Gebiete« [V. 12 III 92]. Phantasie und Gefühl hoben Rohde, wie in alten Zeiten, oft genug in die Sphäre religiösen Empfindens[3]: für den Verstand kannte er schliess-

[1] Auch Rohde hat das gefühlt. Er wunderte sich über das »vollständige Bild des damaligen E. R.«, das aus dem Roman herausblicke, meinte aber, dass er so nicht mehr schreiben könne und wolle [V.].

[2] Vgl. hierzu die Rectoratsrede S. 24 = Kl. Schr. II S. 334 f.

[3] Vgl. oben S. 68. 122[1]. 123[1] und vor Allem die Cogitata 56 u. A. Hätte

lich nur ein Gebot, das ἐπέχειν. Aber ein ἐπέχειν, das ihm nun folgerichtig jede Unduldsamkeit gegen anders Fühlende und Glaubende verbot. Man lese den stimmungsvollen Schluss der Psyche — von dem neuen Glauben, ganz anders als alle ältere Religion mit der Kraft begabt, das schwerbeladene Herz zu zerknirschen und in Hingebung aufwärts, dem göttlichen Erbarmen entgegenzutragen —, um sich zu überzeugen, wie fern diesem freien Geiste (dessen theoretische Grundstimmung schliesslich wohl ein resignirter Skeptizismus gewesen sein mag) alle agitatorische Freigeisterei gewesen und geblieben ist[1].

R. nicht ein inneres Verhältnis zu den religiösen Problemen gehabt, würde er seine Hand nie nach dem Stoff der Psyche ausgestreckt haben.

[1] In seinen Briefen klagt er gelegentlich darüber, dass er sich diesen Skeptizismus nicht mehr recht vom Leibe zu halten vermöge.

XI.

Das Prorectorat. Die Studien über Creuzer und die Günderode
(1893—1896).

. . .

Zu Pfingsten 1893 hatte Rohde beabsichtigt, der Einladung eines ihm nahestehenden Fachgenossen folgend, an der Philologenversammlung in Wien theilzunehmen. Es schien ihm, wie er TH. GOMPERZ schrieb, »fast eine Ehrenpflicht, zugleich den klassischen Studien und ihrem Träger, dem Deutschthum, die man beide gleichmässig an die Wand drücken möchte, eine bescheidene Huldigung durch Theilnahme an diesem Feste darzubringen.« Auch ein kurzes, »mehr als eine Art Miscelle gedachtes Vorträglein« aus griechischer Religionsgeschichte hatte er Gomperz in Aussicht gestellt [G. 13 III 93]. Aber die Voraussetzung, dass er bis dahin »mit dem Druck der unseligen ψυχή« fertig sein werde, erfüllte sich nicht. So sah er sich genöthigt, im letzten Augenblick seine Zusage zurück zu nehmen [1]. Erst im Herbst konnte er den zweiten Theil des Werkes ausziehn lassen: »das Ende seiner

[1] »Ich selbst stehe ungern von dem Plane zu der Versammlung mich einzufinden ab, und besonders von der Aussicht, so manche, nach ihrer geistigen und wissenschaftlichen Physiognomie mir wohlbekannte treffliche Männer auch persönlich kennen zu lernen. Aber es geht nicht anders. Force majeure. Ich kann nur der Versammlung alles Gute, gute und heitre Stimmung (wer hätte die freilich in diesen Aengsten des Vaterlandes zur Verfügung) wünschen . . .« [G. 10 V 93]. Ich konnte Rohde im Sommer von meinen Wiener Eindrücken erzählen. Der Mann, der damals, soweit das ein Einzelner kann, in Wien für die rechte Stimmung sorgte, steht jetzt an weithin sichtbarer Stelle.

Qualen« war gekommen, nach einer mehr als acht Jahre währenden scharfen Anspannung aller Kräfte. In der rechten »Arbeitsfuria« kannte er keine Rücksicht, weder für die Ordnung des Hauses, noch für seine Gesundheit; manchen Mittag und manchen Abend hat er durchgearbeitet, um »den Topf nicht im besten Kochen vom Feuer rücken zu müssen.[1]«

Endlich hatte er das »Recht zur Ruhe«. Er versuchte wohl auch, es auszunutzen, in Baden-Baden und später auf einer kurzen Reise nach München und Venedig. Da wandelte er wieder einmal »auf den Spuren vergangener Jugendzeit« — aber die rechte Stimmung wollte sich nicht einstellen. »Wird man alt!« ruft er aus. »Und wenn man die Summa Summarum zöge, was das Leben Einen gelehrt hat — wie wenig ist es!« [Rü. 21 XI 93]. Wo die Spannung vorüber ist, bleibt der Rückschlag nicht aus[2]. Es überkommt Rohde »ein Gefühl der Leere«, das ihm fast die Freude an der Vollendung der Arbeit zu beeinträchtigen droht. »Nun, vielleicht κτήσομαι οὐ κακίω ein andres Mal« — schreibt er an Rühl. »Pläne hätte ich schon. Sonst ist es ja in Heidelberg immer noch auszuhalten, viel eher als in Ihrem Thule«[3].

---

[1] Ich habe erst in dieser Zeit mit Rohde persönlich zu verkehren Gelegenheit gehabt, meist in der Gesellschaft Ribbecks, in Baden-Baden. Bei Mahl und Trunk verrieth er die misstrauische Vorsicht eines Mannes, der seiner Gesundheit nicht sicher ist. Aber in der Unterhaltung war er von übersprudelnder Laune; manche scharf geprägte Bemerkung grub sich unverlierbar meinem Gedächtnis ein und gewinnt jetzt im Zusammenhang seiner brieflichen Aeusserungen einen volleren Sinn. Ohne den lebendigen Eindruck von Rohde's Persönlichkeit, den ich von jenen Tagen mitnahm, hätte ich mich an die Aufgabe, über ihn zu schreiben, kaum herangewagt. Ribbeck meinte damals, es sei 'der ideale Rohde' zum Vorschein gekommen.

[2] Man fühlt sich an jenes ironische Wort von der eignen Art von »Gehirnkrankheit« beim deutschen Professor erinnert, das wir oben (S. 94) gehört haben.

[3] »Die Vollendung macht mir keine besondre Freude; die Last bin ich los, aber . . . es bleibt, wie freilich wohl allemal nach Abthuung einer grossen Mühe, ein Gefühl der Leere zurück, als ob Einem ein grosser Backzahn ausgezogen wäre« [Rü. 21 XI 93]. Jene Pläne lagen wohl auf religions- und kulturgeschichtlichem Gebiet. Als letztes Ziel mochte ihm wieder eine griechische Kulturgeschichte, als nächste Etappe eine 'Kultur des Hellenismus' vorschweben (s. oben S. 138). Dafür spricht auch sein erhöhtes Interesse für die Papyrusfunde.

So sehn wir ihn schon wieder die Hand ausstrecken, um »eine tüchtige Arbeit zwischen den Schraubstock zu nehmen«.

Aber der Semesterschluss im Frühjahr 1894 brachte ihm Aufgaben ganz andrer Art. Bei der Wahl zum Prorectorat vereinigten sich die Stimmen auf seinen Namen, und wenn er sich auch bewusst war, mit seiner Kraft Haus halten zu müssen, so mochte er sich doch der ehrenden Verpflichtung die das Vertraun der Genossen auf seine Schultern lud, nicht entziehn[1]. Die Aussicht, sich einmal ganz auf die praktischen Geschäfte des nächsten Tages beschränken zu dürfen und zu müssen, hatte für ihn im Grunde etwas Lockendes, nachdem er so lange Jahre »in den Gedankennebeln verschollener Zeiten« herumgewandert war.

Die wissenschaftlichen Pläne wurden also vertagt. In den freien Stunden, die die Osterferien brachten, versenkte sich Rohde noch einmal ganz in die schönsten und schmerzlichsten Erinnerungen seines Lebens: er ordnete die lange Reihe von Briefen, die er in zwei Jahrzehnten von NIETZSCHE empfangen hatte. Damals begann Nietzsche's Schwester die Manuscripte und Correspondenzen des Bruders zu sammeln. Unmittelbar nach der Uebernahme des Rectorats reiste Rohde zu ihr nach Naumburg, um, ihrem Wunsch entsprechend, die unveröffentlichten Manuscripte des kranken Freundes durchzusehn; das Briefblatt, das den Anlass zur Entzweiung gegeben hatte, hat er damals vernichtet[2]. Die weitausschauenden Pläne der tapfern Frau, die eben als Wittwe aus Paraguay heimgekehrt und in Deutschland fremd geworden war, suchte Rohde zu fördern, so viel er konnte; so empfahl er ihr einen philologisch und philosophisch geschulten Tübinger Hörer als wissenschaftlichen Helfer und versprach, die metrischen und litterarischen Aufzeichnungen Nietzsches aus den Baseler Jahren im Einzelnen zu prüfen[3].

---

[1] 1890/1 war Rohde gewählter Senator, dann hatte er, z. Th. unter schwierigen Verhältnissen, das Dekanat geführt (S. oben S. 173).

[2] Vgl. E. Förster-N., Deutsche Revue, August 1901: „Als wir beide im Frühjahr 1894 darauf zu sprechen kamen, war es seine erste Bitte, ihm diesen Brief herauszugeben, damit er ihn verbrennen könne". S. oben S. 155.

[3] Ein Heft mit metrisch-musikalischen Notizen Nietzsche's, das Rohde in Heidelberg durchsah, hat sich in seinem Nachlass leider bis jetzt nicht finden lassen. Es hat vermuthlich Material enthalten für die

Für Rohde waren das wieder Tage tiefster seelischer Erregung[1]. Beruhigend und ausgleichend wirkten bald die praktischen Anforderungen, die auf ihn eindrangen und ihn seinen eignen Gedanken entzogen.

Zunächst liess sich Alles günstig genug an. Besondre Freude machte es Rohde, dass es ihm gelang, auch im Verkehr mit den Vertretern der studentischen Corporationen den rechten Ton zu treffen, ja eine Art von diplomatischer Kunst auszuüben, die er sich selbst kaum zugetraut hatte. So hat er damals (freilich von einigen in solchen Dingen besonders erfahrnen Collegen unterstützt) die Wiederherstellung des Ausschusses der Studentenschaft in die Wege geleitet und sich einen Festcommers, der den Vermittlern zu Ehren veranstaltet wurde, gern gefallen lassen[2]. Er fühlte, dass er doch noch nicht so alt sei, wie er in jener trüben Novemberstimmung gemeint hatte. Mit sichtlichem Behagen schildert er eine Deputation bei dem Senior der Facultät, deren Veranstalter und Führer er war, und prophezeit Ribbeck, er werde auch noch den 70. Geburtstag in derselben »rosigen Frische« erleben, wie soeben KUNO FISCHER. Nur ganz vereinzelt liess er sich bei »reinen Repräsentationssachen« durch Senatsmitglieder vertreten, so (durch Victor Meyer und Imm. Bekker) beim Jubiläum der Universität Halle. Im Allgemeinen wusste er sich mit all diesen Pflichten »über alles Erwarten gut« abzufinden. Dabei fand er noch Zeit, die zurückgelegten Exkurse zur Psyche auszufeilen und sich in scharfem Gegenangriff mit EDUARD MEYER auseinanderzusetzen[3]. Rückblickend meinte

---

Begründung jener Paradoxen von einer reinen Quantitätsmetrik, in denen die allerneuste Auffassung dieser Probleme (vgl. Hermes XXX. 308 ff.) vorweg genommen und überboten ist. S. Briefe 1 S. 398 ff. Werke X S. 440 ff.

[1] Rohde's Gattin hatte es nicht vergessen, wie tief Rohde von der Beschäftigung mit dem Briefwechsel ergriffen gewesen sei, und mit welcher Rührung er von den »wunderlichen langen Jugendbriefen« und der Zeit, die sie widerspiegelten, gesprochen habe. S. Anh.

[2] Man erzählt freilich, dass er als 'Fidulitätspräside' seinen Collegen (besonders dem Juristen R. SCHRÖDER) bald das Feld geräumt habe, da es ihm zwar keineswegs an Humor, wohl aber an 'Fidulität' fehlte.

[3] In den 'Paralipomena' Rhein. Mus. L 1895, 1 ff. = Kl. Schr. II S. 224 ff. Wer den weitern Verlauf dieses Lebens überschaut, wird die gesteigerte Erregtheit des Tones in der Polemik als Symptom einer er-

er, das erste Semester, »obschon ungewöhnlich anstrengend und überhäuft«, sei durchaus glücklich, »und man kann wohl sagen glorreich« abgelaufen.

Für die Herbstferien ward eine gemeinsame Reise mit Ribbeck geplant; aber das »beständige Unwetter« trieb Rohde von einem kurzen Abstecher auf den Weissenstein bei Solothurn bald wieder nach Hause und — an die Arbeit. »Das ist mir schlecht genug bekommen. Denn seit Ende October, genau mit dem Beginn der Vorlesungen am 26. October, entwickelte sich ein längst angekündigtes Leiden meines, in den Jahren, in denen ich Psychen machte, arg misshandelten und vernachlässigten Magens zu wahrhaft bedrohlichen Anfällen, mit Herzbeklemmung usw. So dass ich, nach zwei Wochen Colleg, mich in's Bett legen musste, darin . . . meine Prorectoratsrede fertig stümperte und meiner Frau dictirte: nachher wurde sie am 22. November von Schöll vorgelesen . . . Seitdem such ich mich mit strenger Diät und Langeweile zu heilen, und es geht auch wohl langsam aufwärts. Am 8. Jan. [1895] denke ich wieder anzufangen mit Vorlesungen und Seminar. Die Aerzte — darunter der treffliche Kussmaul — betheuern, dass Herz und Magen nicht organisch irgendwie betroffen seien: Alles sei 'nervös': womit bekanntlich auf 'wissenschaftliche' Weise ausgedrückt ist: wir wissen nicht, was eigentlich vorliegt. Aber man sagt mir doch unbedingt völlige Herstellung zu, und hoffentlich trifft's so ein« [R. 2 I 95]. In der That war er bald soweit hergestellt, dass er seine Rectoratsgeschäfte in vollem Umfang wieder zu bewältigen vermochte. Vertreten liess er sich nur in der äussersten Noth; es steckte doch etwas vom Mann der Praxis in ihm. Damals hat er, beim Kaiserbankett des Militärvereins, auch die einzige politische Rede seines Lebens gehalten; er sprach auf das Vaterland 'apart und trefflich', aus jenem conservativ-bismarckischen Geiste heraus, der, schon längst nicht mehr als blosse Stimmung, seine Ueberzeugungen beherrschte. Auch Fernerstehende hatten einen starken Eindruck von seiner Art und Persönlichkeit.

höhten nervösen Reizbarkeit aufzufassen geneigt sein. Frühere Aeusseungen Rohde's über Eduard Meyer sind S. 107[1] mitgetheilt.

Die Rectoratsrede giebt ein skizzenhaftes, aber mit wundervoller Klarheit geschautes Gesammtbild der griechischen Religionsentwicklung, gewissermassen den Hintergrund für die Sonderdarstellung der Psyche. Was Rohde im Eingang vorträgt von der Religion »einer vormoralischen Zeit, die in den unsichtbaren (aber der Welt durchaus immanenten) Uebermächten nur die Macht sah«; dann von dem Entspringen der moralischen Vorstellungen »im Boden der bürgerlichen Gesellschaft«, ihrem Einzug in die Welt der Götter; von der schliesslichen Versittlichung der Religion, die nun ihrerseits die Moral heiligt und sie gegen einen zur Hybris treibenden schrankenlosen Individualismus verteidigen hilft — das Alles wäre nicht geschrieben o h n e Nietzsche, wenn es sich auch zum guten Theil g e g e n Nietzsche kehrt[1]. Der Schlussabschnitt — eine Darstellung des als Anfang transcendenter Religionsformen gefassten Dionysoskultes und der von ihm aus in die Gedankenwelt der Philosophen emporqualmenden Mystik — löst sich von der Behandlung dieser Fragen in der 'Psyche' weniger los. Bemerkenswerth ist die Schärfe, mit der es Rohde auch hier betont, dass Orgiasmus und Mysticismus »fremde Blutstropfen im griechischen Blute« gewesen seien.

Es war keine leichte Aufgabe, in den gegebenen Grenzen diese complicirten Probleme so darzustellen, dass eine, solchen Studien zum grossen Theil fern genug stehende Hörerschaft theilnehmend zu folgen vermochte. Rohde hat diese Aufgabe zu lösen verstanden, trotz der Ungunst jener Tage, wie er denn überhaupt die Gabe besass, unbeirrt durch die ihm überreichlich zuströmenden Einzelthatsachen, überall die bestimmenden Züge zu sehn und zu zeigen.

Die Rede war eben fertig gedruckt, als Rohde, im Februar 1894, im Hause seines Collegen H. Thode Cosima Wagner begrüssen konnte; das Wiedersehn hat ihn tief bewegt[2]. Damals wurde Frau Wagner auf Rohde's Rede aufmerksam. In einem schönen Briefe spricht sie Rohde für die

[1] Aehnliche Gedanken aber schon 1877, *Cog.* 78 S. 251.

[2] Der Brief, den er kurz nachher aus Bayreuth empfing, fand sich mit einigen andern, ihm gleich werthen Reliquien, in einem besondern Fach seines Schreibtisches.

Bereicherung, die ihr sein Vortrag gebracht habe, ihren Dank aus und gedenkt der ähnlich gestimmten verschollenen Tage von Triebschen. Auf ihre Veranlassung wurde der Haupttheil der Rede dann in den Bayreuther Blättern abgedruckt[1]. So ist Rohde schliesslich doch noch ihr litterarischer Mitarbeiter geworden[2].

Rohde selbst wollte freilich wenig Gewicht auf diese Improvisation legen. »Nehmen Sie *suo tempore*« — schrieb er einmal beiläufig — »diese Rede mit Nachsicht auf: sie ist das Werk eines Kranken, der ἥττων ἑαυτοῦ war . . ., daher auch sehr unvollständig und für mich selbst am wenigsten befriedigend; sie, wie ich wollte, auszuarbeiten für den Druck fand ich weder die Zeit, noch die Lust und Kraft. Nun muss sie sich so durchdrücken wie sie eben ist. — Wäre nur erst dieser grässliche Bärenwinter vorbei und dies endlose Semester mit seinen unerhörten Plagen und Aufgaben für meine immer noch reducirte Kraft! Dann werde ich endlich . . . für meine Erholung etwas Gründliches thun können. *Quando ver venit meum*! Also bis auf bessere Zeit — *pazienza*! . . .« [Cr. 10 I 95].

* * *

Wer Rohde's Amtsthätigkeit und schriftstellerisches Schaffen in den nächsten Semestern überblickt, der sollte meinen, »die bessere Zeit« sei nicht lange ausgeblieben. Den vielfachen Aufgaben, die seine Doppelstellung mit sich brachte, wusste er stets gerecht zu werden. In seinem Wirken für den Oberschulrath war er allmählich aus seiner anfänglichen Reserve

[1] Sie schreibt u. A. (Bayreuth 3 III 95): „Mit Dankbarkeit habe ich es empfunden, wieder mit fester Hand in jene Gebiete geführt zu werden, wo wir uns von der Beängstigung der Gegenwart befreit fühlen . . . Ich darf wohl sagen, dass ich diese Ihre Ausarbeitung wie eine Bereicherung in mir aufgenommen habe. Zugleich aber hat sie mich sehr gerührt. Ich konnte nicht anders, als wie von Neuem in Verkehr mit unserem armen, armen Freund mich denken! Verschollene Erinnerungen tauchten auf, und als ob Nichts uns geschieden hätte, fand ich mich wieder mit ihm im Gespräch und liess mich von ihm belehren über jene erhabenen Dinge, die wie eine Zuflucht der Gedanken bilden. Seltsam genug, führten mich meine Schritte gerade unmittelbar, nachdem ich Ihre Rede gelesen hatte, nach Basel, und dort an der Universität vorbei, die einst so viel Leben für uns enthielt . . .“ [2] Vgl. oben S. 75.

herausgetreten; zumal bei seinen Dienstreisen zeigte er gerade in den letzten Jahren mehr von seiner Persönlichkeit, während er sich früher oft gründlich ausgeschwiegen hatte [1]. Die Aufforderung, »in dies schöne Land hineinzufahren«, war ihm im Grunde stets willkommen. Als er im Herbst 1895 veranlasst ward, am Grossherzoglichen Hof in Karlsruhe einen Vortrag zu halten, begrüsste er es mit Genugthung, dass man dort »von seiner altmodigen Disciplin« etwas wissen wolle. Sein Thema entnahm er dem Gebiet seiner Erstlingsarbeiten, auf das sich damals seine Blicke zurückwandten: der Geschichte des Romans. Es waren starke und wohlthuende Eindrücke, die er aus Karlsruhe heimbrachte bei dem ersten Blick in eine ihm bis dahin ganz fremde Welt. Vor dem echten Adel dieses Fürstenpaares hat sich der alte Hanseat gern gebeugt [2].

Seine Lehrthätigkeit an der Universität liess ihm damals manche freie Stunde, zumal die Zahl der Hörer immer noch niedrig genug war und blieb; doch ist auf seine Anregung und unter seiner Aufsicht eine Anzahl tüchtiger Promotionsarbeiten zu Stande gekommen [3]. So konnte er wieder aus dem Ganzen schaffen, die alten Arbeiten weiter pflegen und Pläne zu neuen anspinnen. Er ist, wie ein Jäger auf dem Anstand, stets auf dem Posten, wenn die wunderbaren Entdeckungen dieser Jahre in das Revier seiner Interessen herüberstreifen. Bald wird eine merkwürdige Inschrift formell und inhaltlich erläutert und der Name ihres Verfassers nachgewiesen (Philol. LIV 11 ff.) [4],

[1] Nach den Erinnerungen Badischer Collegen. Von der Erledigung dieser Aufträge liess R. sich nicht leicht abhalten; gelegentlich ging er mit der Empfindung, ein Halbkranker zu sein, auf die Reise und wurde wohl auch einmal mitten in der Arbeit von seinem Leiden heimgesucht.

[2] Ueberzeugter Monarchist war Rohde seit seinen Jünglingsjahren, s. oben S. 48. — Die drei bedeutsamsten Beiträge zur Geschichte des Romans, mit denen der zweite Band der Kleinen Schriften eröffnet wird, sind in den Jahren 1894—1896 geschrieben. Rohde hat es sehr bedauert, dass er nicht Gelegenheit hatte, diese Studien in einer neuen Auflage seines Buches zu verwerthen.

[3] Ueber die Gazäer (Seitz), Parthenios u. Ae.

[4] In der Beurtheilung des Grenfellschen Fragments begegnet sich Rohde mit einem Aufsätzchen aus meiner Feder, auf das er nachträglich hinweist (vgl. Philol LV S. 353). Da zu dem Aufsatz über die Inschrift aus Talmis (Philol. LIV) in der Vorrede der 'Kleinen Schriften' nur einige textkritische Einzelheiten nachgetragen sind, mag hier nochmals auf ihn

bald findet eine neuentdeckte Dichtung auf Grund metrischer und ästhetischer Ausweise den rechten Platz im litterargeschichtlichen Fachwerk (Berl. philol. Wochenschr. 1896, 1045 = Kl. Schr. II 1 ff.). Alte schon in Tübingen angefasste Probleme, wie die Zeit des 'Philopatris', kommen zum Abschluss (Byz. Zeitschr. VI 1896 S. 475 ff. = Kl. Schr I 411 ff.). Auch Herondas und der Aristotelische Athenerstaat wurden jetzt »mit freierem Sinn« im Einzelnen durchgearbeitet und in Seminarübungen verwerthet, und die immer wieder in fast beängstigender Fülle heranfluthenden Papyrusfunde nicht nur für die Zwecke der Psyche ausgenutzt.

Gerade solchen neuen und neuartigen, von den philologischen Comparsen oft mit verlegenem Lächeln begrüssten Erscheinungen trat er mit einer Frische und Elasticität des Empfindens gegenüber, die von Altern und Einrosten wahrhaftig nichts verspüren liess. Man höre nur seine Charakteristik des ganz uud gar 'unklassischen' Grenfellschen Liebesliedes: »Es ist keine geringe Poesie. Die Leidenschaft des Herzens, das sich rathlos auf den Dornen seiner Schmerzempfindung hin und her wirft . . . ist mit grosser Wahrheit ausgesprochen, durchaus ohne herkömmliche Phraseologie, in einem der natürlichen Empfindung aufs engste angeschmiegten Ausdruck«. Diese bescheidenen Reste eines spätantiken Realismus waren doch einmal wieder Kunst aus erster Hand, im Boden eines naiven Lebens wurzelnd, gesund und triebkräftig — und vielleicht wirklich der Ansatz verschollener grösserer Bildungen[1].

hingewiesen werden. Bemerkenswerth ist das von Rohde entdeckte Akrostichon (Μάξιμος ἑκουρίων ἔγραψα), noch bemerkenswerther wäre der (S. 12) angenommene Wechsel von Sotadeen und akatalektischen Tetrametern, wenn die beiden Belege sicher wären. Interessirt hat Rohde die Inschrift als Document spätantiker Religionsgeschichte und als neues Beispiel für die Traumінspiration der Poeten (s. oben S. 60[2]). Den schwierigen Eingang deutet er so: »Maximus soll auch im Schlaf (als Dichter) thätig sein. Ein Traum bringt ihn an den Nil; er hört unter den Nymphen die Musen singen; er selbst bringt sein Gedicht zu Stande . . ., das er auf Geheiss des [Sonnengottes] Mandulis selbst nun nach Talmis bringt und dort anschreiben lässt.«

[1] Vgl. Kl. Schr. II S. 3. 26. Die ästhetische Empfindung, die solche Urtheile bestimmt, war in Rohde schon lebendig, als er der Kunst der Hellenisten (im 'Roman') ihr eignes Recht und Gesetz zuwies. Vgl. auch oben S. 67. Wunderlich genug, dass immer noch (z. B. in der praefatio

Aber immer wieder erzwang sich der Gedankenkreis der Psyche erneute Aufmerksamkeit. Einzelne Punkte wurden in selbständigen Untersuchungen weiter ausgeführt, Positionen, die gefährdet schienen, durch mühsame Detailarbeit verstärkt; dahin gehört vor Allem die feinsinnige Analyse der Nekyia (Rh. Mus. L = Kl. Schr. II 255), worin die in der Psyche angedeuteten Ansichten über die Composition der homerischen Gedichte und die Geschichte des alten Epos genauer dargelegt und begründet werden. Obendrein hatte sich, bald nach der Versendung der zweiten Hälfte, das Bedürfnis einer neuen Ausgabe geltend gemacht. Um von dem Werke alle rein negative Polemik möglichst fern zu halten, schuf sich Rohde freie Bahn durch eine Reihe gehaltreicher Anzeigen [1]. Gleichzeitig ging er an die Einordnung des neu herangewachsenen Stoffes, mit derselben Umsicht und Sorgfalt, wie bei der ersten Conception des Werkes; jedes brauchbare Steinchen, das ihm eignes oder fremdes Finderglück herbeitrug, wusste er nachbessernd oder ergänzend an der rechten Stelle in den stolzen Bau einzufügen. Zu Aenderungen im Plan und in den Grundlagen verstand er sich nicht, wenn ihm auch die Gewagtheit gewisser Annahmen jetzt klarer zum Bewusstsein kommen mochte, als mitten im Arbeitsfeuer. »Was man auf den ersten Wurf so hingesetzt hat, bei voller Ueberlegung noch einmal hinzustellen, hat vielfach etwas Bedenkliches. Dennoch werde ich wohl an den Fundamenten so gut wie nichts ändern; ich müsste mich selbst ganz umkrempeln, um Alles zu erneuern ... *sit ut est!*« [V. 30 XII 94] [2].

* * *

der brauchbarsten Bakchylidesausgabe) der Versuch gemacht wird, incommensurable Grössen (wie Bakchylides und Herondas) aneinander zu messen.

[1] In den Heidelberger Jahrbüchern (Kl. Schr. II 293 ff.) und der Berliner philologischen Wochenschrift (1896, 1045 ff. 1577 ff.; 1897, 751 ff.; 1898, 270 ff. Manche neue Erscheinung, mit der er sich damals herumschlug, erregte sein lebhaftes Befremden, das sich brieflich noch viel ergötzlicher äussert, als in den Recensionen. Bei einigen, nach seiner Ansicht verfehlten Werken ergrimmte ihn die allgemeine *assentatio*. »Es giebt keine Widerstandskraft gegen den Unsinn mehr«, sagt er einmal in einem an mich gerichteten Briefe.

[2] Aehnlich meinte Rohde schon Ende 1893: »Ich wünschte nachträg-

Wie um sich einmal in andrer Luft zu erholen, machte Rohde unter all diesen Arbeiten auch noch einen Ausflug ins 'romantische Land'. Die bei allen Schwächen bedeutende Persönlichkeit Fr. Creuzers, dessen räthselhaft-hässliches Antlitz über dem Arbeitstisch ins Seminarzimmer hineinschaute, hatte seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Im Eingang seiner Rectoratsrede gedenkt er auch dieses heute halb verschollenen Vorgängers mit der kühlen Ehrerbietung eines geschichtlichen Beobachters, der weiss, dass in jenem Manne die freilich längst überwundne Empfindung und Anschauung einer ganzen Generation ihren vollsten Ausdruck gewann[1]. Aber es ist nicht Creuzer der Philologe und Mythologe, der ihm innerste Theilnahme abnöthigte, sondern Creuzer der Mensch, und mehr noch als Creuzer (der ihm im Grunde »dünn und

lich Manches in dem .. 2. Theil anders gemacht zu haben, finde freilich, dass ich doch wohl stets auf denselben Kreis zurückgekommen wäre« [Rü. 21 XI 93]. Mir schrieb Rohde s. Z., dass er meine Einwände (die hier S. 182 f. kurz angedeutet sind, vgl. das litter. Centralbl. 1894, 61, 1858) nicht widerlegen könne, dass er sich aber auch nicht überzeugt fühle. Das oben mitgetheilte Bekenntnis zeigt mir, dass wir doch auch in Rohde's Sinne das Recht und die Pflicht zu einer Revision gerade jener problematischen Partien der Fundamente haben. Vor Allem wird die Herkunft und Verbreitung der orgiastischen Dienste (nicht nur des Dionysoskultes, sondern auch der Religion des Zeus Lykaios usw.) noch einmal zu untersuchen sein, schon um (wie Rohde selbst einmal sagt) eine vorzeitige Krystallisirung der Meinungen in dieser durchaus problematischen Angelegenheit durch erneute Bewegung zu verhindern. Dass auch Nietzsche den Orgiasmus für eine echt griechische Erscheinung hielt, haben wir oben (S. 184 ff.) gesehn. Ich glaube, er wird gegen Rohde Recht behalten. Die Hinweise auf orgiastische Bräuche bei Homer werden gerade so als *survivals* zu deuten sein (nicht als Anfänge von etwas ganz Neuem und Fremden), wie die Reste animistischer Anschauungen, in denen jene Bräuche wurzeln.

[1] Der Stil seiner Polemik steht auch hier wieder in einem bemerkenswerthen Gegensatz zum späten Nietzsche. Man lese nur die leidenschaftlichen Invectiven gegen Creuzer's Zeitgenossen und Gegner Lobeck in der 'Götzendämmerung', Werke VIII S. 171. Lobeck's Person wird hier im Grunde gar nicht getroffen. Das Unzulängliche in Lobeck's Ausführungen ist aufs Conto einer Zeitanschauung zu setzen, des aus dem 18. Jahrhundert herüberwirkenden Rationalismus, unter dessen Zwange er gerade so stand, wie Creuzer unter dem der Romantik. Was Lobeck persönlich gehört, ist durchaus echt und tüchtig; es wurzelt in seiner unerreichten Gabe und Kraft zum Beobachten, Sammeln, Sichten. Solche weiterzuführenden Activa fehlen bei Creuzer: trotzdem respectirt ihn Rohde als energischen Vertreter einer einst mächtigen Auffassungsweise.

matt« erschien, wie seine Briefe) seine unglückliche Seelenfreundin. Die 1894 von der Heidelberger Bibliothek erworbenen Briefe Creuzer's an die Günderode gaben die Lösung des dunkeln psychologischen Räthsels und führten tief hinein in jene Welt der Romantik, nach der Rohde schon oft hinübergeblickt hatte. 'Mit leiser Hand umblätternd' (wie es in einem Dankschreiben Ribbeck's heisst) lässt Rohde uns diese vergilbten Briefschaften durchsehn; Unbedeutendes oder gar zu Peinliches schiebt er in sicherem Taktgefühl beiseite und weiss durch kurze Zwischenbemerkungen, wo es Noth thut vermuthungsweise, den oft verschleierten oder zerrissenen Zusammenhang wieder herzustellen[1]. So glauben wir »die leidvolle alte Geschichte« selbst zu durchleben; man legt das Buch mit der Empfindung aus der Hand, als ob man einen neuen Werther kennen gelernt hätte. Wenn sich das wissenschaftliche Meisterthum hier, einem neuen Stoffkreise gegenüber, siegreich bewährt[2]: so hat den Hauptantheil an dem eigenartigen Reiz des Büchleins doch eine nachschaffende und mitfühlende Dichterstimmung, die bei einer unverkennbar mit künstlerischer Absicht gewählten skizzenhaften, ja scheinbar lässigen Darstellungsweise (ganz entsprechend dem intimen Stoffe) ein kleines Kunstwerk schuf. Stilistisch haben die Bemerkungen Rohde's einen ganz eignen Reiz; sie klingen, neben dieser überschwänglichen Brieflyrik, wie ein gehaltenes und doch stimmungsvolles Recitativ. Dabei ist der Ausdruck oft von einer eignen Sattheit und Lebendigkeit; man hört es heraus, mit wie jugendlichem Empfinden Rohde das schwüle Drama an sich vorüberziehn liess. In zwölfter Stunde waltete der Zufall als Vorsehung und spielte Rohde, aus den Schätzen des Freiherrn v. BERNUS auf Stift Neuburg, die letzten, nicht veröffentlichten Dichtungen der Günderode in die Hand. Sie bestätigten dem litterarischen Psychologen, dass er diese Natur nicht falsch geschätzt hatte, wenn er sie tiefer auffasste, als Andre. Rohde deutet nicht mit dem Finger darauf: aber aus

[1] Den Anstoss zu dieser (ursprünglich für die Heidelberger Jahrbücher bestimmten) Arbeit gab K. ZANGEMEISTER.

[2] So in der Datirung der Briefe (meist im Gegensatz zu L. GEIGER) und in der Zuweisung anonymer Dichtungen an die Günderode, S. 14.

der Charakteristik am Schluss seiner Darstellung (S. 123) geht es hervor, dass er hier, in einer christlich-romantisch gestimmten Menschenseele, dasselbe Erlösungsbedürfnis lebendig ringen sah, das er, als innersten Kern auch der antiken Mystik, verstehn gelernt und gelehrt hatte. So haben ihm doch wieder seine eigensten Studien in dies Dunkel hineingeleuchtet.

Hervorzuheben ist noch Eins. Rohde hat selbst einmal die Sitte der hellenistischen Poeten und Schriftsteller besprochen, Freunden durch versteckte Citate aus ihren Werken eine Huldigung darzubringen. Und wie in der Psyche, begegnen wir auch in diesem letzten Werke den Spuren NIETZSCHES. So ist das Schlagwort, mit dem Rohde Creuzer's Philologie charakterisirt: *philosophia fiebat quae philologia fuerat* (p. VI) aus Nietzsche's Baseler Antrittsrede über Homer entlehnt (1869, Werke IX S. 24)[1]. Es ist der j u n g e Nietzsche, auf dessen Antlitz er sein Auge weilen lässt. Aber ist diese Huldigung, im gegebenen Zusammenhange, nicht zugleich eine Kritik? In der That, Rohde's Zutrauen zu der Tragfähigkeit philosophischer Speculation ist in jenen Jahren nicht gestiegen. Was er kannte von Versuchen, zu letzten Einsichten und Zwecken vorzudringen, hielt vor seiner Skepsis nicht stand. Resignirt meinte er schliesslich, ein Stück schlichter Arbeit zu bleibender Nutzung hingestellt zu haben, scheine ihm immerhin »ein Trost in diesem zweideutigen Leben, dessen Z w e c k kein Mensch angeben kann« [Schm. 20 VI 96].

* * *

So blieb Rohde weiter »im alten Arbeitstrott«. Mit dem Gedanken, einmal gründlich auszuspannen, hat er wohl oft genug gespielt, aber niemals recht Ernst gemacht[2]. Dabei wollte ihn die unheimliche Empfindung, dass sein Leiden, auch

[1] Rohde kannte sie längst aus dem von dem Freunde veranstalteten Privatdruck.

[2] Es klingt wehmüthig genug, wenn er sich nun vornimmt, »alle Ferien gründlich auszunützen: wer weiss wie viele man noch hat.« Seine Zuflucht war meist Baden-Baden, »der einzige Ort diesseits der Alpen, wo man zu jeder Zeit Sonnenschein und Waldluft athmen und sich etwas ausstauben kann« [V.].

in besseren Tagen, fortglimme, kaum noch verlassen. »Mir geht es nicht extra« — sagt er in seiner schlichten Art —, »Mancherlei beengt und beängstigt mich« [Schm. 20 VI 96]. Er hat gewusst, dass es zu Ende ging. Aber was ihn quälte, war weniger der Gedanke an das eigne Schicksal, als die Frage, was aus den geliebten Angehörigen werden solle, deren Existenz so unbedingt auf der seinen ruhte. Fast wider Willen verräth sich in den Briefen sein sorgendes Vaterherz. Damals liess er die älteste Tochter die Seminarklassen besuchen, »nicht um dieser 'Bildung' willen«, sondern um ihr »die Möglichkeit eignen Verdienstes offenzuhalten«[1]. Solche Sorgen legten sich wie ein grauer Nebel selbst vor die letzte grosse Freude seines Lebens, das Heranwachsen des jüngsten Söhnleins. Aber bald verschwinden alle Schatten, wenn er von seinem Hans Adolf spricht. Selbst bei der Arbeit wollte er die Nähe des geliebten Kindes nicht missen, während er sonst durch die kleinste Störung um die rechte Stimmung gebracht werden konnte[2].

[1] In einem Brief an Rühl meint er, er möchte wohl ein reicher Mann sein, um der Tochter das ersparen zu können [Rü. 16 XII 95]. »Ich wünsche ihr freilich diese Lehrerinnenplage nicht ernstlich, sondern ein normales Frauenlos. Immerhin besser so eine, wenn auch angestrengte Thätigkeit, als das elende Herumdämmern in weibischen Nichtigkeiten, wie es unverheirathete Damen sonst meist aufführen« [V. 17 II 96]. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dass Rohde in Zeiten, wo sich die Mehrzahl der Docenten gegen das Frauenstudium ablehnend verhielt, einige genügend vorbereitete Hörerinnen in seinen Vorlesungen zugelassen hat.

[2] Sogar der alte burschikose Humor meldet sich, wenn er etwa die neusten Erfahrungen in der Kinderpflege und mit den Kindspflegerinnen schildert [R. 15 I 96].

XII.

Das Ende. Zur Charakteristik.

(1897. 1898.)

Das letzte Lebensjahr brachte Rohde noch manches sichtbare Zeichen des Erfolges, vor Allem die Ernennung zum correspondirenden Mitglied der Münchener Akademie und eine Berufung nach Strassburg[1], die ihn freilich, Dank dem schnellen Eingreifen des badischen Ministeriums, nicht lange in Athem hielt. Auch andre Ehren blieben nicht aus[2]. Dazu »vermehrte sich die Zahl der Studenten wieder stetig«[3], und manche Gefahr, die Rohde für seine Lehrthätigkeit gefürchtet hatte, schien gnädig vorüberzuziehn. Aber sein Leben blieb tief umdüstert durch das peinvolle Leiden, das dem so jugendlich fühlenden Manne bald jede starke Bewegung und Erregung verbot. Geradezu vernichtend traf ihn im Beginn des Jahres die hoffnungslose Erkrankung seines spätgebornen jüngsten Söhnleins. Als »nach einem kurzen Leben voll Sonnenschein« sein Liebling von ihm ging, nahm er den letzten Rest der Lebenskraft des Vaters mit hinunter in's Grab.

Es giebt Nichts, worin sich das tiefste Empfinden Rohde's so bezwingend ausspräche, wie die Briefe, die er sich in diesen

[1] Die Anregung dazu war von TH. NÖLDEKE ausgegangen, der Rohde schon in seinen Kieler Anfängen richtig eingeschätzt hatte, s. oben S. 51. 63. »Ich bleibe auch im Ganzen gern hier«, schrieb R. einige Monate später; »Heidelberg hat immerhin viel persönliche Vorzüge vor Strassburg . . .« [Rü. 23 III 97].

[2] Rohde war zuletzt badischer Geheimer Rath und im Besitz der üblichen Ordensauszeichnung.

[3] »Ich habe wenigstens 25 im Colleg, darunter freilich ein Weib!« [Rü. 23 III 97].

dunkeln Monaten abgerungen hat. »Das war ein trauriger dunkler Winter« — heisst es in einem Schreiben an Rühl, —, »der jetzt zögernd von uns Abschied nimmt. Der Verlust unsres geliebten Kleinsten hat mich tiefer erschüttert als ich sagen kann . . . Es war ein fröhliches und liebevolles, schon zu einem deutlich sich aussprechenden Charakter entwickeltes kleines Wesen, unser aller tägliche Freude, wahrhaft das Licht unsres Lebens . . . Ich kann nicht ohne Erzittern des Herzens an diese schrecklichen Tage und Nächte zurückdenken, in denen es uns stufenweise ferner gerückt und zuletzt ganz entzogen wurde; die Verdammten in der Hölle können nicht tiefer leiden. Ich bin zu alt, um diesen Verlust, diesen mir eigentlich immer ums Herz schwebenden Kummer noch ganz verwinden zu können . . . Ach, wir liebten ihn, und lieben ihn in Ewigkeit . . .« Vergebens suchte Rohde Trost und Vergessen in einer Reise über die Alpen, bei der ihn seine Frau begleitete; diesem Dämon gegenüber blieb der Zauber des Südens ohnmächtig[1].

Aber immer wieder rang sich sein elastischer Geist empor zu Stimmungen ruhiger Betrachtung und gesammelter Arbeit.

[1] Noch im Herbst — kurz vor seinem Tode — schreibt er: »Die unausgefüllte Lücke am Tisch und im Zimmer mahnt uns täglich, was wir verloren haben — niemals schliesst sich diese Wunde, der leiseste Stoss reisst sie auf. Mein Kind! Ich werde das, so lange oder kurz mir die Zeit noch zugemessen ist, nie vergessen können; das Leben hat eine schmerzlichere Färbung angenommen und niemals scheint uns Eltern die Sonne mehr ganz hell und heiter: es steht immer ein dunkler Fleck davor . . .« [Schm. 29 IX 97]. Unvergleichlich ist ein Brief an Ribbeck [11 I 97] aus den Tagen des frischesten Schmerzes: ein Threnos von fast dichterischer Kraft, den man freilich abdrucken zu lassen sich scheut — der Schluss dieses Briefwechsels. Gehaltener klingen die Worte, in denen er einen Monat später seines Verlustes in einem Beileidschreiben an Ribbeck's Frau gedenkt: »Ich kann ungefähr ermessen, wie viel Sie mit Ihrer Schwester verlieren, wie nun Ihr Leben ärmer wird an Sorge und Freude, und an Liebe. „Ohne Liebe lebt man nicht, das ist richtig, Sie macht's Leben wichtig" — ein kindischer Spruch und wie tiefe Erfahrung spricht er aus! Mir blutet noch das Herz im stillen weiter an dem Schmerz um den Hingang unsres geliebten Kleinen; ich verstehe aus tiefster Sympathie, was Sie nun im Stillen leiden werden. Was soll man davon sagen? „Schweig, leid' und trag . . . ." Ach, der Leib ist doch nur der untergeordnete Diener; was wir lieben, was uns wiederliebt, das wollen wir haben und nicht loslassen, das ist unser einziger wahrer Besitz.« Ἰδοὺ ὁ ἄνθρωπος.

Am 27. November 1897 konnte Rohde die Vorrede zur zweiten Auflage der Psyche absenden. Wer spürt in seinen vornehmgelassenen, an einigen Stellen wie mit halbem Lächeln vorgetragenen Geleitworten einen Schatten des Kummers, der so schwer auf seiner Seele lastete! Eines litterarischen Angriffs, der ihn seiner Zeit in grimmige Entrüstung versetzt hatte, gedenkt er allerdings mit scharfer Ironie: aber selbst über diesen Worten liegt eine εὐδία, die seiner Polemik in den letzten Jahren fremd geworden war.

Noch am siebenten Januar des neuen Jahres schrieb Rohde eine lichtvolle Besprechung von Roscher's Buch über die Kynanthropie (Kl. Schr. II, 216); die alten Probleme liessen ihn nicht zu Ruhe kommen. Am zwölften wollte er trotz aller Beschwerden seine Vorlesungen wieder aufnehmen. Am Tage vorher nahte ihm der Tod, als »der schöne, heilende Dämon«, wie er es schon in jungen Jahren geahnt und gewünscht hatte. In dieser letzten Leidenszeit hat Rohde denselben geistigen Heroismus bewährt, wie einst sein unglücklicher Freund — gestützt freilich und getragen durch eine Genossin, die das eigne Leben einzusetzen bereit war, um das seine zu retten[1]. Er ging dahin wie ein Held nach gewonnener Schlacht, im Vollbesitz seiner geistigen Gaben und auf der Höhe seiner Erfolge. Haus zu halten mit seiner Kraft hatte er nie recht gelernt. S c h ö n zu leben schien ihm wünschenswerther, als zu l e b e n — nach der Lehre eines jener alten Weisen, die ihm allezeit mehr gewesen sind, als litterarische Probleme. So war es gerade für ihn eine Gnade, dass er 'aufstehn durfte vom Mahle des Lebens, ehe die Kerzen bleich werden und der Wein sparsam perlt'[2].

* * *

[1] Nicht gar zu lange, nachdem diese Worte geschrieben waren, ist sie dem Gatten hinübergefolgt.

[2] Mit den Worten der Karoline von Günderode (Schmid S. 104). »Man wird nicht reicher durch längeres Leben« sagt er einmal [Rü. 21 XI 93] in einer Zeit der Depression, wo er sich »schon viel zu alt« vorkam. Er wollte wie der, in der Psyche mit fühlbarer Sympathie geschilderte Epikur, lieber intensiv leben, als extensiv, »in dem Moment alle Lebensfülle zusammendrängend, so dass das kurze Leben allen Inhalt eines langen gewinne«.

ROHDE gehörte nicht zu den ῥεῖα ζῶντες. Er hat an seiner »sonderbar aus den verschiedensten Elementen gemischten Natur«, zumal in jüngern Jahren, schwer genug getragen und anders geartete Freunde wohl einmal beneidet um ihren »friedlichen, halkyonischen, windstillen Sinn«[1]. In der Erregung des Augenblicks blieb er nicht immer Herr seines stürmischen Temperamentes und liess sich dann auch in seinen Aeusserungen und Urtheilen über die Grenze hinausreissen, die er bei ruhigem Blute als berechtigt anzuerkennen keinen Anstand nahm[2]. Freilich, dem conventionellen »artig und bescheiden Thun« hat er sich wohl nie recht zu fügen vermocht. Er hielt es mit der antiken μεγαλοψυχία, die er schon im 'Roman', an einer ganz persönlich gestimmten Stelle, mit unverkennbarer Sympathie geschildert hat[3]. So war dieser 'einsame, stolze Mensch' im Verkehr nicht ohne Ecken und Kanten, an denen sich der einigermassen verzärtelte, 'chinesische' Geschmack der Gesellschaft zu stossen pflegte. „Ich tolerire sie" — schrieb O. Ribbeck — „als natürliche Krystallisationen seines edlen, gediegenen Kerns und sein verborgenes Feuer wärmt mich"[4].

---

[1] Die angeführten Wendungen sind Briefen an Volkelt entlehnt, 28 II 87. 25 XII 89; ähnlich M. 21 XI 69. Was er nicht hatte, zog ihn bei Persönlichkeiten, die in seinen Kreis traten, am stärksten an. Bei Männern, wie OVERBECK, VOLKELT, auch W. SCHMID glaubte er's zu finden. Vor Allem aber schien ihm der junge NIETZSCHE glücklich zu preisen ob der »Ganzheit seiner Studien« und der Fähigkeit, seine besten Kräfte in eine harmonische Einheit zusammenzufassen und das »Dreigespann« seiner philologischen, philosophischen und künstlerischen Neigungen zu Einem Ziel zu lenken. Um so rathloser stand Rohde da, als für Nietzsche, Ende der Siebenziger Jahre, die Periode der innern Kämpfe begann.

[2] Ich kenne mehr als einen Fall, wo Rohde nach scharfen, persönlich zugespitzten und zu einem latenten Kriegszustand führenden Debatten selbst zuerst einlenkte und die Hand zum Frieden bot.

[3] 'Der Gr. Roman' S. 318 f. Sehr bezeichnend ist eine Betrachtung über die 'Bescheidenheit', die etwa gleichzeitig mit jenem Abschnitt geschrieben wurde (*Cog.* 61). In einem der letzten Briefe an Rühl [23 III 97] sagt er von seinen Kindern: »sie sind . . von Herzen gut und edel, wie es — warum soll ich es nicht vor einem Freunde aussprechen — mein und meiner Frau Kinder gar nicht anders sein können«. Hier spricht die Gesinnung »des adligen und als solchen sich wohl erkennenden Geistes und Charakters«.

[4] O. Ribbeck, Brief 173 S. 275. S. oben S. 4.

Das Triebleben der Empfindung und Phantasie war bei Rohde reicher entwickelt, als dem modernen Normalgelehrten wünschenswerth erscheinen würde. Er konnte sich, gleich seinem Jugendgenossen, zu Höhen emporgehoben fühlen, die sonst nur der Begeisterung des Künstlers erreichbar sind. Aber auch hinabgestossen in die dunkelsten Tiefen. Jede Periode seines Lebens brachte ihm neben grossen Erfolgen bittre Enttäuschung und schmerzlichen Verlust [1]. Solche Erlebnisse erschütterten ihn bis in die letzten Wurzeln; er hatte jene gesteigerte Fähigkeit zum Schmerzempfinden, von der er in seinen Tagebuchblättern spricht (z. B. *Cog.* 72). Den wenigen Freunden gegenüber gab er sich, in seiner Begeisterung, wie in seinem Kummer, ohne Vorsicht und Rückhalt, mit einer nahezu dichterisch wirkenden Kraft naiver Selbstdarstellung [2]. Aber öffentlich die Rolle des Schwärmers oder des *homme ténébreux* zu spielen, war ihm widerwärtig. Er verschloss und versteckte seine tiefsten Stimmungen peinlich vor fremder Neugier, am liebsten unter der Maske eines derben, ja grottesken Scherzes. Wie der Humor in der Kunst als Complementärfarbe des Tragischen erscheint, so ist er ein wesenhaftes Element dieser herben und hochgestimmten Mannesseele. Schon in den Jugendbriefen giebt es Einfälle, die an die drollige Anmuth eines Billets von Gottfried Keller erinnern. Wie unerschöpflich diese humoristische Ader bei Rohde sprudeln konnte, weiss Jeder, der mit ihm in guter Stunde zusammengesessen hat [3].

[1] Wer dem Gang dieser Erzählung gefolgt ist, wird wissen, was ich meine. Er selbst deutet einmal hin auf die beiden grossen Schmerzen der Jugendzeit, die Trennung vom Elternhaus (*Cog.* 88) und den unvermeidlichen Bruch mit der Geliebten. Noch schwerer mag er in den letzten Lebensjahren den Verlust des Freundes und des Kindes empfunden haben.

[2] Das Tiefste und Ergreifendste hielt ich mich nicht für berechtigt, ins Licht der Oeffentlichkeit zu ziehn; man würde damit zu schwer gegen Rohde's Empfinden sündigen. Rohde könnte freilich dabei nur gewinnen.

[3] Vgl. oben S. 51. 166. Es ist sehr bezeichnend, dass Rohde nicht gern pathetisch sprach, oder gar declamirte; solche Stimmung behielt er lieber für sich. Höchstens unter vier Augen konnte man ihn einmal, etwa Verse von Nietzsche, recitiren hören Dagegen liess er sein wundervolles Talent für Mimik und Komik gern spielen; man schmeckt das selbst aus seinem Briefstil heraus, wenn er dialektische Formen und Redensarten anwendet und sich plötzlich in einen 'Sächser' oder 'Schwoben' verwandelt. In Kiel

Trotz dieser geradezu an ein Künstlertemperament gemahnenden Eigenschaften, hat Rohde nichts vom Schönredner und Phantasten an sich. Mit unerbittlicher Energie fegt er aus der Region, wo der Verstand das Herrenrecht hat, alle Unklarheit und träumende Willkür hinweg. Nichts konnte ihn mehr erbittern, als das ›In-Curs-setzen fictiver Werthe‹ [1], wo die Mittel methodischer Arbeit echtes Metall zutage zu fördern versprachen. Er kann sich nicht genug thun im Sammeln und Sichten des Materials, im Beobachten, Combinieren, Hin- und Her-Ueberlegen [2]. In strenger Selbstzucht, andre Seiten seines Wesens oft gewaltsam niederzwingend, macht er einen nüchternen, kühlen Scharfsinn zum Herrn im Hause und lässt keinerlei Nebenregiment aufkommen. Er bewährt hier eine sittliche Energie, die in Wahrheit vorbildlich genannt werden kann.

Aber bei alle dem blieb er sich der Unzulänglichkeit und Beschränktheit jeder rein beobachtungs- und verstandesmässigen Erkenntnis immer bewusst. Wie er einer nicht streng beweisbaren Metaphysik ihr Recht einräumte, so auch, in gemessnen Grenzen, der nachschaffenden Phantasie, der geschichtlichen Intuition und Construction [3]. Wohin es ihn drängte: zu einem wirklichen Anschauen und Nachempfinden

spielte er, in schwerer Zeit, eine derb komische Rolle auf einem Liebhabertheater, »als sentimentaler Harlekin«, wie er damals an Ribbeck schrieb. Auch Frau Dr. Förster-N. erinnert sich an mimische Improvisationen Rohde's, die von überwältigender Komik gewesen seien.

[1] In seinen Werken wird man vorschnell hingeworfene Hypothesen überhaupt nicht finden. Eher ging im Gespräch (auch im *sermo familiaris* des Briefes) das Temperament mit ihm durch; zumal wenn er sich zum Widerspruch gereizt fühlte, konnte er die gewagtesten Behauptungen aufstellen.

[2] Gerade bei einigen Angehörigen der jüngsten Generation, die sich im Besitze des Arcanums einer ganz besonders trefflichen Methode glaubten, sah Rohde nur die Fähigkeit, »durch allerlei Windbeuteleien den Vorrath an abgeschmackten Annahmen noch zu vermehren«.

[3] Sehr bezeichnend sind die Stellen der Psyche, wo er des geistreichen Buches von FUSTEL DE COULANGES gedenkt (I² 166, 2; 2⁴3, 2). Man fühlt ihnen an, wie ungern Rohde es sich versagt, dem Verfasser auf ein doch gar zu problematisch erscheinendes Gebiet zu folgen, und liest zwischen den Zeilen, dass er im Innersten *glaubt*, was er von seiner Darstellung, als unbeweisbar, ausschliesst. Auch die Grundgedanken der Polemik für Nietzsche's Geburt der Tragödie gehören hierher; sie behielten für Rohde in der Hauptsache ihre volle Giltigkeit.

dieser versunknen Kultur — war ohne eine solche, wesentlich aus dem Subject stammende Ergänzung und Organisirung des Ueberlieferten nicht zu gelangen. Zumal in den Hauptwerken verbindet er mit der grössten Vorsicht die grösste Kühnheit, mit der saubersten Einzelbeobachtung den Blick aufs Ferne und Ganze, mit strenger Schärfe des Denkens nachempfindende Poëtenstimmung, kurz, 'den kühlen Kopf und das warme Herz' des grossen Gelehrten. Bei aller Schärfe der Kritik, bleibt sein Geist stets positiv gerichtet, schauend und aufbauend, voll kühner Pläne, und unerschöpflich an Material und Kraft, sie zu verkörpern[1]. Blickt man zurück auf seine wissenschaftliche Thätigkeit, fühlt man sich versucht, auf ihn zu übertragen, was (in einem wohlbekannten Buche) von einem Gewaltigeren gesagt ist: „Er schreitet vorwärts in gemessnen Schritten; kein Schritt wird zurückgenommen, keiner wird übereilt; jedes Werk erscheint als die Frucht eines reifen, sich lange berathenden, tief nachdenkenden Verstandes".

So ist es Rohde als Schriftsteller wirklich gelungen, was er sich in einem Jugendbriefe wünscht: all die Töne, die in ihm erklangen, zu einem vollen und harmonischen Accord zusammenzufassen. Und dieser Accord tönt doch auch in sein Leben hinein als Grundstimmung und Auflösung aller Dissonanzen. In seiner schlichten Arbeit regten sich seine besten und tiefsten Kräfte. Von dem festgegründeten Boden seiner Sonderwissenschaft aus fand er den Zugang zu allen Fragen, die ihm als Menschen nahe gingen. »Die Idee des Hellenenthums«, in deren Dienst er sich in jungen Jahren gestellt hatte, hielt Stand, ja sie wuchs nur höher empor, je höher Rohde selbst seine Gedanken richtete. Sie blieb ihm die ewige Kraftquelle, von der alle spätere Wissenschaft und Kunst — und auch »die speculative Ausgestaltung des Christenglaubens« — Leben und Richtung empfangen hat[2]. So lag für ihn (wie

[1] Zumal in Jugendbriefen gebraucht er gern die (wohl von ihm selbst geprägte) Formel *in positivo salus*.

[2] Man vergleiche besonders den Schluss der Psyche. Nietzsche sagt in dem, oben S. 156 f. citirten Briefe, Rohde habe, wie die meisten Philologen, nur ein zufälliges, kein nothwendiges Verhältnis zu seiner Wissenschaft. Solche Aeusserungen zeigen doch, wie fremd ihm Rohde's Denken

für seinen Freund) der günstigste Standpunkt für eine universalgeschichtliche Betrachtung der Kultur durchaus auf dem Boden der Antike: hier war der grosse Kreuzungspunkt, auf dem alle Strassen und Wege schliesslich zusammenliefen [1].

Aber Rohde stand der Antike nicht nur als Historiker gegenüber. In ihm blieb immer etwas lebendig von der philosophisch-reformatorischen Stimmung seiner Jugendjahre, und er hat manches scharfe Wort gesprochen über die altklugen Kritiker »im neuen Reich«, die diese unvergleichliche Welt mit süffisanter Ueberlegenheit behandeln zu dürfen glaubten, »in dem satten Gefühl, wie wir's so herrlich weit gebracht« [2]. So wenig Rohde die Absicht hatte, einem flauen Classizismus das Wort zu reden und unser Ziel hinter uns zu stellen: der Meinung war und blieb er allerdings, dass auch auf den modernen Menschen — und gerade auf den modernen mit seiner »raffinirten Barbarei« — die Erkenntnis griechischer Art »imperativisch« wirken müsse. »Ein tiefes Bedürfnis nach voller Menschenbildung, auch in anders gestimmten Zeiten, zu erwecken und wach zu erhalten« — erschien ihm als eine hohe Aufgabe seiner Wissenschaft [3]. Wer diese Blätter gelesen hat, weiss, dass es Rohde ganz persönlich Ernst war mit diesen unmodernen Gedanken und Idealen. Er wollte kein »gelehrtes Gespenst« sein; auch seine Arbeit sollte ihm vor Allem dazu dienen, »jede Kraft des Geistes und Gemüthes«, die in ihm wohnte, zu nähren und zu steigern; und wenn er seinen Blick immer wieder auf das Hellenenthum zurückwandte,

---

und Schaffen geworden war. Rohde hatte damals sein Hauptwerk unter den Händen.

[1] Man darf annehmen, dass Rohde, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, auf seine kulturgeschichtlichen Pläne zurückgegriffen hätte. S. oben S. 193.

[2] S. oben S. 46 f. 173 f.

[3] Man vergleiche die Kl Schr. I p. XXVI f. ausgehobenen Stellen und oben S. 47 ff. 58 f. Hier ist der Punkt, wo sein Interesse für die Schulpraxis entspringt, von der er mehr verlangt, als blosse Routine. In den Heidelberger Jahren hat R. übrigens wiederholt geäussert, dass »ein erfolgreiches Schulmeisterwirken« vielleicht »wohler thut, als dies Soliloquium auf dem Lehrstuhl« (s. unten S. 272 f.). Hier sprechen persönliche Erfahrungen mit, die er damals zu machen Gelegenheit genug hatte.

so that er es, weil er in ihm den sichersten Leitstern sah auf dem Wege nach jenem fernen Ziel »einer edleren Kultur«. Mancher von denen, die sich heute Philologen nennen, mag fast befremdet in diesen letzten und tiefsten Grund von Rohde's Ueberzeugungen hineinblicken [1].

* * *

Rohde ist als Persönlichkeit vielfach verkannt worden. Er selbst that wenig, um das zu verhüten. Der kleine Kreis von Freunden, in dem er sich aufschloss, wusste, wess Geistes Kind er war. „Wenige Menschen" — schreibt einer dieser Freunde [2] — „waren von so grosser, echter Güte des Herzens, so unberührt von Selbstsucht und Eitelkeit, von einer so grossen und freien Auffassung des Lebens".

[1] Zu den Kl. Schr. I S. XXVI ausgehobenen Sätzen tritt, als persönliche Confession, die 1879 geschriebene Anzeige von Ribbeck's Ritschl-Biographie, Kl. Schr. II S. 452. Der »gelehrte Pedant und Philister« wird hier aber doch seinem Gegenfüssler, dem feuilletonistischen Schwindler, vorgezogen.

[2] Franz Rühl in einem Brief an mich, dem ich mancherlei Aufklärung verdanke.

ANHANG

COGITATA

APHORISMEN UND TAGEBUCHBLAETTER

ERWIN ROHDES

COGITATA[1]

1867.

1[2].

Was soll ein innerlich frei gewordner Theologe seinen Zuhörern sagen? *Toute la vérité et rien que la vérité!?* Das ist leicht decretirt. *Rien que la vérité* sollte jedermann stets sagen: aber *toute la vérité* der unmündigen Masse — und unmündig sind hierin von zehn Menschen mindestens neun — zu bieten, wäre nutzlos und gefährlich. Nutzlos — denn die Leute wissen ohne Kinderfabeln nicht zu leben: und so wäre die kurze Wahrheit in all ihrer Unbarmherzigkeit für sie viel zu gut; gefährlich — denn die Masse der Boshaften . . . bedarf einer guten starken Kette . . . Endlich wäre es thöricht, der schadenfrohen Menge auch noch das Schauspiel eines misshandelten Guten und Verständigen zu geben. Also *rien que la vérité* immerhin: d. h. man

[1] Von den verschiedenen Notizblättern und Heften, die mir vorgelegen haben, trägt das älteste (1867 f.), in zierlich ornamentirten Zügen, die Ueberschrift *Cogitata.* Das ist bezeichnend. SCHOPENHAUER hat einen seiner handschriftlichen Sammelbände so betitelt, und jene Aufzeichnungen aus den Studentenjahren (aus denen hier nur wenige Nummern als Probe mitgetheilt werden) sind in der Wolle schopenhauerisch gefärbt. Wenn ich die ganze Auswahl so benannt habe, so wird man sich dies pars pro toto, das uns das Citiren erleichtert, füglich gefallen lassen. Manche der anziehendsten Stücke mussten wegbleiben, da sie zu persönlich gehalten waren; sie sind aber meist irgendwie in der Darstellung verwerthet. Die (fett oder cursiv gedruckten) Jahreszahlen und Ziffern sind von mir zugesetzt; Rohde hat nur die erstenAbschnitte nummerirt. Kleinere Auslassungen werden mit Punkten (...), grössere mit Sternen (* * *) bezeichnet.

[2] Mit Nr. 1 auch in dem Heft bezeichnet.

halte sich an d e n Theil der Wahrheit, der innerhalb der festgesetzten Kirchenlehre liegt; und so wird der Theologe eine segensreiche Wirkung ausüben, indem er dem Willen seiner Zuhörer edle, über die Befriedigung des Thiers hinausliegende Motive zu geben versucht und auch wohl giebt. Aber seine schwer errungenen metaphysischen Ueberzeugungen verschliesse er ... im eignen Busen und in dem weniger Freunde; er theile sie nur dem mit, der einen eigentlichen Einblick in sein Inneres mit reinem Willen und gebildeten Verständnis verlangt. Wer mit dieser Ueberzeugung theologisch zu wirken übernimmt, der arbeitet an dem Baue der Zukunft. . . . Wer würde ihn beneiden um diese reservirte Stellung, in der er sein Bestes stets verdeckt halten muss: aber wer von uns darf es denn ungestraft wagen, der Menge auch nur auf Augenblicke einen der tiefsten und scheuesten Winkel seines Herzens zu öffnen? . . .

Hamburg, 27. 7. 67.

* * *

2[1].

Die Tragödie, fordert Diderot, soll Individuen zeichnen, die Komödie, richtiger das Schauspiel, Gattungen. Und doch hatte ich neulich bei erneuter Anhörung der Minna von Barnhelm gerade das entgegengesetzte Gefühl.

Es gehört die ganze Liebe zu Lessing, die ich besitze, dazu, um die Erlaubnis zu haben, den Charakter des Tellheim wenig interessant zu finden... So liegt ein Fehler darin, dass man Tellheims Charakter, wie L. in dem Titel selbst thut[2], so kurzweg auf den Namen 'S t o l z' ziehen kann. Die interessanten, der Darstellung würdigen Menschenindividuen lassen sich nie so kurzhin unter eine Rubrik einreihen: man muss sie studiren ehe man sie kennt: und dann wird man den und jenen Charakterzug ihnen vindiciren können, aber einfach registriren kann man das G a n z e nicht. Ein Buch, ein Roman, ein Drama, aus dem man eine Moral in Einem Spruch ziehen kann, ist platt: nichts lächerlicher als aus Shakespeares Dramen eine Moral als Quintessenz pressen zu wollen! Der Grund ist dieser, dass ein Roman wie ein Drama, denn doch das L e b e n, wenn auch mit dem Auge des Künstlers

[1] Bei Rohde Nr. 4.
[2] Das ist wohl ein Versehen.

(d. i. Genies, welches hineinzudringen weiss in das eigentliche Heiligste des Lebens, und Gestalten schafft, als wäre es selbst der bewegende Geist) also das L e b e n zuletzt doch immer darstellen soll: und was sie dabei als unkünstlerisch abstreifen sollen: das ist doch nur das U n wesentliche, aber gewiss nicht das, was das eigentliche W e s e n der 'Welt als V o r s t e l l u n g' ausmacht, innerhalb derer sich ihre Darstellung bewegt. Das aber ist das I n d i v i d u e l l e, die ganz 'incalculable' Mischung von warm und kalt, gut und böse . . .

D e r Stolze, d e r Misanthrop, d e r Geizige, d e r Edle läuft so wenig in der Welt herum, wie d e r Mensch, d e r Mann; und wenn allerdings die (Platonische) Idee all diesem bunten Mancherlei zu Grunde liegt, so soll der Künstler uns doch z u e r s t eine Figur geben die l e b t und lebensfähig ist: und das kann nur der i n d i v i d u e l l gestaltete Charakter. Mit alle dem soll natürlich nicht gesagt sein, dass dem Dichter eine unlogische Charakterentwicklung erlaubt sei, wie das Leben sie — scheinbar wenigstens — bietet: wir müssen die Nothwendigkeit der Entwicklung immer verstehen. Wie er Schönheit, Logik und Individualisirung zu vereinigen habe, das muss ihm sein Genius sagen: aber warum staunen wir denn Shakespeares Hamlet so an, wenn nicht deshalb, weil des Dichters Geist hier der lebenerweckenden Kraft des Naturwillens gleichkommt in der Schöpfung einer Gestalt, deren Wesen sich, wie alles Höchste der Kunst und des Lebens, eigentlich in nüchterne Worte gar nicht fassen lässt? 2. 10. 67.

* * *

1868.

31.

Als Demetrios von Phaleron in Athen eine Volkszählung hielt, fand er 21000 Bürger, 10000 Metoeken, 400000 Sclaven (Athen. VI 272 C). Das wäre, nach freilich ganz eignen Grundsätzen angestellt, das Verhältnis etwa zwischen der kleinen Zahl derer, die von der Natur zur selbsteignen Lebensführung berufen sind, und der grossen tobenden Masse der „ewig Blinden", der zur Sklaverei gebornen, von der Natur mit dem unverkenn-

[1] Bei Rohde Nr. 9.

baren Stempel der Gewöhnlichkeit gezeichneten. Ich achte zuweilen in vollen Gassen auf den Gesichtsausdruck der vorbeidrängenden Mehrheit: Widerwille, Betrübnis ist der stets wiederholte Eindruck . . . Ganz mit Recht zählten die Griechen den Mann zu den Weisen, der seine Erfahrung in den Satz zusammenfasste: οἱ πλεῖστοι κακοί. Ja, „die meisten sind schlecht", d. h. wenn nicht gerade immer boshaft und tückisch, doch roh und ganz unglaublich beschränkt, dem Thiere gleich mit dem Kopf zur Erde gewandt, auf Erhaltung ihres elenden Daseins allein bedacht, auch zur Wissenschaft nur befähigt, sofern stumpfes Anlernen ihnen später ihren Lebensunterhalt sichert. 5. 7. 68.

* * *

1870.

4[1].

Zwei genera der Religion wie der Philosophie giebt es, eins, in dem der Mensch, d. h. aber nur sein bewusster Theil, sein Intellect, Ausgangs- Mittel- und Endpunct ist, und ein andres, das die ganze Welt umfasst, das dem Menschen mit dem All Gemeinsame als Grundlage erkennt, den ihm allein eignen bewussten Intellect als etwas Nachgeblühtes; in diesem Sinn ist das jüdische Christenthum eine Menschenreligion, die Hegelei eine Menschenphilosophie, der Buddhaismus (und die ältere Schleiermacherische Religion, in der Gott, als anthropomorpher Begriff nur eine relative Stelle findet)[2] eine Weltreligion, Sch[openhauer]'s Philosophie eine Weltphilosophie zu nennen. Wer sich nun in die Weltphilosophie versenkt hat, dem ist dann freilich wohl der Weg zu einer Menschenphilosophie *quelleconque* verschlossen.

5.

Das ist vielleicht Schopenhauer's Hauptfehler, dass er im ersten Theil seiner Philosophie vom bewussten Intellect als dem

[1] Die folgenden Nummern (*4—19*) stehn auf kleinen geknickten Briefblättern, müssen aber nach der Schrift, wie auf Grund einiger Datirungen, hierher gerückt werden. Rohde selbst beziffert die einzelnen Abschnitte nicht mehr, scheidet sie aber durch Striche und Spatien.

[2] Die Parenthese ist im Mscr. unten nachgetragen.

Schöpfer der erscheinenden Welt ausgeht, im zweiten Theil von dieser durchaus im Centrum der Menschenvergötterung wurzelnden Ansicht abgeht und die Welt von innen heraus versteht und kennen lehrt: ein neues Zeichen, wie schwer es auch dem tiefsten Geist ist, seinen theoretischen Menschenstolz ganz abzulegen. Seine Grösse liegt im zweiten Theil, so sehr auch der erste Theil sich durch schärfere, formirte Logik auszeichnet: die Welt ist eben nicht durch den Intellect geschaffen und nicht für den Intellect da: daher denn alle tiefsten Anschauungen einen Beweis schlechterdings nicht vertragen[1], ja, um solche zu sein, gar nicht vertragen dürfen.

6.

Eine befriedigende Philosophie soll gar nicht durchaus auf Beweisen ruhen. Sie soll nicht sagen können: alles was ich lehre, kann ich dem rechnenden Intellect vorrechnen: ihr muss genügen, wenn sie ihre Gegner auffordern kann, siegesgewiss auffordern kann, ihr, in ihren Lehren, Widersprüche gegen die Berechnungen des Intellects aufzuweisen. Im Uebrigen hat sie, wie die Religion, sich an die Gläubigen zu wenden: „wer es fassen kann, der fasse es". Die Religion ihrerseits ist nun selbst dazu nicht verpflichtet, Widersprüche gegen die Logik des bewussten Intellectes zu vermeiden.

* * *

7.

Vom Wesen des Tragischen kann man vieles, und auch viel verschiedenartiges, aber gleich wahres sagen. Das wesentliche ist denn doch dies: das eigentlich Tragische beruht in der Darstellung der Doppelnatur des Menschen als Individuum und als Theil des Ganzen. Sein Glück ruht auf der individuellen Seite. Ist nun aber ein Individuum auserkoren, die Zwecke des Ganzen zu fördern, so wird das fast stets mit seinem persönlichen Untergang enden. Ein edles Individuum also, in diesen

[1] Vgl. oben S. 57[1]. Der Gedanke kehrt in der Correspondenz noch öfter wieder. Seine wissenschaftlichen Arbeiten hat R. im Ganzen diesem Gebiet der »Ahnung« fern gehalten, gelegentlich scheut er sich aber nicht, seine Leser auch in solche »Tiefen« blicken zu lassen, z. B. in den Bemerkungen über Fustel de Coulanges s. oben S. 211[3].

Zwiespalt gestellt, bald vom wehenden Hauch der grossen Begeisterung erhoben, dann wieder in sein individuelles Empfinden zurücksinkend, endlich, seinem Einzelglück verzweifelnd entsagend, willig zum All-Einen heimkehrend: das ist der Stoff der wahren Tragödie. — Die erkennbarste, ergreifendste Tragik ist daher das Liebesstreben, das den Einzelnen zur höchsten Erfüllung des Weltwillens treibt, sein eignes sichres Glück aber dabei achtlos, ja höhnisch zertritt. Daher denn nicht nur so sehr viel Dramen das Liebesstreben zur Grundlage haben, sondern das griechische Drama seinen Ausgang durchaus in dieser schwellenden Liebessehnsucht hat, der gross und tief gefassten Liebessehnsucht der ganzen Natur im Frühjahr, deren Verkörperung dann Dionysos ist. In diesem Sinn ist die erhabenste, die Griechen fast übergriechende Tragödie Kleist's Penthesilea.

Zu andern, das Individuum erdrückenden Zweckaufgaben des Gesammtwillens gehört offenbar ein Glaube an bestimmte, sittlich begründete Zwecke des Ganzen (während die durch die Liebe bezweckte Propagation noch keinen andern Zweck des Gesammtwillens andeutet, als den der blossen Existenz). Daher denn solche Dramen zu irgend einer mythologischen Voraussetzung gerne greifen: als welcher wir uns leichter und lieber ergeben, als einer mit der Prätension reiner philosophischer Erkennbarkeit auftretenden. Treffliche Beispiele für diese Art sind der Hamlet und Schillers gar nicht hinreichend zu preisende Jungfrau von Orleans.

8.

Die tragische Ironie besteht darin, dass der tragische Charakter seine persönlichen, glücksuchenden Bestrebungen zu betreiben meint, wo er vielmehr, blind und eifrig, den Absichten des Gesammtwillens dient, denen er und sein Einzelglück erliegen wird. Auch hier ist die Liebe das klarste Beispiel: tragische Ironie ist es, wenn der Wille dem Liebenden in der Befriedigung seiner Sehnsucht ein persönliches, unendliches Glück vorspiegelt, da doch diese Befriedigung nur den Zwecken des Willens gilt. — Den Ausdruck Ironie wendet man darum passend an, weil es eine seltsame, aber leicht sich einschleichende Vorstellung ist, dass der Wille, wenn er uns zur Befriedigung

seiner Zwecke durch die Vorspiegelung individueller Absichten treibt, sich dieser Täuschung als solcher bewusst sei.

9.

'Pantheismus' ist darum ein so völlig sinnloses Wort, weil θεός eben stets und überall nichts ist, als der zur Person hypostasirte Begriff des Menschen, der 'Pantheismus' aber eben nicht den Menschen zum Centrum und zu der letzten eigentlichen Absicht der Welt macht, sondern ihn in Zusammenhang des All, als Mittel zum Zweck, so gut wie alles Andre, begreift. So streift er (was den Einzelnen dann freilich nur in erleuchteten Momenten gelingt, aber doch stets als Ziel vor Augen bleibt) in seiner Vorstellung der weltbildenden Potenz das specifisch Menschliche (d. h. den ihm allein eignen bewussten Intellect) nach Kräften (und in der Theorie gänzlich) ab: womit dann eine Hypostasirung dieser Potenz zu einem Unsinn wird.

* * *

10.

Der erste Begründer der oben [*4*] charakterisirten 'Menschenphilosophie' dürfte Anaxagoras sein mit seinen schöpferischen νοῦς. Ihm folgt, mächtiger wirkend, Sokrates, dieser Philosoph des Bewusstseins. Sehr charakteristisch ist, dass Euripides (cf. Troad. 886 f.)[1], der mit Sokrates so eng verbundene, ein Schüler des Anaxagoras heisst. — Die vorsokratischen Philosophen haben sonst die schönsten Ansätze zur Weltphilosophie. ... Man könnte also von Sokrates, mit Parodie des bekannten Spruchs des Cicero, sagen, dass er die Philosophie vom All der Natur zum Menschen herabgeführt habe.

11.

Nach Sokrates bildet sich im Griechenthum immer mehr eine einseitige Richtung auf das Bewusste aus, mit gänzlicher Verwerfung alles Instinctiven: diese, mit ganz hellenischer

[1] Die Parenthese ist im Mscr. oben nachgetragen; es ist die berühmte Stelle Ζεύς, εἴτ' ἀνάγκη φύσεος εἴτε νοῦς βροτῶν.

Virtuosität gepflegte Richtung giebt, fürchte ich, für das gewöhnliche Bild vom Hellenenthum ein zu starkes Ingrediens ab. Heftigster, einseitigster Vertheidiger dieser Tendenz gegen einbrechende, neue, auf Wiedererstarkung des unbewussten Vermögens begründete Richtungen ist Lucian.

12.

Wie verständlich ist es, dass mit der Ausbreitung der Sokratischen Richtung die Tragödie verstummt! Denn sie ist die erhabne Darstellung der geheimnisvoll despotischen Macht des 'Unbewussten', dem Intellect Abgekehrten über das, im Lichte des Intellects wandelnde Individuum. Daher denn mit Euripides das Intriguenspiel beginnt, d. h. diejenige Art des Dramas, die sich ganz im Gebiet der Kämpfe von Intellect gegen Intellect hält. Kurz gesagt: Tragödie ist der Kampf des Individuums mit dem allumfassenden Weltwillen, das Intriguenspiel (mit heiterem oder traurigem Ausgang) der Kampf bewusster Individuen unter einander. Damit ist dann ja wohl deutlich gesagt, was die Tragödie scheidet vom Rührstück, dem s.g. bürgerlichen Trauerspiel[1]. 22. Juni 70.

* * *

13.

Im Gegensatz zur vulgären, täglich auf den Gassen und in den Lehrsälen zu hörenden, Ansicht könnte man gradezu behaupten, dass diejenigen Völker, die, wie die Aegypter und Inder, im Thiere die Gottheit verehren, tiefere Religiosität zeigen, als die Israeliten, die nur in der Menschengestalt die Gottheit erkennen und verehren. Jene thierverehrenden Nationen fühlten nämlich tief und richtig, dass das Ehrwürdige, Bleibende Schaffende und Erhaltende nicht im denkenden Vermögen liegt, sondern in jener unbewussten Kraft, die im Thiere zwar nicht reiner vorhanden ist, als im Menschthier (mit Burckhardt zu reden) auch, aber, ungestört durch altkluges bewusstes Denken und Wissen, sich in ihnen reiner darstellt, unbefangener, naiver wirkt. 24. Juni.

[1] Angeschlossen u. A. das S. 46 erwähnte Citat aus Wilhelm Meister.

14.

Als letzten Zweck alles Seins und Wirkens des Menschen, aller ihrer instinctiven und, vom Instinct freilich auch regirten, bewussten Bestrebungen können wir, wenn wir ehrlich sein wollen, doch nichts als die Existenz, die möglichst erträgliche Existenz der Menschheit erkennen. . . . . Bedenklich bleibt nun freilich, dass man in dieser Existenz voll Qual und Herbigkeit den letzten Zweck alles Ringens und Mühens erkennen soll. Daher denn einerseits, bei ehrlich unbefangenen Naturen, bittrer Pessimismus, bei unklar bänglichen Seelen das Hinausschieben des Zwecks. . . Es bleibt wohl nur Eine Mitte: ein individueller Pessimismus, d. h. eine pessimistische Auffassung der Einzelexistenzen, aber eine, wenn man will, vertrauensvolle, wenn man will, rein resignirte Stimmung in Bezug auf die Gesammtexistenz des Ganzen, für die vielleicht die Begriffe gut und böse, elend und glücklich ganz wegfallen, und die wir keinenfalls zu überblicken im Stande sind . . .

* * *

15.

Begnügen wir uns einmal damit, die Existenz als letzten Zweck zu fassen, so finden alle unsre Instincte, und namentlich die moralischen (als wie die nicht dogmatischen unter den zehn Geboten) ihre volle Erklärung: sie treiben uns sämmtlich an, die beste Existenz der Gesammtheit nicht zu hindern oder gar zu fördern . . .

* * *

16.

Die δρώμενα, die bildlichen Darstellungen an den griechischen Mysterien, hatten den, wenn nicht bewussten, doch sicher richtig empfundenen Sinn, dass ein religiös-metaphysischer Inhalt, als durchaus nicht auf Begriffen beruhend, sondern auf der reinen Anschauung des AllEinen, auch nicht durch Begriffe, d. h. durch Worte mittheilbar sei, sondern, wodurch er entstanden war, durch Anschauungen. Daher denn nichts glaublicher ist, als, worauf ja auch alles führt, dass die λεγόμενα der Mysterien sehr geringfügig und nebensächlich waren.

17.

Uebrigens wäre eine dankbare Aufgabe, zu untersuchen, ob nicht das griechische Drama, statt in den üblichen Fabeln, vielmehr in der Darstellung der Mysterien seinen Ursprung habe. Seltsam wäre ja, wenn dem nicht so wäre, da in dieser Darstellung schon vor der Einführung des Bühnendramas, eine vollständig entwickelte dramatische Vorführung fremder Leiden und Thaten ausgebildet war. — Sollten also die σκηνή aus der Darstellung der Priester, der Chor aus der schauenden Gemeinde der Mysten hervorgegangen sein, die in Eleusis wie im Theater nicht ganz müssig war, aber mehr den Stimmungen als den Thaten Verkörperung gab? 20. Juli 70.

18.

Das ist das grosse Wesen der echten Tragödie, dass es so viele differente Deutungen zulässt, von denen jene wie diese gleich richtig sein mögen: freilich wohl nicht gleich tief, wie denn auch das Weltall von vielen Seiten betrachtet werden darf, ohne dass doch die subjectiv gleich berechtigten Standpuncte objectiv von gleichem Werthe wären . . .[1]

* * *

1871.

19.

Eigentlich geht es uns beim Aufnehmen eines tief rührenden und ergreifenden Kunstwerkes, wie den Weibern des Achill: sie weinten um den Patroclus Πάτροκλον πρόφασιν, σφῶν δ'αὐτῶν κήδε' ἑκάστη (Il. T 302). Optimistische Flachköpfe können daher nie wirklich tragisch ergriffen werden. 26. Mai 71.

1870. 71.

20[2].

Die 'Jetztzeit' hat ein vortreffliches Mittel gefunden, sich

[1] Es folgen Schopenhauerisch gefärbte Betrachtungen über bildende Kunst und 'Sprichwörter' aus italiänischen Novellen (Bandello) und aus Arnold's 'Pfingstmontag', auf den R. wohl Goethe geführt hatte, mit dem Datum 8. Aug. 70.

[2] Die folgenden Bemerkungen 20 ff. schliessen mit späterer Schrift (z. Th. mit Daten) an die Notiz vom 5 VII 68 in dem Quartheft an. Die ersten Nummern werden aus dem Jahr 1870 oder 1871 stammen.

der Dankbarkeit, der staunenden Verehrung gegenüber dem Genius zu entschlagen, wenn sie ihn nicht länger secretiren, ignoriren, fortverläumden, 'widerlegen', 'vernichten' kann: er wird 'historisch deducirt', besser noch 'historisch construirt'. Damit ist dann alles in Ordnung und besagter Genius kann dann ruhig reponirt werden. Mir schwant's, als ob diese herrliche Zeit nächstens auch für Schopenhauer und Wagner gekommen wäre.

21.

Wagner ist der Michel Angelo der deutschen Musik: ein Riese an Haupt und Gliedern, ein Titane an Kraft und Vermögen; in seiner Vollendung als Individuum vollgerechtfertigt, unbestreitbar, aber ein wahres 'Individuum', streng gegen Andre abgeschlossen, das subjectivste aller Kunstwesen. Wenn daher solchem ganz besonders gearteten Riesen die kleinen nacheifern wollen, giebt's ein sonderbares Schauspiel: sie platzen, wie der Frosch in der Fabel. Und doch reizen gerade solche heroische Eigenthümlichkeiten am allerstärksten zu solch verhängnisvoller Nachahmung!

22.

Das Classische, im Gegensatz zum Romantischen, möchte wohl eigentlich darin bestehn, dass der 'classische' Künstler mit ungefärbtem, reinen Sonnenauge die Dinge sieht, wie sie sind, d. h. wie sie, aus den reinen, ursprünglichen Bedingungen menschlicher Anschauungsnothwendigkeit und den dieser zum Stoff ihrer künstlerischen Thätigkeit gegebenen Bedingungen (a posteriori) sich zusammensetzen: während der Romantiker alle Aussenwelt erst in dem Spiegelbild seines wunderlich gefärbten eignen 'Gemüthes' zu erkennen und auffassend darzustellen vermag . . . Die vielen Personen, in die er — in seinen Werken — sein reiches Wesen zersetzt, sind doch im Grunde nur das vielfach gebrochene Licht seines eignen Herzens und Sinnes. Eigentlich nur vertragen wir Modernen — richtiger: interessiren uns nur solche 'subjectiv' gefärbte Bilder des Abglanzes der Welt. Schon die Alexandriner mögen in diesem Sinne romantisch genannt werden. Ein Grund übrigens, diese

beiden Arten der Dichter gegen einander abzuschätzen, liegt nicht vor: seltener sind freilich die classischen.

23.

Welch' tiefen Grund mag es haben, dass man hell und klar einsehen kann: selbst die freie, wohl erwogene Philosophie, in deren Lichte Du die Welt erblickst, ist im letzten Grunde, nach der Art menschlichen Erkennens, nicht viel mehr, als eine Allegorie, ein Mythus: und gleichwohl bei dieser scheinbar demüthigenden, die Wahrheit der betreffenden Philosophie, neben so vielen andern Mythen verdächtigenden Erkenntnis, ohne doch ermüdet zu seyn, sich beruhigen kann?[1]

* * *

24.

Das mag wohl der schlimmste Zeitpunkt der Welt seyn, wo die Menge nicht mehr fähig ist, zu glauben. Denn φιλόσοφον πλῆθος εἶναι ἀδύνατον. Wenn also die Autorität ihnen schwindet, wer wehrt der mühsam, bis hierher, gezähmten Bestie in eben diesem πλῆθος?! Gerade so weit aber sind wir in der herrlichen 'Jetztzeit' gediehen: das Schicksal bewahre die 'Folgezeit'!

* * *

25.

... Wirklich empfinde ich, der Schopenhauerschen Philosophie gegenüber, ganz die siegreiche Zuversicht, die uns ein tiefsinniges Kunstwerk giebt[2]: gar nicht eine logische Ueberzeugung von der Unbestreitbarkeit, sondern die Gewissheit, dass solch ein Kunstwerk zu bestreiten, so wäre, als wollte ich mit einem Messer das Wasser in Stücke schneiden. Die Einsicht, dass noch gar viele Kunstwerke, vom Wesen der Welt erzählend, wahr sein könnten, ohne dass dieses darum weniger wahr wäre. Kurz, diese Wahrheit ist eine fundamental verschiedne von aller „wissenschaftlichen" Wahrheit.

---

[1] Vgl. oben S. 26. Eine Fortsetzung dieses Gedankens unter Nr. 25.
[2] Ein Weiterspinnen des Gedankens von Nr. 23.

1872[1].

26.

Man empfindet erst das Grosse, das in dem Spruche des Sokrates vom Nichtwissen, vom Wissen des Nichtwissens liegt, wenn man sieht, wie schwer es ist, unsern naturwissenschaftelnden Welterklärern zum Bewusstseyn zu bringen, dass wir, nach Reducirung der complicirtesten Erscheinungen auf die einfachsten 'Kräfte', ja auf die 'Kraft', den 'Stoff' an sich, noch immer vom Wesen der Welt eigentlich nichts verstanden haben. Jene meinen damit dann das letzte Räthsel gelöst zu haben! Nun bringe Einer aber das philosophische θαῦμα diesen Seltsamen bei, denen, ihrem Instincte nach, eigentlich alles 'selbstverständlich' ist!

27.

Das Porträt, als Kunstleistung, ist vielleicht die höchste Schöpfung der bildenden Kunst: es hat die schwierigste Aufgabe, eine Idee des Individuums darzustellen, also eigentlich einen Widerspruch in sich. Der Porträtbildner soll in Einem Abbilde, nicht eine momentane Darstellung des empirischen Charakters, sondern einen Abglanz des intelligiblen Charakters vor des Beschauers Augen stellen. Welche Feinheit der Beobachtung, welche geniale Divination erfordert es, weder ins Leeridealische, noch in die Fixirung des Augenblicks zu gerathen, sondern z. B. denjenigen (mit Lichtenberg zu reden) pathognomischen Ausdruck des Darzustellenden aufzufassen, ja aus tausend Momenten zu combiniren, der eben diesen intelligibeln Charakter am reinsten und intensivsten zur Anschauung bringt. Sähen wir nicht dieses Wunder in herrlichen Porträts von Tizian's, Van Dyk's, Rubens', Raphael's Hand (viel weniger gehören Bilder von Holbein, Dürer etc. hierher, oder ältere Italiäner), wir würden diesen unglaublichen Vorgang für unmöglich halten; und doch empfinden wir, im Gedanken an solche Meisterwerke, die Kraft solcher Genialität vor der glücklichsten Photographie, die immer ein Augenblicksbild bleibt. — Liegt nicht hier ein Schlüssel zu der verborgnen Aufgabe der

[1] Das Folgende scheint sich nach Tinte und Schrift vom Vorhergehenden etwas abzuheben und an den nächsten datirten Aphorismus anzuschliessen.

Kunst, der bildenden im Besondern? Was bei dem Porträt auf der Hand liegt, ist wohl ihre Aufgabe überhaupt: nicht zu verschönern, die Natur gewissermassen zu steigern, sondern, im individuellen Typus, den intelligibeln Charakter des Dargestellten zur Erscheinung zu bringen, und so, was der Natur selbst nur in weit auseinander gezogenen Scenen successive und mangelhaft gelingt, in Einer εἰκών zu erreichen. Es siegt im Menschen-Genius die Natur über sich selbst!

1873.

28.

Die Empfindung für Landschaftsschönheit ist zu vergleichen dem Lauschen auf das seltsam vieldeutige Brausen und Klingen einer Aeolsharfe. Auf ihr wühlt eine bewusstlose, verständnislose, zwecklose Kraft: einen Sinn, ein tiefes Klagen, ein seufzendes Sehnen hört erst der Mensch heraus, der im eignen Herzen mitsingt. Wie das eigentlich Schöne, so sieht auch das Rührende, Bedeutende, symbolisch Erregende erst der bewegte Mensch in die Landschaft hinein. 12. 1. 73.

29.

Warum billigen wir in solchen Dichtungen wie: Antigone, Faust, Tannhäuser u. dgl. beide Seiten der im Conflict liegenden Mächte? Warum jauchzen, jubeln, leiden und triumphiren wir mit der schrankenlos befreiten Individualität des edlen leidenden Helden, können aber nicht anders, als seine Bestrafung, Vernichtung von Seiten der geordneten Welt gerecht, gerechtfertigt zu finden? Ist es nicht, als ob es zwei Weltordnungen gäbe, als ob unsre (hier strafende, sich strafend behauptende) Welteinrichtung zwar bei der mangelhaften Beschaffenheit des Menschengeschlechts gut, weise, nothwendig, geheiligt sey, eigentlich aber nur ein Kind der Noth, des Bedürfnisses, dem, in völlig edlen Individuen, ein freier Selbstbestimmungstrieb sich entgegenstellen dürfe, der zwar die also Befreiten zur gewaltsamen Ausscheidung aus dieser Ordnung der Noth zwingt, aber in deren erhabenem Untergang uns einen Blick, wie durch zerreissende Wolken, in einen tiefen goldnen Himmel einer höheren Welt eröffnet? Es ist wohl etwas daran, wenn Mystiker behaupten, für den Reinen und Heiligen

gelten die sonst unerschütterlich gültigen Gesetze dieser gegenwärtigen Sittenordnung nicht: aber, bei praktischer Befolgung solcher Lehren ist die Gefahr der falschen Auswahl solcher 'Heiligen' unendlich gross: wir sollen wohl den seligen Zustand höchster, schuldreiner Freiheit nur im verklärenden, für Momente uns hoch erhebenden Bilde schauen!

30.

„Das unterscheidet Götter von Menschen, dass viele Wellen vor jenen wandeln; uns hebt die Welle, verschlingt die Welle, und wir versinken." Unübertrefflich! Aber auch uns Armen hebt, in glücklichsten Stunden, im Genusse seiner Kunstwerke, der Genius (der künstlerische wie der philosophische) mit feurigen Armen aus dem ewigen Meere empor: dann sehen wir, selig unbewegt, das herrliche Schauspiel dieses Wellenspieles, von Noth und Angst befreit, „vor uns wandeln": in solchen Momenten sind wir, wie die Götter! Und solche höchste Wohlthäter sollten wir nicht heroisch verehren?! . . .

31.

Es ist mir, bei der Lectüre von H. Dixons *New America* und 'Seelenbräute' aufgefallen, wie unmöglich es sei, solche, wie es scheint im menschlichen Wesen tief wurzelnden Triebe, die namentlich im Shakerthum sich zeigen, aus irgend einem Deismus, überhaupt anders als aus einem entschiedenen Pantheismus zu erklären. Man beachte die abscheuliche Unklarheit und Oberflächlichkeit in der Darstellung des natürlich rein theistischen Engländers! Januar 73[1].

32[2].

Ein Grund für die lange Beibehaltung überlieferter Stoffe in der Dichtung der Griechen und mittelalterlichen Völker, der Scheu vor Einführung selbst erfundner Stoffe lag wohl in der (unbewussten) Empfindung, dass eine selbst geschaffene Geschichte, vornehmlich wenn sie, wie die meisten

[1] Das Datum hat Rohde mit Bleistift später nachgetragen; er muss auf die Notiz und ihre Formulirung Werth gelegt haben.

[2] Das Folgende auf anderm Papier, mit andrer Tinte und Schrift.

Begebenheiten dieser 'besten Welt' auf ein traurig-schmerzliches Ende hinausläuft, entweder ein herbes Gefühl von der schrecklichen Irrationalität dieses irdischen Weltlaufes hinterlässt, oder uns mit einem kunstvoll gebauten, nach Ursache und Folge, Schuld und Strafe absichtsvoll und klar gegliederten Lebenslaufe durchaus aus dem Lande der Dichtung hinausärgert. Eine uralt überlieferte, von vielen Geschlechtern liebevoll, wie eine Offenbarung ältester Weisheit gepflegte, allmählich autorlos gewordene Erzählung kann uns das Schrecklichste ohne juristisch-poetische Zugabe einer s.g. 'Gerechtigkeitslösung' vortragen; wir nehmen es, erschüttert und zu tiefem Sinnen ergriffen, dennoch hin, wie einen furchtbaren Vorgang des wirklichen Lebens selbst, ohne Weigerung, wie einen Einblick in ein räthselhaftes Treiben, dessen gewaltige Harmonie wir mehr ehren als verstehen. Was aber aus einem einzelnen Menschengehirn eben neu und willkürlich herausgesponnen wird, daran ertragen wir das furchtbar Fragmentarische, höhnisch Harte, grundlos Schreckliche nur mit Widerstreben ... Wenige auch vermöchten es, eine so ganz unerklärlich schreckliche Erscheinung, wie sie das Leben so vielfältig darbietet, ohne Weiteres, d. h. ohne Einsetzung eines raisonnabeln Räderwerkes von treibenden Gründen, in einer Nachbildung hinzustellen. Der Mensch kann schwer seinen angeborenen Causalitätssinn soweit verleugnen, dass er, wenn ihm selbst die Aufgabe zufällt, ein Stück Lebens zu erfinden, in diesem abgebildeten Stücke nicht eine Causalität spielen liesse, die in den Ereignissen des wirklichen Lebens so nicht vorhanden ist: nämlich eine Causalitätswirkung moralischer Ursachen auf äussere Ereignisse. Er sucht in der ganzen Welt eine solche Causalität, und nennt das, was er dafür hält, Gott. In alten Volksüberlieferungen erträgt man diese naiv oder tiefsinnig wirkende Gottes-Causalität wohl; schwer in willkürlichen Erfindungen des Einzelnen: als wo eine grosse Weisheit erforderlich wäre, um solches eigentlich unkünstlerische (von der reinen Lust am Betrachten der Erscheinung ablenkende) Causalitätenspiel in eine künstlerische Sphäre zu erheben. Den eignen Erfindungen, in Specie dem Roman, klebt wesentlich stets eine Tendenz, etwas Didaktisches an, das dem reinen Kunstschaffen im Wege steht. — Wir ertragen, bei eignen Erfindungen dichterischer Art, weder wenn der Dichter, dem Leben gleich, das Räthsel als Räthsel stehen lässt, noch wenn er uns eine Lösung

in die Hand giebt, deren Unzulänglichkeit im Vergleich mit der tiefsinnigen Wirklichkeit wir wohl empfinden 17. 5. 73.

33.

Die sonderbaren „Geschichtsphilosophen", die den Genius aus dem Gähren und Gebären der vielen Mittelmässigen hervorgehen lassen! Ich sehe die Sache umgekehrt: der Genius formt seine Zeit, nicht die Zeit den Genius. Tritt der Genius unter die Menschen, so wirkt er in langen und weiten Kreisen, zur Nacheiferung antreibend, nach, wie der Stein, der ins Wasser fiel. Haben etwa die Wasserkreise den Stein zum Hineinfallen gebracht, nicht vielmehr der fallende Stein die Wellen und Wasserkreise hervorgerufen?

34.

Es giebt Gesichter, bei denen eine etwas lebhaftere Erregung nicht den Charakter erschliesst, sondern ihn wie zu maskiren dient: z. B. Gutschmid. 17. 5. 73.

35.

Das Paradies, eine goldne Zeit, stand vermuthlich nicht in dem Beginne unsrer menschlichen Geschichte — wie mit den Hebräern auch die tiefsinnigen Griechen glaubten: sicher aber steht es auch nicht an ihrem Ziel und Ende, wie unsre biedern Tageshelden meinen, denen jede zweckmässigere Einrichtung äusserer Dinge ein 'Fortschritt' zu diesem Paradiese, jede weitere Entfesselung zu geistiger Zügellosigkeit eine 'Errungenschaft' heisst. Die Geschichte sollte die Herren doch eines Bessern belehren in dieser Zeit der 'Historie und Kritik'!

36.

Betrachtet man die erstaunlichen Befreiungsthaten auf geistigem Gebiet am Ende des vorigen Jahrhunderts: die Abwerfung künstlerischer, faul gewordener Routine durch Winkelmann, die fanatische Predigt eines Rousseau gegen eine unselige, von den Ahnen ererbte, kranke Verbildung in allen Dingen, Kants philosophischen Drachenkampf, seine fast übermenschliche (eigent-

lich zu verstehn) Erkenntnisthat: dazu die positiven Neuschöpfungen, die ersten Boten einer neuen Zeit: Goethe's unerhörte, eine neue Welt ankündigende Dichtung und Dichterexistenz, Beethovens, Mozarts Musik, und so vieles andre — so begreift man wohl, dass jene Recken eine abgelebte Zeit zu Grabe trugen, eine neue in's Leben führen wollten: und ihr Prophet war vor allem Schiller. Daneben aber empfindet man es schmerzlich, wie seitdem keineswegs, nach vulgärer Meinung, die geistige Erhebung nun immer rüstig weitergegangen ist; vielmehr ist eine schreckliche Erschlaffung eingetreten: wir standen am Morgen einer neuen Weltcultur, die es vielleicht mit der griechischen aufgenommen hätte; aber ein trüber Regen fiel ein und verschleierte Alles. Jene Helden wollten uns eine neue Bildung bringen: und über Nacht haben wir nichts als eine neue Politik daraus gemacht!

Hat die Ermattung durch die französische Revolution und die daran geschlossenen langen Kämpfe dazu beigetragen?

19. Mai 73.

37.

Der (oft übertriebenen) Sucht, dem Gange der menschlichen Bildungsgedanken und Künstlererfindungen einen Weg historischer Weitererbung, statt eines mehrmaligen spontanen Entstehens nachzuweisen, beruht doch auf dem sehr richtigen Gefühl, dass nichts auf der Welt seltner sey, als die Erfindung von etwas wirklich Neuem auf geistigem Gebiete: welche Erfindung man daher möglichst selten und sparsam sich eintretend denkt. 19. Mai 73.

38.

[1]Unsre moderne 'sentimentale' Naturbetrachtung enthält, so scheint es, stets ein allegorisches Element, welches in der Gestaltung und Thätigkeit der Natur eine Parallele zum Menschendasein empfindet. Dies ist es wohl eigentlich, was uns bei solcher Betrachtung oft so stark zu rühren vermag. — Es liegt darin, recht verstanden, eine Art formloser Mythologie, die sich nun freilich zur ächten plastischen Mytho-

[1] Das Folgende mit feinerer Schrift, offenbar einige Zeit später.

logie verhält, wie das Rauschen der Aeolsharfe zur fest gebildeten Melodie.

39.

Wenn wirklich die bildende Kunst es mit einer Darstellung des Gattungstypus (= ἰδέα) zu thun hätte, so müsste sie ja, genau genommen, am letzten Ziele einmal in Einer Figur ihre höchste Aufgabe erreichen und erfüllen können. Jeder fühlt das Unsinnige dieser Consequenz. — Nein, man kann, in einem tiefsten Sinne, sagen: *pulchrum est multiforme*, und zwar seinem Wesen nach, im Gegensatz zum Einen, philosophisch ergreifbaren Wesen der Welt.

* * *

40.

Poetische Gleichnisse haben darin ihre Kraft, und ihre oft begeisternde Wirkung, dass sie nicht nur zu der menschlichen Handlung ein Aehnliches aus andern Kreisen der Natur hinzubringen und danebenhalten, sondern geradewegs die Gleichheit der eigentlich wirksamen Kraft in dem menschlichen und dem damit verglichenen Vorgang aus der weitern Natur, etwa den μετέωρα, dem Leben des Wassers, der Thiere, empfinden lassen. Verglichenes und Gleichendes verhalten sich zu einander wie concentrische Kreise[1].

20. Juli 73.

41[2].

Das beste Instrument der Erinnerung ist vielleicht der Geruchssinn. Ich erinnere mich bei bestimmten Gerüchen sofort alter Zeiten, bestimmter Oertlichkeiten und der Ereignisse und Stimmungen, die sich an sie knüpfen. Z. B. ein bestimmter

[1] Ein Gedankengang (vgl. auch Nr. 38), auf dem Rohde sich (schwerlich zufällig, s. oben S. 17) den Anschauungen G. Th. Fechners nähert, vgl. dessen Zend-Avesta II[1] S. 14 ff. — Beiläufig sei hier an die wunderlichen Phantasien Fechners von einem zukünftigen 'höheren Menschen' erinnert, Zend-Avesta II S. 193 ff. 206.

[2] Wie Rohde hier einen Schopenhauer'schen Gedanken (Parerga S. 353) weiterspinnt und mit italiänischen Erinnerungen verbindet, das schien interessant genug, um im Auszug mitgetheilt zu werden.

moderiger Geruch ruft mir stets Hansen's Vordiele in Wandsbeck und damit eine ganze Reihe von Erlebnissen und Träumen einer seltsamen Jugendzeit zurück; ähnlich erinnert mich ein gewisser Geruch frischer und feuchter Bretter an Jena usw. .... Die katholische Kirche weiss übrigens sehr wohl, was sie thut, wenn sie die Empfindung einer gewissen mystischen Erhebung mit dem starken Weihrauchduft, den sie bei der Messe aufsteigen lässt, so unauflöslich im Gedächtnis verbindet, dass man durch jenen sonderbar erregenden Duft stets wieder in jenes Gefühl einer geheimnisvoll süssen, halbreligiösen Träumerei unwillkürlich emporgehoben wird. 20. August 73.

* * *

12.

Sehr charakteristisch, und wie von einem instinctiven Gefühle des wirklich bezeichnenden eingegeben ist der Gebrauch unsrer bunt aus allen Sprachen zusammengewürfelten Kunstsprache, wonach sie das 'Realistische' aus dem Lateinischen das 'Idealistische' aus dem Griechischen herübergenommen hat.

13.

Je genauer, tiefer und intimer Einer eine fremde Sprache versteht, ja zu empfinden lernt, desto weniger wird er geneigt und geschickt werden, Dichtungen oder prosaische Werke aus jener Sprache in die eigne zu übersetzen. Er wird, viel tiefer als ein oberflächlicher Kenner, das ganz Specifische, in keiner zweiten Sprache wiederzugebende vieler und gerade der besten Ausdrücke jenes fremden Idioms empfinden, die sich, genau entsprechend, eben nicht übersetzen lassen: wie etwa zwei Kreise sich schneiden, aber, bei verschiedenem Radius[1], nie decken können.

* * *

14.

Das Lehrgedicht verwirft man zu unbedingt. Es giebt eine Gattung tiefsinniger Erkenntnis, die keine blosse Dichterphantasie ist und doch nicht mit dem Organ der Begriffe, der Vernunft allein gefasst wird und auch von dieser allein nicht

[1] Rohde hat wohl 'Centrum' schreiben wollen.

mitgetheilt werden kann. Diese Erkenntnis giebt dem Erkennenden das Gefühl innerlichster Wahrheit: und doch behält sie etwas Bildliches an sich, das mit einer künstlerisch anschauenden Fähigkeit aufgefasst und an eben diese im Hörer mitgetheilt wird. Im Grunde sind die eigentlich metaphysischen Erkenntnisse wohl alle dieser Art; sie behalten etwas bildlich-symbolisches; etwa wie ein Traum symbolisch von einem später sich bewahrheitenden Factum berichten kann[1]. Solche Erkenntnisse in einer dichterischen Form mitzutheilen, ist durchaus wohlgethan. Daher denn auch die Griechen der edelsten Zeit gerade ihre philosophischen Einsichten in solchen Lehrgedichten mittheilten: Empedocles, Xenophanes etc. Wie manche Missverständnisse würden vermieden, wenn z. B. Bücher wie Nietzsche's Geburt der Tragödie in solcher Form eines lehrenden Gedichtes aufträten! — Dagegen ist es allerdings eine künstlerische Unthat, *Praecepta* über Medicin, Grammatik, Fischfang etc. in dichterischer Form mittheilen zu wollen.

* * *

1874.

45.

Phantasie haben manche der edelsten Thiere: das zeigt sich z. B. an dem Scheuen der Pferde beim Fahren im Mondenschein, wo sie vor eingebildeten Schreckfiguren zurückfahren, die sie aus Baumschatten usw. heraussehen. Vielleicht auch an den Träumen der Hunde. Erwacht also, beim Uebergang vom Thierischen zum Menschlichen, die Phantasie zuerst? Ist sie darum bei einer uralten Menschheit die einzige Leiterin gewesen?

46.

Ich habe, in den Weihnachtsferien, Jean Pauls 'Titan' aufs Neue gelesen und hoch bewundert. Roquairol namentlich ist eine der tiefsinnigsten Gestalten irgend eines Dichters, von einer erschrecklichen innern Wirklichkeit![2] — Uebrigens scheint

[1] Wie die vorhergehende, hier weggelassene Nummer (vgl. oben S. 65), angeregt durch Schopenhauer's 'Versuch über das Geistersehen'. Es folgen, datirt vom 14. Nov. 1873, Bemerkungen über die Auffassung Beethovenscher und Wagnerscher Musik, die auf ähnlichen Wegen gehn.

[2] Auf einem Blatt aus späterer Zeit (aus dem April 77) findet Rohde in sich selbst »ein Stück einer Roquairol-natur«.

mir's so: Jean Paul vernahm die Welt und ihre Art mit einem ganz andern Organ, als dem Auge, und nun will er, als Epiker, doch das Vernommene dem Auge des Zuschauers darstellen. Das giebt dann eine wunderliche Incongruenz. Er empfand, so scheint es mir manchmal, die Dinge der Welt wie ein Musiker. Und dass er nun doch kein Musiker war, macht eben die so leicht zu bemerkende Halbheit seiner Kunstübung aus. 24 I 74.

47.

Eine historische Betrachtung hat solange mit der Cultur nichts gemein, als sie nicht ihr Resultat zu einem Motive für den Willen zu machen im Stande ist. Jetzt bringt man nun gar die Religion den Kindern historisch bei! Das liegt nun allerdings in der Consequenz: aber doch, welche Stumpfheit des Gedankens! Lehrreich wäre es, einmal in der Geschichte der classischen Philologie den Weg von der wirklichen Culturbedeutung dieser Studien zu ihrer vollen Historisirung zu verfolgen.

48.

Wird schon in der Malerei viel geheuchelt (cf. Fabrikbilder von Pietro Perugino mit der unempfundenen Frömmigkeitsverzückung u. dergl.), wie viel wohl gar erst in der Musik! Ich habe wenigstens diesen Verdacht oft auch berühmten Maestri gegenüber, sonderlich dem wackern Mendelssohn. Ob der sich z. B., bei seiner scheusslichen Ruys-Blas-Ouvertüre irgend etwas gedacht, irgend etwas empfunden hat? Nun aber die Qual für den Hörer, der mit ehrlichem Willen einen Empfindungsinhalt zu suchen sich abquält, der in dem leeren Geklingel überhaupt nicht liegt!

49.

Der Teufel hole das 'historische Begreifen' grosser Genien! Nie lehrt es uns mehr, als die Schranken, die einseitige Färbung der Werke grosser Menschen kennen, aber was lehrt es uns denn von ihrem tiefen, beglückenden Wesen? Was hilft uns all der Plunder zum Verständnis Shakspeares? Und dabei

die Glückseligkeit des 'Eulengeschlechts', wenn sie an solch ein 'Historisches' sich klammern, daran herumknuppern, ein Versenken in das unergründliche Wunderwesen des Genius sich nun erlassen und *tamquam re bene gesta* sogar dicke Bücher über XX 'und seine Zeit' schreiben können! Welche Absurditäten dabei zu Tage kommen, zeigt wohl nichts klarer, als die Thorheiten, die man über Kleist debitirt. Den soll das Unglück Deutschlands getödtet haben! Als ob das für ihn etwas anders gewesen wäre, als ein freilich gar zu nahe liegendes Symbol für die ewige Noth, Gedrücktheit, Trübseligkeit der Welt, der Menschheit, deren Empfindung, zu einer persönlichen Qual gesteigert, dies schwere Herz unaufhaltsam in die dunkle Tiefe, in die bewusstlose Nacht zurückzog!

50.

Ich bin darum ein gar so schlechter Conversateur, weil ich allzu ungeduldig stets über die banalen Zurüstungen zu banalen Resultaten wenigstens doch zu diesen Resultaten gleich überspringen möchte, während freilich wohl das bürgerliche Vergnügen gerade in dem bedächtigen Menuettschritt besteht, mit dem man gemeinsam das ganze ABC von Thorheiten bis zum Z gemessen durchwandelt.

51.

Ein nicht allzu eitler Autor kennt die Mängel seines Buches darum am Besten, weil er allein den grossen Abstand von der Idee in seinem Kopfe zu dem εἴδωλον in seinem Buche kennt. Denn die andern können doch nur aus dem εἴδωλον auf den Glanz der ἰδέα dunkel zurückschliessen. Der Kritiker ersetzt nun freilich diese Autor-Unzufriedenheit überreichlich, indem er das εἴδωλον an irgend einem unverschämten Luftgebilde misst, das ihm seine klugen Kannegiessergedanken eingeben.

52.

Der Genuss eines Kunstwerkes besteht vielleicht hauptsächlich darin, dass durch die Production — bei dem Künstler, und durch die Reproduction — bei dem Hörer und Schauenden, jene Schöpferkraft in Bewegung gesetzt wird, die heim-

lich in uns lebt, aber für gewöhnlich schläft, ob sie gleich eigentlich uns selbst erst geschaffen hat, und deren Erwachen eben die höchste Wonne des Menschen ausmacht, da seine Lustempfindung immer auf einem Gefühl der Thätigkeit beruht. So würde es sich z. B. erklären, warum Wachsbilder mit ihrer vollen Illusionswirkung — nach Schopenhauers Bemerkung[1] — durchaus unästhetisch wirken: wir kommen bei ihnen eben gar nicht in den Fall, überhaupt productiv zu werden, da sie uns gegenübertreten wie lebende Menschen (ein schwächerer Kunstgenuss liegt freilich in der Production, die ja zu jeder Sinnenapperception erforderlich ist.) Alles natürlich erklärt diese Auffassung am Kunstgenuss nicht: sonst müsste ja freilich ein Kunstwerk uns desto mehr entzücken, je mehr es hinter der Absicht seines Schöpfers in der Ausführung zurückstünde, da dann die reproducirende Thätigkeit des Beschauers stärker in Anspruch genommen wäre.

53.

Wie lehrreich müsste ein ganz unbefangen und frei geschriebenes Buch über die Wandlungen des Unsterblichkeitsglaubens sein! Sicherlich entsprang und entspringt er stets aus einem Gefühl des überwiegenden Leides, Elends, vor allem des ungerechten Ganges des Menschenlebens und der Abgebrochenheit alles menschlichen Bestrebens[2]. Von allem dem hofft man das Gegentheil in einer „bessern Welt“ zu finden. Es gab eine Zeit, wo dieses Gefühl noch gar nicht erwacht war: dahinein gehört z. B. der Dichter der Ilias. Der bedarf offenbar einer Ausgleichung noch gar nicht (sein Hades giebt sie ja keineswegs). Ein sehr schwer zu fassender, auch nur poetisch nachzufühlender Zustand. Wer nun an solche spätere Ausgleichung glaubt, dem ist die Sache freilich leicht glatt und einfach gemacht. Nun schwindet aber der Kinderglaube an solche erträumte „andre Welten“ bei erwachender Vernunft nicht nur Einzelnen sondern ganzen Völkern. Was dann? Das Gefühl des Elends, der Noth, der Unge-

[1] Parerga und Paralipomena § 209.

[2] Die Worte 'und der' bis 'Bestrebens' mit Bleistift über der Zeile. Diese Sätze stehn übrigens im vollen Gegensatz zu den Anschauungen der Psyche; sie zeigen, wie weit der Weg ist, den R. im nächsten Jahrzehnt zurückzulegen hatte.

rechtigkeit der Welt steigt gleichzeitig mit dem sinkenden Glauben an eine transmundane Ausgleichung. Wo einen Trost finden? Buddhistische Naturen und Völker finden Trost in der Erwartung einer völligen Vernichtung; aber das ist ja eigentlich kein Trost für die, die doch auf diese Welt und sie allein angewiesen sind und mit unwiderstehlicher, unwiderleglicher Liebe dieses seltsame Leben trotz alledem lieben. Es kommt ja darauf an, dieses Leben in seiner Mangelhaftigkeit tröstlicher zu machen: dass es einst einen erwünschten Ausgang ins Nichts nimmt, was hilft uns das? Die Menge begnügt sich mit dem Palliativmittel ihres kurzsichtigen Leichtsinns. Wer das verschmäht, was bliebe dem? Was bliebe einem ganzen ungläubig gewordenen Volke? Hier liegt eine drohende Frage an die Zukunft. 24. 1. 74.

54.

Ein Bonmot kann man eigentlich nur machen, wenn man sich entschliesst, zwei Sachen einmal mit äusserster Einseitigkeit zu betrachten, ihre Aehnlichkeiten zu bemerken, die ungeheuren Unähnlichkeiten zu übersehen. Dieses Talent, zu dem eine gewisse rhetorische Gewissenlosigkeit gehört, ist nun den Franzosen absonderlich eigen, es steckt all ihren Autoren im Blute. In ernsten Dingen macht eben darum eine solche Bonmotsbetrachtungsweise und ein solcher Bonmotstyl den Eindruck eines schlechten Witzes, obwohl es dem französischen Autor mit seinen Einfällen meist ganz ernst ist. 24. 1. 74.

* * *

55.

Man kann mit der Schopenhauerschen Philosophie allein nicht leben. Nicht nur darum, weil sie eben, ernstlich genommen, das Leben negirt, und dabei doch in ihrem verneinenden Schluss eine leicht erkennbare phantastische Undenkbarkeit enthält, wie sie wohl einer Religion, wie der Buddhistischen — der übrigens diese Undenkbarkeit nach ihren Prämissen nicht innewohnt — geziemen mag, aber nicht einer philosophischen Lehre. Nicht nur darum. Sondern hauptsächlich darum: weil diese Lehre ihren Blick so tief einbohrend,

enthusiastisch anhaltend auf das Einheitliche in dem Leben der Welt und also auch der Menschheit richtet. Diese Einheit ist nun, ihrem Wesen nach, stets die gleiche, durchaus unveränderliche. Welchen Sinn hätte es, mit solchen auf das unveränderlich Eine gerichteten Gedanken, noch leben, d. i. im Leben wirken, d. h. noch näher, auf eine Besserung und Steigerung des Lebens hinarbeiten zu wollen? Da doch das, was man einzig als wesentlich erkennt, was man überhaupt einzig erkennt, einer Veränderung *in melius* (oder auch *in pejus*) gar nicht fähig ist? Mit dieser Erkenntnis, wenn sie kein flatternder Schleier der Lebensbegier verdeckt, fällt alle Aufforderung zum Handeln im Leben fort .... Was soll man freilich thun? Sich einen Schleier willkürlich vorbinden? Oder vielmehr sich dem unablässig dringenden Rufe der Pflicht des Menschen ohne weitere Bedenken willig zeigen? So soll es wohl sein. Im Uebrigen behält diese philosophische Betrachtung tausendmal Recht: und sie soll wie ein tiefer, ernsthaft und strenge in der Tiefe mittönender Bass im Concerte unserer Empfindungen und Thaten mitklingen. 28. 2. 74.

* * *

56.

Ich glaube, bei allen Religionen beginnt das Absurde und Widerwärtige erst dann, wenn sie sich des Lebens der Menschen in seiner ganzen Breite bemächtigen. Sie sind ausgegangen und beseelt von einem ganz einseitigen und Eine Region, gleichsam Ein Segment des weiten Kreises menschlicher Beziehungen einzig in's Auge fassenden, diesen Einen Punct mit aller ihrer Seelenkraft durchdringenden Gedanken: nun soll, nach diesem Gedanken, das ganze Leben in seinen tausendfachen Relationen, geordnet werden; da wird nun jener Gedanke widernatürlich gereckt und gestreckt und es entsteht der theologische Unsinn und Frevel.

57.

Nur auf einem mittleren Standpunkte geistiger Befreiung meint man, die Religionen verachten zu dürfen; ist die Emancipation auf ihrer höchsten Entwicklung angekommen, so „sieht

man, dass wir nichts wissen können", und die Religion gewinnt neue Kraft und neuen Muth.

58.

Was es mit der Philologie, seit sie sich wirklichen Culturabsichten stolz entfremdet hat, eigentlich noch auf sich habe, zeigt wohl nichts deutlicher, als der Umstand, dass für viele Philologen, ja für eine Anzahl der gescheutesten darunter (z. B. Bentley, Madvig, Cobet etc.) die Schriften der Alten gar kein Interesse haben würden, wenn sie zufällig ganz ohne Fehler überliefert wären; eigentlich also interessiren diese Leute die Versehen und Fälschungen der Abschreiber (und ihr eigner, an deren Aufdeckung arbeitender Scharfsinn), aber nicht die Alten selbst.

59.

Bilder von Gabriel Max. Sehr belehrend der Beifall, welchen sie finden. Das rein Malerische daran kann Niemand erwärmen: sie reizen durch das Rebusartige ihrer Darstellung, welches den Scharfsinn, ein äusserliches Combinationsvermögen, in Bewegung setzt, den Leuten, die vor dem reinsten Kunstwerk gähnend stehen würden, den Trost verschafft, sich productiv zu wähnen, indem sie sich von dem rein Künstlerischen möglichst entfernen. Eigentlich ist das der Standpunkt der allerprimitivsten Kunstübung.

60.

'Nachahmung der Natur' in der Kunst wäre eine schöne Sache: wenn man sich nur etwas bestimmtes dabei denken könnte. Was man 'Natur' nennt, ist ein Product eines objectiven Factors (der äusseren Dinge) und des subjectiven Betrachters. Im Kopf eines Ruisdael, Claude Lorrain, Tiziano ist dieselbe 'Natur' etwas ganz Andres als im Kopf eines Spiessbürgers, in welchem sich die Welt spiegelt wie in der Rundung eines Löffels, verzerrt und aufgeblasen. Man könnte auch sagen: die 'Natur' ist wie ein Musikinstrument; freilich kommt es auf ihren edleren Bau an, dass der Ton ein voller und warmer werde; aber sie erklingt nur in der Hand des begabten und begeisterten

Künstlers. Wenn also ein Rafael, ein Thorwaldsen von 'Nachahmung der Natur' reden wollten, so hätten sie freilich recht, aber nur für sich: ihre, d. h. die in ihrem Kopfe sich spiegelnde Natur ist an sich schon ein Product menschlicher Kunst, und es giebt keine höhere Kunst als die Nachahmung dieser Natur. Aber so absolut gesagt, hat die Vorschrift einer Nachahmung der Natur gar keinen verständlichen Sinn — durch die Berücksichtigung des subjectiven Factors in aller Kunst erklärt sich der Kunstgenuss auf das Einfachste. Im Kunstwerke lässt uns der grössere, stärkere, freiere und feinere Geist des Künstlers auf eine kurze Zeit die Welt mit seinen Augen sehen und wie auch er sie nur in seinen höchsten Augenblicken sah; daher die beglückende Erweiterung und Hebung unsres ganzen Wesens im Genuss der Kunstwerke. — Die Photographie hat keinen Kunstwerth, weil ihr das Wesentlichste des Kunstwerkes fehlt, der subjective Factor des schaffenden Künstlers. Findet man trotzdem in einer Photographie einen Kunstwerth, so findet man ihn darin, wie in der 'Natur' selbst: man legt ihn nämlich hinein, man ist eigentlich selbst der Künstler.

61.

Bescheiden zu seyn ist die seltsamste Anforderung. Man wähnt wohl zuerst, diese Anforderung verlange eine geringe Meinung von den eignen Kräften und Leistungen, ein, den Uebermuth dämpfendes Bewusstsein von der wirklichen Geringfügigkeit des von dir selbst Vollbrachten, von der Beschränkung deiner Fähigkeiten. In diesem Sinne würde der normale Mensch leicht und naturgemäss bescheiden sein können. Aber das versteht *plebs bipedum* nicht unter Bescheidenheit! Es genügt nicht, dass man sich selbst und das Seine gering anschlage; man soll das Fremde und die umgebenden *hominciones* hoch schätzen und das ihnen recht auf- und eindringlich zeigen. Man soll also den scharfen Blick, der die eignen Fehler so deutlich erkennt, abstumpfen, wo er sich nach Aussen zu richten hat. Die unsinnigste aller Forderungen. Daher denn die Bescheidenheit, in diesem, ihrem hergebrachten Sinne, entweder Zeichen wirklicher Betäubung des Verstandes oder reine Heuchelei ist, in ganz praktischen Absichten ausgeübt.

Das letzte wird sie meistens sein: denn wie wäre es ernstlich und aufrichtig möglich, das *gros* der umgebenden *homunciones* hoch zu schätzen![1]

1875[2].

62.

Die seltsamen Leute, welche an tragischen Helden stets eine Schuld, als Begründung ihres Unterganges suchen, übersehen nur, dass von Schuld schon darum nicht die Rede ist in einer rechten Tragödie, weil der schliessliche Untergang des Helden ja keine Strafe ist. Im Gegentheil: das eben ist die Stimmung einer rechten Tragödie, dass sie die Schätzung der Dinge umwandelt: „das Leben ist der Güter höchstes nicht". Wenigstens nicht dem tragischen Helden. Nicht weil er, wie ein Asket, einfach seinen 'Willen' 'verneinte', sondern weil er einen Aufschwung gethan hat in ein Reich der Freiheit, welche freilich mit dieser Welt nicht bestehen kann, und ihm ein längeres Verweilen hier unten zur reinen Qual macht.

63.

Warum freut man sich so sehr viel lebhafter, wenn Einer an uns lobt — nicht was wir uns selbst verdanken (Fleiss, Bildung, Geschick), sondern was ohne unser Zuthun uns auszeichnet: Schönheit, Klugheit, Kraft?

64.

Die Empfindung für die Natur geht mit der für Musik Hand in Hand: Wir empfinden das grausig Schöne, Erhabene, noch im wild tosenden Meere, im frei brausenden Urwald, in einer schrecklich endlosen Steppe — und so vermögen wir auch eine Musik schauernd zu geniessen, in der das Element der reinen Schönheit kaum auf Augenblicke aus dem wogenden Erguss

[1] Noch hier wirkt fühlbar Schopenhauer nach, vgl. W. W. u. V. II 37 S. 484. Verwandt sind die Bemerkungen über die antike μεγαλοψυχία, 'Roman' S. 318[1], s. oben S. 209[3].

[2] Auf anderm Papier, mit andrer Tinte und Schrift.

unheimlich grosser Leidenschaft auftaucht. Die Alten verstanden wesentlich, im künstlerischen Sinne, nur eine gezähmte, milde, freigiebige, 'schöne' Natur. Darf man ihren Musiksinn sich ähnlich eingeschränkt denken?

* * *

65.

Wie die innern Theile des Menschen — Herz, Magen, Eingeweide usw. — ohne unser Zuthun, ohne unser begleitendes Bewusstsein sich bewegen und arbeiten, und nur unsre äussern Glieder, in ihrer Bewegung und Thätigkeit, von unsrer bewussten Willkür regiert werden: so können wir freilich unseren Intellect nach Gutdünken, wenn auch innerhalb bestimmter Grenzen, frei bewegen, aber unser Wille, alles Moralische an uns, operirt im Stillen, unbemerkt, von Willkür unbeeinflusst, meist ohne uns recht bewusst zu werden, weiter. Es ist fast schon eine Krankheit, wenn die verborgene Arbeit unserer innern Theile und unsres Willens uns ins Bewusstsein treten.

* * *

1876.

31. 1. 76.

* * *

66.

Ach, die Musik! ihr danke ich doch gewiss den poetischen Inhalt meines innersten Wesens. Erinnere dich, liebe Seele, der seligen, überwallenden Trunkenheit, in der du umherwandeltest, während, in meinen Knabenjahren, Mama allerlei Lieder sang, die mich seitdem nie wieder losgelassen haben. Denke an die goldenen Gärten des Glückes, in welche du versetzt wurdest, während (Frühjahr 70) Nietzsche dir aus den 'Meistersängern' vorspielte: „Morgendlich leuchtend". Das waren die besten Stunden meines ganzen Lebens.

* * *

67[1].

Mit dem Mythus mag es ähnlich sein, wie mit der Musik.

[1] Das Folgende mit andrer Schrift und (bläulicher) Tinte; es scheint aus erheblich späterer Zeit zu stammen, als das Umstehende.

Drängt nicht bei Beethovenschen Quartetten es in uns zur Erläuterung des Inhalts der Musik in Vorgängen — in Versen? d. i. doch zuletzt in Begriffen? Aber man hat gewiss alles eigentlich Wesentliche der Musik gefasst, wenn man sich rein dem musikalischen Gang und Wogenfluss der Töne hingegeben hat. Und so hat man wohl den Mythus gefasst, wenn man nur seinen fabulosen Gang und sein Bildliches als solches recht gefasst hat. Der Mythus spricht in seiner Art etwas aus, das man anders aussprechen eben nicht konnte.

68.

Alle Göttermythen wollten ganz eigentlich, im schlichten Sinne gläubig, genommen sein. Philosophen versprachen die Erkenntnis in Begriffen zu geben. Die Mysterien standen allerdings in einer Mitte.

69[1].

Die Grösse eines wirklich grossen Menschen besteht wohl darin, dass er, nicht durch äussern Zwang, sondern (wesentlich) durch die fortwirkende Kraft seiner Person und des in ihm personificirten Gedankens eine Menge der Menschen zum Aeussersten zwingt, was ihnen abgerungen werden kann: ihre Selbstsucht auf eine Zeit, einen Höheren zum Dienste, zu vergessen und bei Seite zu setzen. Dies Wunder — die Sonnenhöhepunkte der ganzen Geschichte — zu bewirken, gelingt nie einem unpersönlichen Princip, sondern durchaus nur dem grossen, zauberhaft wirkenden Menschen.

* * *

Bayreuth 29. Aug. 76.

70.

Dem Teufel müsste, wenn er durch solche Beobachtungen, wie die des La Rochefoucauld (und Rée's) seine Listen und seinen Trug enthüllt sieht, um sein Reich und seine Herrschaft ernstlich bange werden: wenn er sich nicht im Reiche des Begehrens,

[1] 69 ff. in Tinte und Schrift etwa wie 65.

als in seiner 'festen Burg' unüberwindlich sicher und vor den kecken Angriffen des Intellects so wohl verwahrt fühlte, wie eine starke Festung vor den Angriffen leichter Plänklerschaaren.

71.

Rein durch das Medium des Intellects betrachtet, erscheint die Welt einem Jeden, der zu solcher Betrachtung überhaupt fähig ist, gleich. Alle 'Moralisten' sahen und sagten im Grunde Dasselbe. Es ist gleichwohl keine Gefahr, dass dem durch sie belehrten nun die Menschenwelt einfarbig oder farblos erscheine. Nur kurze Zeit sehen wir durch die reine farblose Scheibe des Verstandes in die Welt: alsbald wendet ein Jeder sich wieder zu der bunt gefärbten Scheibe, durch die sein „Wille" ihn die Dinge in einem ganz seltsam verfärbten, nur ihm eignen Lichte erscheinen lässt.

72.

Wir leben durch unsre Schwäche, nicht durch unsre Stärke. Die Schwäche unsrer Empfindung ist es, die in schweren Leiden uns erhält. „Sei ein Mann" sagt man einem Leidenden, und meint damit im Grunde: sei ein Kind, das noch eben um den gestorbenen Hänfling weinte und schon mit erstauntem Lächeln nach einem neuen Spielzeug greift[1]. Es ist dafür gesorgt, dass Tragödien nur auf der Bühne uns sich darstellen: und auch so dargestellt, bleiben sie den Meisten durchaus unverständlich.

73.

Die 'moderne Kritik' liebt es, das Kunstwerk an dem zuschauenden Volke zu messen, und wenn es diesem nichts sagt,

[1] Aehnlich 1. 2. 76: Nichts, gar nichts ist seltener, als ein Herz, das an einem schmerzlichen Conflict heroisch untergeht... Die Allermeisten widerstehen, nicht weil ihre Lebenskraft grösser wäre, sondern im Gegentheil, weil sie zu schwach ist, um ein ganz ungeheures Leid überhaupt fassen zu können. Man tröstet sich, zerstreut sich, heilt sich leise aus. Nur eine gewaltige Seele ist des Leidens im höchsten und tiefsten Sinne fähig. Das eben sind die Gestalten der Tragödie.

das Kunstwerk zu verdammen. Das Volk vielmehr am Kunstwerk ... zu messen, fällt den Herren nicht ein. Gleichwohl wäre dies die rechte Messkunst und eine wirkliche 'Kritik'. Dies ist denn auch, denke ich, die Art der Nachwelt.

Bayreuth August 76.

74[1].

Arm zu sein ist gewiss vom Uebel: man erleichtert es aber schon, wenn man nicht auch die Gesinnung des Armen hat. Dann dient Armuth wohl gar zur Beschwingung, Beflügelung des Geistes.

* * *

1877.

75.

Man könnte, ohne alle 'Geniolatrie', ja im Interesse der höheren Cultur einer grossen Menge, den Satz, dass es auf die höchsten Exemplare der Menschheit in deren Culturentwicklung allein ankomme, verfechten. Der grosse Genius ist, in seinen Ausstrahlungen, das am wenigsten egoistische Wesen: er ist nicht für sich allein gross und herrlich zu schauen, nur durch ihn werden die 1000 mittleren Talente etwas. Ohne Goethe wären Platen, Rückert, Tieck etc. nichts — oder sehr wenig. U. s. w. Und nun gar in die grösste Breite! Was wären wir Deutschen insgesammt ohne Goethe? ohne Luther? Das närrische Volk, rückwärts schauend, kehrt's freilich um, und denkt in seiner Dummheit: was wäre Goethe, Luther ohne seine 'Zeit'?! ...[2]

* * *

[1] 74 mit bläulicher Tinte, wie ein (hier weggelassenes) Stück, das Jena 24. Oct. 76 datirt ist.

[2] Vgl. auch oben S. 75. Auf das Problem des Genius kommt Rohde immer wieder zurück. Einige Tage später notirt er eine Stelle aus den Briefen Karl August's an Lavater (10. April 1786, Im neuen Reich 1876. N. 34 p. 295): „Könnte man von dem göttlichen Geiste [Friedrichs des Gr.] nur einiges wenige auffangen, um damit, wie mit einem Tropfen Rosenöl ganze Eimer Existenzen zu begeistern." Ueberall spürt man das Bedürfnis, den Wunsch, an's Grosse zu glauben — *hero-worship*.

76.

Eitelkeit und Stolz. Vielleicht so verschieden: dass durch die ins Bewusstsein tretende Bewunderung Anderer der Stolze sich nur in seiner eignen Werthschätzung durch unbestochene Urtheile bestätigt fühlt — während den Eitlen das Bewusstsein, in Anderer Vorstellung sich vortheilhaft zu spiegeln, erquickt.

77.

Alle Mystiker sagen:
So lange Gott (der Eine) war, war die Welt (das Mannichfaltige) nicht.
So lange die Welt ist, ist Gott nicht.
So sehnt sich denn die Welt aufzuhören, damit Gott wieder sei.

78.

18. Mai 77.

Schon bei Homer steht die Sittlichkeit der Menschen ersichtlich höher, als die der Götter. Die der Letzteren ist offenbar ein Erbstück einer älteren Zeit, in welcher in der That die sittlichen Begriffe noch nicht völlig entwickelt waren. Später bildet die griechische Mystik und Speculation kühnlich auch die Götter nach geläuterten Begriffen weiter. — An einer genauen Verfolgung dieses Gegenstandes liesse sich eine vollständige 'Geschichte der sittlichen Empfindungen' (welche in der That nicht von Anbeginn der Menschheit fertig und fest waren) entwickeln.

* * *

79.

Der Gegenstand des Glaubens würde für den Gläubigen alsbald seinen rechten Werth verlieren, wenn er völlig gewiss — völlig klar erkennbar wäre. Dies der Reiz der 'Mysterien'. Die Ahnung, das freie Spiel der Phantasie.

80.

Woher die grosse Inbrunst der Griechen im Mysterienglau-

ben? Die Gottheit tritt, anders als im gewöhnlichen Glauben und Mythus, als eine leidende auf. Wir leiden, verzaubert, mit ihr, sie mit uns: das Leiden der Welt geht in uns ein, läutert uns von unserm Privatschmerz. Ursprung der Tragödie?[1]

81.

Bei W. Raabes Erzählungsart fiel mir ein: durch sein Vorgreifen und Vorausdeuten zerstört freilich der Humorist die Spannung: aber nun schlingen sich alle Zeiten, Gegenwart und Zukunft, durcheinander; wir empfangen die Ahnung, die Empfindung der 'Idealität der Zeit': das Ganze wird uns zu einem Spiel — doch zu einem schmerzensreichen. Das macht das Erhabene des Humors aus.

82.

Die griechische Mythologie hat ihren incommensurabeln Charakter wesentlich bekommen durch die unermessliche Thätigkeit der Dichter. Hier deuten zu wollen ist ein Unsinn. Die verkehrte Vorstellung, als ob diese Götter und Heroen nur in einer Maske herumgingen, die man auch wohl abnehmen könnte!

* * *

83[2].

Der Pessimismus der Griechen ist nicht etwa eine Frucht

[1] Ausführlicher, aber in ganz skizzenhafter Form schreibt Rohde etwas später (6. Oct. 77): Griechische Mysterien. Seltsames Gerede: die Griechen mit ihren Gedanken nur aufs Diesseits gerichtet! Im Gegentheil: Wohl kein Volk, das an das Jenseit so viel, so bang gedacht hätte... Freilich eben darum Genuss des Lebens: aber ein dunkler Hintergrund <bleibt> stets bewusst. Ausdruck in Mysterien. — Leidende Gottheit. Ohne Zweifel <steckt> eine Art von Pantheismus im Mysterienglauben. Aber nun ist freilich ein gewöhnlicher Pantheismus nothwendigerweise optimistisch (Stoiker). <Der> Grieche <ist> im tiefsten Grunde Pessimist. Das ist für den Pantheisten nur möglich, wenn das Leid gleich im Anbeginn der Welt in der zur Welt entfalteten Gottheit festsitzt. Sie wird Welt eben durch den in ihr wühlenden Zwiespalt.

[2] Vorher geht die oben zu 80 mitgetheilte Betrachtung über Jenseitsglauben und Pessimismus bei den Griechen.

ihrer späten Reflexion (wiewohl auch die stets pessimistisch blieb): er spricht sich handgreiflich in ihren Mythen aus. Man denke an das Schicksal des Achill — Bellerophon — Iason — Herakles (Ausgleichung erst „dort drüben"), ja aller grossen Helden.

84.

Seltsam illustrirt wird die angebliche Lebenslust der Griechen um jeden Preis durch die zahllosen Selbstmorde in ihrer Geschichte. Stets haben sie das καλῶς ἀποθανεῖν dem κακῶς ζῆν vorgezogen.

* * *

85.

Von den eigentlich griechischen Göttern <ist> zu sagen: ihr führt ins Leben ihn hinein, ihr lasst den Armen schuldig werden, dann überlasst ihr ihn der Pein etc. Anregung zur Schuld, zum Unrecht durch die Götter (Ilias — Euripides, cf. Nägelsbach), und dann doch Strafe des Elenden! — In den Göttern sind überhaupt viele der schrecklichsten Züge der Griechen fixirt und hypostasirt, ins Jenseits projicirt: Neid, Missgunst, Eifersucht, Ehrgeiz: ἔρις, aber κακή — denn der Mensch ist ja doch nicht im Falle einer Concurrenz!

* * *

86.

Griechische Mysterien. Das Wesentliche waren die δρώμενα, Erscheinungen von Göttern und göttliche Leidensvorgänge. Was nun daran die Griechen so beseligte, ist für uns wohl ewig unverständlich. Es waren also Kunstwerke die man sah. Hatten sie einen allegorischen Sinn? Man meint's. Gewiss mit Unrecht. Uns freilich drängt es durchaus zu einer begrifflichen Fassung aller Erkenntnis: die Griechen blieben stets verharren in dem mythischen Zustande: das Allgemeine wurde unmittelbar zu einem gestalteten Idealbilde. Dessen Inhalt war durch Begriffe nicht auszudrücken: inhaltsreicher war es, wiewohl nicht weniger allgemein. Es ist allerdings eine Analogie mit einem Kunstwerk. Auch dessen

Inhalt ist ja ganz und gar beschlossen in seine Darstellung: es bedeutet nichts, als sich selbst. Und dennoch: ein Kunstwerk ist eben etwas nicht rein Individuelles: etwas Typisches, Vorbildliches ist immer darin. Darum weiset es eben doch über sich selbst hinaus. Nur <ist> nimmer mehr sein Inhalt durch Begriffe zu umspannen. Dem Inhalt des Kunstwerkes <ist> eben der einzig angemessene Ausdruck das Kunstwerk selbst. Könnte man diesen Inhalt in Begriffe fassen — nun, so thäte man's. Es giebt aber eine Gattung der Erkenntnis die sich nicht in Begriffe, sondern in gestaltete Typen und vorbildliche Vorgänge umsetzt. So ist es denn auch mit dem Mythos — und wohl auch mit den Mysterienerscheinungen. — So ist es: aber wir sind so seltsam geartet, dass uns ein in Begriffe nicht auflösbarer Rest in einer Sache ängstigt: für unsre Art zu verstehn, bleibt so etwas unverstanden. Und dabei wollen wir's lassen. Die Griechen verstanden ihre Mysterienerscheinungen (wie sehr ihnen die Begriffe fremd waren, lehrt wohl nichts klarer, als deren sofort eintretende Hypostasirung zu ἰδέαι bei Plato — was eben auch viel mehr als blosser Begriff ist). Was die Griechen nun den δρώμενα entnahmen? Ahnungen. Aber solche Ahnungen, die sich nicht in Begriffe umsetzten, in Sätze, Lehrsätze. Niemand wohl hätte diese δρώμενα schlechtweg in λεγόμενα umsetzen können, auch der Hierophant nicht. Ist aber diese Art der Belehrung nicht gerade die bei göttlichen Dingen angezeigte, einzig rechte? 28. 10. 77.

87.

Mysterien. (Schluss). Zuletzt aber, möge er auch Schleier nach Schleier von dem Hintergrunde der Welt abziehen, sieht der Mensch, in endlosen Wiederspiegelungen, doch immer nur — sich selbst[1].

88.

Das Glück ist nicht ein an den Menschen herantretendes Factum, sondern nichts als die Spiegelung der Dinge in seinem

[1] Wohl, wie 79 f., Bausteine zu einem Vortrag über Mysterien und Unsterblichkeitsglauben, s. oben S. 119. 134.

Gemüth, aus ihm fast ganz allein erzeugt. Das ist eine alte Weisheit. Es ist aber mit dem Glück fast wie mit der Gesundheit. Es ist angeboren. Man kann es stärken — weniger durch philosophische Reflexionen, als ganz simpel durch Gewöhnung —, man kann es verstümmeln und verkürzen, wenn man z. B. schon dem Kinde die Empfindungen des Alleinseins in der Welt, der Heimathlosigkeit nicht versüsst, ihm nimmt... Das wesentliche bleibt doch immer der angeborene Keim von Gesundheit — von Glücksgefühl (denn Glück ist eben nichts als das Gefühl des Glücks). Der Vergleich freilich mit der Gesundheit hinkt: das 'Glück' ist nicht so unbedingt zu preisen wie die Gesundheit. Das 'Unglück', glaube ich, steht der Liebe näher, ist in vielen Beziehungen besser, als das 'Glück'. Ohne das 'Unglück' stünde die Welt noch auf viel roherer, härterer Bildungsstufe etc. 23. 12. 77.

89.

Die Alten hatten den grossen Vortheil bei ihrer Schriftstellerei, dass die sichersten, wichtigsten, fundamentalsten, überzeugendsten Wahrheiten über Menschen, Menschenleben und -verkehr, Verhältnis der Menschen zur Weltmacht..., zur Natur, zum Tode etc. damals noch ihres rechten Ausdrucks im Worte, ihrer Abbildung in Begriffen harrten. Diese Wahrheiten sprachen sie aus, schlicht und kernhaft. So konnten sie gedankenreich sein, ohne doch, wie Scribenten späterer Zeiten, den sichersten Wahrheiten als 'Trivialitäten' ausweichen und nun feinere, nur individuell überzeugende, durch künstliche Steigerung der Verhältnisse zu gewinnende, nur durch Ahnung zu erschwingende Gedanken aussprechen zu müssen. Schon bei Platon ist Manches trivial, was es noch nicht für Sokrates war (für den einfältigen Xenophon wurde freilich auch das Trivialste nie trivial: und so ist's mit Plattköpfen allerdings *per saecula saeculorum*) — an Seneca z. B. bemerkt man dann schon sehr stark, wie ein geistreicher Kopf damals seinen und seiner Leser Ekel vor dem 'Trivialen' zu vermeiden hatte. — Man darf übrigens eben darum die eigentlichen 'Alten' nicht allzu 'tief' auffassen. Spätere Autoren sind wirklich in vieler Beziehung „tiefer", als die kernhaftesten Alten. Deren Stärke ist gar nicht, dass

sie Gedanken, die sich einem klugen Verstande aus einfachster Betrachtung ergeben, bei Seite gelassen hätten, um in tiefere Abgründe sich hinunter zu wühlen. Vielmehr was sie sagen ist wirklich für uns oft 'trivial': was sie auszeichnet, ist, dass sie diese, nun trivial gewordenen Sätze mit einer uns längst abhanden gekommenen Innigkeit und Fülle des Sinnes empfanden. Das macht, sie hatten diese Gedanken erst gefunden. 23. 12. 77.

1878.

* * *

90.

Einer der ärgsten Mängel der deutschen Sprache ist, dass ἔρως und ἀγάπη mit dem Einen Namen 'Liebe' bezeichnet werden. Daher rühren so viele Missdeutungen und verkehrte Schätzungen der Liebe = ἔρως: daher sogar die seltsamen, deutsch-sentimentalen Selbsttäuschungen über die Natur des ἐρωτικὸν πάθος[1]. Leicht ist zu ermessen, wie wichtig für Cultur und Litteratur der Deutschen diese Täuschungen geworden sind. Hier sieht man eben die Wichtigkeit der Worte.
11. Mai 78.

91.

Die Musik hat keinerlei sittlichen Inhalt: es ist reine Illusion, wenn grosse Musiker, wie Wagner, sich einbilden, aus der Musik eine eigne, tiefere Art der sittlichen Empfindung hervorgehen lassen, wohl gar auf Musik eine Art von Religion gründen zu können. Man könnte einwenden: die Musik drückt ja doch durchweg Regungen des Gemüths aus! Gewiss. Aber nur solche Regungen, die in den Bereich des Sittlichen nicht hinaufgestiegen sind: nur Empfindungen der Lust und Unlust in allen erdenklichen Schattirungen. Das Sittliche (und Unsittliche) entsteht aber erst, wenn jene Regungen und Empfindungen durch das Bewusstsein, ja durch die Reflexion geleitet und geregelt werden. Diese Verbindung des Triebes und der Reflexion vermag die Musik nun

[1] Man vergleiche Schopenhauer I, IV § 67 S. 444 über *amor* und *caritas*.

schlechterdings nicht darzustellen. Ihr Reich ist der dunkle Untergrund der Welt, aus welcher freilich auch der Mensch auftaucht: aber sie reicht nicht bis ins eigentlich Menschliche empor. Daher denn ihre dunkle, unbestimmte Ahnungen anregende Allgewalt, daher ihre Unfähigkeit das Individuelle auszudrücken. So ist denn die Musik stets und immer unschuldig, aber in einem Sinne, der sie nicht über den schuldfähigen Menschen erhebt, sondern unter ihm wogen lässt.

Jena 17. Aug. 78.

92.

Eins der deutlichsten Beispiele dafür, dass viele 'Sittengesetze' nichts sind als nackte Bestimmungen der Zweckmässigkeit, ist die alteingewurzelte Vorstellung, eine geschlechtliche ausserehelichе Vereinigung sei eine ärgere Sünde für das Weib, als für den Mann. Warum?? es lässt sich kein Grund erdenken, als der, dass eben das Weib sich dem Gebären eines nicht regelrecht versorgten Kindes aussetzt[1]. — Nach solchen Beispielen soll man aber nicht alle Sittengesetze beurtheilen. Es giebt eine über die Zweckmässigkeit hinausragende Sittlichkeit. Diese bringt Positives hervor, die zweckmässige Sittlichkeit verhütet nur negativ[2].

[1] Wohl im Gegensatz zu Schopenhauer's Parerga IV S. 349.

[2] Die letzten Sätze wenden sich unverkennbar gegen Rée und gegen Nietzsche's 'Menschliches Allzumenschliches', das im Mai 1878 erschienen war. S. oben S. 97 ff.

Beilagen und Nachträge.

Zu S. 11.

Von H. Romundt ist auch später wiederholt die Rede, so in einem Brief an Overbeck 19 XII 83: »In Hamburg traf ich Romundt, der aus Kant eine Art Protestantenvereinsreligion herausdestilliren zu wollen scheint. [Romundt's Buch 'Herstellung der Lehre Jesu durch Kants Reform der Philosophie' erschien 1883]. Ich gratulirte ihm zu dem ehrlichen Drange und Triebe, dergleichen ist ja stets ein Glück für den, den's trifft . . . . Er will eine Art von Universalschule, mit Humaniora anfangend, mit Naturwissenschaft fortfahrend, und was weiss ich in welche Bestialia auslaufend, zusammenbringen, aber zu solchen Wagnissen fehlt ihm, fürchte ich, das Fortreissende für Andere.«

Zu S. 17 A. 2.

Um Missverständnissen vorzubeugen, bemerke ich ausdrücklich, dass mir ein wirkliches Zeugnis für Rohde's Bekanntschaft mit Stirner in jener Frühzeit nicht zu Gebote steht. Während des Druckes werde ich darauf aufmerksam gemacht, dass ich hier, in aller Arglosigkeit, ein schon vielfach umstrittenes Problem angerührt habe, dem ich freilich, auch für die Beurtheilung Nietzsche's, keine übergrosse Bedeutung beimessen möchte. Vgl. E. Förster-Nietzsche Einl. zu H. Lichtenberger's Philosophie Fr. N.'s, S. LXVII.

Zu S. 22 f. 51. 63.

Sehr liebevoll zeichnet Ribbeck den jungen Rohde und sein Verhältnis zu dem Lehrer in einem, eine Anfrage Rühl's beantwortenden Briefe, Heidelberg, 10. Mai 75. „R. ist in Kiel drei Semester lang ... mein Zuhörer ... gewesen, hat dort . . . promovirt und auf meine Anregung hin sich habilitirt. Bis zu meinem Abgange nach Heidelberg habe ich in nahem .. Verkehr mit ihm gestanden, und ich kann sagen, dass ich die Trennung von ihm als eins der noch unersetzten Opfer ansehe, welche ich meiner Uebersiedlung hierher gebracht habe. Natürlich correspondire ich auch regelmässig mit ihm. Durch diesen langjährigen Umgang glaube ich allerdings ein tieferes Verständnis seiner nicht gewöhnlichen Natur gewonnen zu haben, als dieser oder jener, der ihn von fern gesehn ... hat. Denn seine äussere Erscheinung verräth zwar auf den ersten Blick einen bedeutenden Menschen, wirkt aber auf Solche, die nach dem Schein urtheilen, bisweilen auch abstossend. Bei grosser innerer Bescheidenheit hat er in seiner Haltung etwas Sprödes, in seinen Aeusserungen etwas Kurzes und Knappes, besonders Fremden gegenüber. Das ist aber nur der Ausdruck einer gewissen Ungelenkigkeit in den Formen des Umgangs, welche, auf gewissen Verhältnissen seiner Knabenzeit beruhend[1],

[1] Gemeint ist die Vereinsamung im Stoy'schen Institut.

bei seinem energischen und feurigen Temperament, sich in Formlosigkeiten . . . verräth. Im Grunde ist er ein Mensch von wahrhaft gediegenem, lauteren, durchaus edlen Charakter, keiner Illoyalität, Intrigue oder Zweideutigkeit fähig. Er hat sich die höchsten Ziele in seiner Wissenschaft gesetzt, ohne sich die gewissenhafte Arbeit im Kleinen zu sparen. Ebenso habe ich ihn in grossen wie in kleinen Dingen des Lebens bewährt gefunden, den selben an Treue, Offenheit, ja sogar, was man ihm am wenigsten zutrauen sollte, an zarter Rücksicht . . . . Er ist insofern allerdings *paucorum hominum*, als er sich nur Wenigen ganz giebt, und dem gewöhnlichen faden Gesellschaftstreiben sein einsames Studierzimmer vorziehen mag. Er ist aber der unbefangensten Fröhlichkeit fähig und hat uns durch seine muntere Laune manchesmal hoch ergötzt. Keine Woche verging, in der wir nicht wenigstens einmal bis tief in die Nacht bei Gesprächen zusammengesessen hätten, welche so ziemlich alle Seiten allgemein menschlicher Interessen berührten. Seine umfangreiche Bildung und die ungewöhnlich früh entwickelte Kraft und Schärfe seines Urtheils, sein Verständnis für Kunst und Poesie, kurz alle seine intellectuellen Eigenschaften, so glänzend sie sind, hätten mich indessen auf die Dauer nicht gefesselt, wenn nicht der A d e l seiner ethischen Natur und die Reinheit seines Gemüthes eine tiefe Zuneigung zu ihm in mir begründet hätte . . .“

Zu S. 33 ff.

Zur Ergänzung der oben gegebenen Darstellung der Italiänischen Studienreise mag hier noch einiges für Rohde's Jugendstimmung Charakteristische aus Familienbriefen mitgetheilt werden, die mir erst nach dem Satz der betreffenden Bogen zugänglich wurden[1].

1. »Rom, den 22. April 69 . . . . Bis man unter diesem Ueberfluss des Bedeutenden zu einiger Sammlung kommt, wird eine ziemliche Zeit hingehen müssen. Zum Wenigsten, wenn man nicht . . . die philiströse Fähigkeit hat, mit den herkömmlich überlieferten Schlagwörtern sein ästhetisches Gewissen zur Ruhe zu bringen. So ist es eigentlich gerathener, in der Zeit der Aufnahme zu schweigen, um freilich nachher in grösserer Sammlung — erst recht zu schweigen; denn das Beste, das einem Andächtigen die Götterbilder der Kunst sagen, ist sowenig in Worte zu fassen, wie der eigentliche Inhalt eines musikalischen Kunstwerkes. Die K u n s t d e s S c h w e i g e n s schätze ich hier immer mehr, hier, wo jeder Pinsel vor den ewigen Meisterwerken anfängt, in seiner elenden Philistersprache zu stottern über nichtige Nebendinge. A n d a c h t ist es, was ich immer erflehe, vor den höchsten Werken der Natur, wie der Kunst, die Andacht aber beugt ihr Knie und schweigt.

Wir fuhren also . . . von Innsbruck nach Verona, allmählich ins glückliche Südland hinein mit seinen dunkeln blauen Schatten

[1] Sie sind von der Adressatin, der Mutter, numerirt, mit dem Datum des Empfangstages versehn und in ein sauberes Päckchen zusammengebunden.

und dem goldnen klaren Licht, das selbst Trümmer und Lumpen mit einem Dichterglanz verklärt . . . Einen Tag blieben wir in Verona, sahen das Amphitheater, die schönen Kirchen, den getäfelten Platz *dei Signori*, der von Palästen rings umschlossen und für Wagen unzugänglich, uns der stattlichste Rest einer adlichen Zeit dünkte; dann aber ergötzten wir uns, hier zuerst und darum am intensivsten, an dem Geschrei und Getreibe des Stadtpöbels, seinem Drängen und Feilschen um lumpigste Kleinwaare; das Ganze wie ein Maskenspiel in dem seltsamen Aufwand von Spectakel und Mimik um eigentlich gar nichts, nur wie eine andre Art von Müssiggang . . . Denn in diesen kleinen Städten macht der Pöbel den Eindruck reducirter Phäaken, die desto geschäftiger aussehen, je weniger sie eigentlich Geschäfte haben. In Florenz ist's freilich anders. Nach Fl. fuhr ich am nächsten Tage; über Padua . . . und Bologna . . . dann durch schöne wilde Apenningegenden und endlich hinunter in die reiche Ebene, über Pistoja nach Firenze . . . Was . . Florenz so unvergleichlich bedeutsam macht, sind die reichen Sammlungen älterer italiänischer Maler, Giotto's und seiner Schüler, und namentlich Fiesole's. Ich habe irgendwo einmal gelesen, dass Overbeck über Fiesole hinaus keine Kunst mehr anerkannte. In der Entfernung, und Fiesole nur aus Stichen kennend, staunte ich darüber sehr; aber steht man vor diesen Bildern selbst, so kommt Einem allmählich das Verständnis, wie ein katholisch-gläubiger Künstler hier allerdings das Höchste erreicht sehen konnte. An kindlicher Lieblichkeit sind in der That seine Gestalten unerreichbar, und wenn das so ganz unplastische Christenthum — wohl verstanden, das ursprüngliche — eine wirkliche schöne Verkörperung des Evangeliums der Liebe, das den kindlichen Seelen allein gepredigt wird, verlangte, so konnte es über Fra Angelico hinaus gar keinen reineren Ausdruck gewinnen. Ein Kindergemüth hatte dieser Mann, der auf die Welt nur aus der stillen Höhe seines Klosters in Fiesole sah und in lieblichen, sanften Bildern lebte, wie sie ihm in stillem Sinnen auf dem goldenen Grunde des Abendhimmels erscheinen mochten. Denn wie glänzende Visionen schweben diese zarten Gestalten . . auf der goldnen Glorie, die stets den Hintergrund bildet und allein schon einen Zusammenhang mit der frechen Welt abweist.... Was mich sonst in Florenz erbaut hat, davon vielleicht ein andres Mal; seltsamer Weise hat mir von all den Meisterwerken kaum eines einen grösseren Eindruck gemacht, als die drei Parcen von M. Angelo. Dazu seine Gruppen von Nacht und Morgen und gar seine hiesigen Werke; ich brenne auf den Zeitpunct, wo ich Musse haben werde, das Buch von Grimm zu lesen .... In Rom kamen wir am Sonntag Abend, in einem wahren Wolkenbruche, an. Seitdem ist gutes, schönstes Wetter... Von hiesigen Eindrücken sage ich noch nichts. Zunächst ist die Arbeit gross: am Schlusse erst winkt als süsse Belohnung die Erlaubnis, in stiller Andacht vor den Götterbildern des Vatican sitzen zu dürfen . . . Das Ganze hier stimmt mich traurig; dazu kommt, dass ich unter meinen hiesigen Bekannten tief einsam bin. Ach, wäre Nietzsche hier! Dann wäre keine seligere Zeit auf Erden...«

2. »Rom, den 2. Mai 1869[1] . . . Ich bin jetzt gerade 14 Tage hier: welche Zeit eben ausreicht, sich in den Hauptsachen zu orientiren . . . Goethe, glaub' ich, ist es, der ganz trefflich sagt, dass nirgends strengere Arbeit erfordert werde, als in Rom: mir wenigstens macht diese Fülle des Aufzunehmenden zunächst eine Art von Angst, und wird so lange Beschämung machen, als man nicht durch strenges Studium zu einem sachlichen Verständnis gelangt ist. Nichts nämlich ist irrthümlicher, als die Voraussetzung, dass die Mehrzahl der hier verstreuten Trümmer ohne Weiteres einen ästhetisch erquicklichen Eindruck machen werde . . . Ueberhaupt aber ist es sicher, dass zum vollen, die ganze Persönlichkeit ergreifenden Genuss eines plastischen Kunstwerks unendlich viel mehr, hierauf speciell gerichteter, Bildung gehört, als zum innigsten Aufgehen im Anschauen andrer Schönheit . . . So dürste ich nach der Zeit, wo ich, durch strengere Vorbereitung geweiht, in die Mysterien bildnerischer Schönheit einzudringen würdig sein werde. Einstweilen sehne ich mich, zuweilen ganz körperlich, nach dem, für mich müheloseren Genuss erquickender Musik: aber seltsam zu sagen, hier im Lande der Töne, ist eine für ernsteren Sinn erquickliche Musik ganz unerreichbar. Man tritt in die Riesenhallen von St. Peter; aus irgend einer entfernten Kapelle tönt leises Singen herüber; nun geht man näher . . .: ach, welche Seligkeit, im Dämmerlicht dieser hohen Wölbungen auf den Wogen der Musik dem Land der Träume entgegenzuschaukeln! Kommt man aber näher, so hört man . . . eine Musik ganz wie die, wozu man bei uns Savoyardenjungen mit ihrem Dudelsack tanzen sieht! — . . . Was hier eigentlich die Schönheit der Landschaft macht, das ist das Licht, in tausend Abstufungen von strahlendem Gold bis zum dunkeln Blau. Kürzlich hatten wir auf der Villa Ludovisi einen Sonnenuntergang, der an Pracht . . alles bisher Gesehene übertraf. Voran der herrliche Garten; aus dem jungen hellen Laube ragten die schwarzen riesigen Cypressen; und dahinter das blühende Land, vom rothgoldnen Licht der scheidenden Strahlen umsponnen; am Horizont die dunkelblauen Albanerberge mit blinkenden Städtchen, und darüber die krystallene Kuppel des reinsten Himmels . . . Nun sinkt die Sonne, und im Osten verbreitet sich alsbald ein eigen trauriges blaugraues Licht, während der westliche Himmel noch . . . im trunknen rothen Golde schwimmt. Ich weiss nicht, warum das Anschauen solcher Schönheit mir die besten Momente des Daseins giebt . . . Damit für heute ade, liebste Mutter, lass mich bald hören, dass du mich lieb hast. Ich denke viel an euch . . .«[2]

5. »Rom, Dienstag d. 23. Juni 69 . . . Mit Schluss der Woche wird die Vaticanische Bibliothek geschlossen: dann warte ich nur noch Peter und Paul, am 29., ab, um die Erleuchtung der Peters-

[1] R. wohnte *Via delle tre canelle*, N. 158, 2° *piano* . . . zwischen Trajansplatz und *piazza dei SS. Apostoli*, gegenüber dem Palazzo Valentinelli.

[2] Br. 3. 4 bringt sehr ausführliche Beschreibungen der Fahrten mit Wolfgang Helbig, woraus sich kaum etwas Einzelnes herausheben lässt.

kuppel mit zu erleben . . . und reise dann am 30. ab, vielleicht direct nach Neapel, vielleicht erst eine Woche ins Sabinergebirge. Diese 'vielleicht' stellen grade die Annehmlichkeit der Sache dar, nämlich den Beginn der ungebundnen Bummelzeit . . . Hätte ich Nietzsche hier, so würde gerade diese Zeit reiner, nabelbeschauender (wie fromme Inder pflegen) Faulheit die wonnigste meines Lebens sein . . . Dass ich auf kurze Zeit vorher noch ins Sabinergebirge möchte, kommt daher, dass ich auf einer vor kurzem unternommenen Tour von vier Tagen über Frascati, Palestrina, Olevano, und von da auf wildesten Gebirgswegen . . . nach Tivoli — in Olevano nicht nur einen Paol Schulden, sondern auch mein Herz gelassen habe: keiner schönäugigen Dirne, sondern nur der über alle Dirnen schönen Gegend, der unbeschreiblich herrlichen Aussicht von dem hoch über dem . . Städtchen hängenden Wirthshaus. Ich fuhr mit der Eisenbahn nach Frascati, machte am selben Tage den Giro über Grotta Ferrata, die Ruinen von Tusculum — ausgedehnte Trümmer . . . hoch über dem kümmerlichen Treiben der heutigen Menschlein: auch ein Ort zur Versenkung in das Geheimnis menschlicher Kraft und zerstäubender Vergänglichkeit —, die herrlichen Villen, zu Pferde; handelte dann am Abend mit unterschiedlichen Thierbändigern, von denen einer immer banditenmässiger als der andre aussah, auch drohten sich die Concurrenten mit Ammazzirung; endlich erstand ich einen Esel und Führer für 5 Tage . . . Am andern Tage dann durch heisse Ebene nach Palestrina . . . und weiter durch fruchtbares Land in allmählicher Steigerung nach Olevano. Herrliche Lage, Malerkneipe, auch ein Hamburger, Namens Lutteroth. Das Schönste war am andern Tage die Tour durch's Gebirge nach Cerano; dann nach Tivoli . . . und so zurück. Amüsirt hat mich die ganze Zeit mein Führer, ein halb verrücktes Subject, der von allen Sprachen drei Worte aufgeschnappt hatte, nämlich folgende: „schäne, gutte Aeseln; *very good donkey, indeed, yes! go on, donkey: marche allons*", dann: „*andiamo*"; und zum Schluss: „*ja wohl*"; und dann hieb er wie toll auf das arme Vieh. Wenn er etwas getrunken hatte — und da ich ihn verköstigen musste, trank er schrecklich viel —, so verfiel er in ein Lauffieber, setzte den Esel in Galopp, und schwatzte stundenlang vor sich hin, zufrieden wenn ich ihm zuweilen auf seine Frage: *n'è vero?* mit *già, già* antwortete. Z. B.: er hatte einen General (vermuthlich war's ein Lieutenant, denn er sollte zugleich *giovane* sein) aus Berlin geführt; nun führte er folgende Scene zu seinem eignen Benefiz auf: gehen Sie nur nach *Berlino, e dite al generale vostro: sta vivo Antonio!* „*eh, sta vivo?*" *già, già, sta vivo!* „*ma come sta?*" *sta bene; conosce tutto il mondo, tout le monde, ma non si ricorda delle strade* — er wusste nämlich absolut nichts vom Weg, ausser wo es Landstrasse war —, der General: „*ma che, non ricorda le strade?*" *Ah, che volete, sta vecchio, ha quaranta sei o quaranta sette anni, non lo sa precisamente Antonio, sa il prete, sta scritto nella fede*, und so immer weiter . . . Dies Original nannte sich *Antonio Taddei, prima guida di Frascati*, wie er allen Leuten, denen wir begegneten, erzählte.

Hier in Rom habe ich in alter Weise ohne viel Abwechselung

fortgelebt, aber man braucht hier fast nichts zu thun, als zu existiren, um die mannigfaltigsten Eindrücke zu gewinnen: wenn nur die hier versammelte Philologenschaar ein klein wenig *ultra philologum saperet* . . . Von Nietzsche habe ich aus Basel zwei Briefe bekommen, die mich, in Ermangelung persönlichen Verkehrs, sehr erfreut haben . . .«

6. »Neapel, Sonnabend 16. Juli 69 . . . Hier geniesse ich das Museum, hole von der Bibliothek, was da allenfalls zu holen ist — 's ist nicht viel —, und den übrigen Tag dufte ich einfach gen Himmel in ganz neapolitanischem Nichtsthun. Die Stadt bietet als solche wenig, das ganz unglaublich geschäftige Treiben der Menschenmenge, die sich in ihr drängt, ergötzt oft durch bunte originelle Bilder, ermüdet aber noch mehr durch den fortwährenden Spektakel und bildet zu dem nobeln stillen Rom einen auf die Länge widerlichen Gegensatz. Dafür hat man dann vollsten Ersatz durch das wechsellos schöne Bild der weiten Bucht, von deren Herrlichkeit nichts Neues zu sagen nöthig ist . . . Haupterquickung in der ganz lähmenden Hitze bildet, ausser dem durchaus nothwendigen Eis, das köstliche Seebad. Neulich schwammen wir einmal Nachts, bei Mondenschein und Meerleuchten, in die See hinaus, immer silberhell erglänzende Wellen vor uns her treibend. Natürlich macht man vielfache Touren in die Umgegend . ., neulich . . zu Esel nach dem Kloster Camaldoli, durch herrlich kühle Waldthäler, zwischen Eichen und zahmen Kastanien. Die brutalen Italiäner haben die Mönche bis auf drei verjagt; eine wahrhaftige Sünde an diesem unbeschreiblich schönen Punct, wo man von freier Höhe die Buchten von Neapel und Bajae, die grosse Stadt und die weiten üppigen Gefilde überblickt, und nach Norden die hinter einander geschobenen Hügelreihen von Ischia, in blauem Duft geschlossen. Nur ganz vereinzelt dringt ein Menschen- oder Thierlaut hierher; und wenn man so in stillem Entzücken dasitzt, empfindet man wahrlich aufs Innigste, dass Alles, was jene tosende und unruhig arbeitende Welt dort tief unten bieten könnte, den seligen Frieden stiller Betrachtung nicht aufzuwiegen im Stande ist. — Letzten Mittwoch und Donnerstag waren wir — Roscher und ich — in Sorrent und von da zu Schiff nach Capri . . . Auf Capri liessen wir entsetzlich viel Geld, was uns aber nicht im Genuss des Auf- und Abkletterns an jenem 'Ziegenfelsen' . . . störte. Auch sind wir in die blaue Grotte nicht hineingefahren, wie andre Sterbliche, sondern hineingeschwommen und in der leuchtenden, hellblauen Fluth herumgeschwommen, was ganz herrlich war . . .«

7. »Sorrent den 20. August 69 . . . Seit meinem letzten Briefe habe ich die mannigfaltigsten Fahrten durchgemacht. Zunächst ging ich nach Pompeji, und bin dort, in Gesellschaft eines sehr angenehmen Kameraden, Dilthey, 4—5 Tage geblieben, in idyllischer Einsamkeit in der kleinen Kneipe 'zur Sonne' eingemiethet . . . Das waren höchst traulich-behagliche Tage, zudem durch den Einblick in das kleinste und intimste Dasein dieser versunkenen Kultur auf das Aeusserste belehrend. Auch an den . . doch noch ganz beträchtlichen Fragmenten von Bildern habe ich ein lebhafteres In-

teresse gewonnen, als ich mir selbst es eigentlich zugetraut hätte: ich fühle überhaupt täglich, dass Verständnis für die Plastik erlernt werden kann, was für die Musik z. B. entweder nicht möglich oder nicht nöthig ist . . . Als Dilthey fort war, vegetirte ich noch einige Tage in Neapel solo herum: dann kam mein Freund Matz aus Griechenland zurück, noch halb seekrank, und schleunigst zogen wir zusammen nach Sorrent hinaus. Hier fand ich dann, im stärksten Gegensatz zu dem spektakulösen Neapel, eine fast klösterliche Ruhe, und auch sonst, im *albergo di Roma*, erträgliche Unterkunft; aber an Stelle des äussern Spektakels trat ein viel gräulicherer innerer . . . die *sciolta* bannte ich durch Opiumtrinken, habe aber vermuthlich des Guten etwas zu viel gethan: wenigstens ist mein Magen seitdem noch immer nicht in Ordnung. Um nun schliesslich durch Luftveränderung mich etwas zu verbessern, fasste ich den Gedanken, ein Bischen nach Sicilien zu gehen . . . Am Sonnabend Abend ging ich dann an Bord des *Corriere Siciliano*, sass noch eine Zeit lang oben und dachte bei dem wunderklaren Sternenhimmel an dies und das, Freundschaft und Liebe . . . Am andern Tage gegen Mittag sahen wir die herrliche weite Bucht von Palermo vor uns auftauchen . . . Da an diesem Tage . . . nichts mehr anzufangen war, so streifte ich nur durch die Gassen und nahm den Gesammteindruck der Stadt auf. An diesem ruhigen Sonntagnachmittag machten die Häuser in ihrem gelblichen Ton, von der gemilderten Sonne beschienen, einen überaus freundlichen, behaglichen Eindruck. Dazu vor jedem Fenster ein Balkon, durch dessen Stäbe irgend eine grüne Ranke sich schlang: so machte das Ganze das freundlichste Bild: behaglich, wie gesagt, und das will fast sagen unitaliänisch: denn allerlei andre Vorzüge mögen die Italiäner ja vielleicht besitzen, aber was wohl eigentlich Behaglichkeit sei, scheint ihnen noch Niemand beigebracht zu haben . . . Durch die Strassen zogen truppweise Jungens, mit furchtbarem Gekreisch . . ., eine Marienpuppe aus Wachs auf einer Bahre herumschleppend: nach einem Bilde, das sie austheilten, zu schliessen, war die Edle am Jahrestage zum Himmel gefahren. Sonst sass Alles friedlich vor den Hausthüren, ohne das übliche Brüllen, womit hier Jeder jede beliebige Thätigkeit begleitet. Nach dem Mittagessen . . ging ich auf die Promenade, den herrlichen Strandgang . . . Das ist die prächtigste *passeggiata*, die ich noch gesehen habe . . . Wenn man so in einer der halbrunden Ausbuchten der am Meere entlang laufenden Mauer sass, und über das leise brandende Wasser hinweg diesen Kranz zackiger, heller und tiefer gefärbter Berge, rings um die hochragende Stadt, sah, dazu die heitre Menschenmenge, Musik und der kühlende Seewind, so empfand man wohl aufs Klarste, dies sei so ein Bild von den wenigen, die bestimmt seien, ein ferneres, farbloseres Leben mit dem Glanz der Erinnerung zu erhellen. — Sonst ist an der Stadt selbst der Gesammteindruck, der entschieden schon dem Orient sich nähernde, buntfarbige, in grellem Spiel von Licht und Schatten das Auge vergnügende m a l e r i s c h e Charakter, die Hauptsache: eine grosse, uns geistig unendlich fremde und darum besonders interessante Cultur, die maurisch-normannische, hat der Stadt im

Allgemeinen ihren festen Typus gegeben: sonst aber hat der unhistorische Kleinsinn des 17. und 18. Jahrhdts. hier, wie (ausser in Florenz und Venedig) wohl überall in Italien, diese herbkräftige Kunst mit seinem kosmopolitisch-leeren Kalk und vergoldetem Stuck nach Kräften verkleistert . . . Nachdem ich alle diese Dinge in Anschau genommen, schiffte ich mich am Dienstag Abend, auf ein Boot der französischen *messageries impériales*, ein: sehr elegant. Abends Hahnenkampf einiger französischen Radoteurs, über die auch im *vice* zu manifestirende *intelligence* im Allgemeinen und die *intelligence* der *Turcs* im Besondern: Alles mit knallenden Sentenzen aufs Herrlichste verbrämt: ich amüsirte mich sehr daran. Es erfolgte der bekannte Kampf mit der üblichen engen Bettlade.... Messina liegt schön, aber die Berge sind niedrig, nicht in so schönen Reihen hinter einander gestellt, wie bei Palermo, dazu weder bewaldet, noch ganz kahl, was allemal zu den schönsten Lichteffecten, den buntesten Schatten Gelegenheit giebt, sondern bewachsen, ich weiss nicht womit, aber spärlich: wie halbgerupfte Hühner..... In Catania ‚stürzte ich aufs Neue sogleich in ein Dampfboot und fuhr nach Syrakus... Das Beste bleiben die grossen Erinnerungen, die um diese weiten Trümmer, um die Steinbrüche, darin man auch die gefangenen Athener aufbewahrte, um den weiten Hafen schweben, wo die Entscheidungsschlacht . . . stattfand.«

10. »Rom, Sonntag 31. Oct. 69. . . . In Florenz habe ich seit meinem letzten Brief . . in alter Weise fortgelebt: vormittags der alte Asket, nachmittags mehr dem Sybariten vergleichbar. Am letzten Tage reiste ich . . nach Pisa . . . So einmal, wozu auch das herrliche Florenz auf Schritt und Tritt den Nachdenklichen stimmt, in jene kräftige gestaltungsreiche Zeit am Ausgang des Mittelalters . . . eingetreten, erhielt ich mich in so bedeutenden Eindrücken, indem ich auf der Rückreise nach Rom einen Tag in Perugia und einen Vormittag in Assisi Halt machte. Es ist gar nicht zu sagen, welch einen beglückenden Reiz solch ein Wandeln an den Stätten einer schaffenden Vergangenheit gewährt. Namentlich im alten Perugia. Auf einem capriciös gezogenen langen Hügelrücken . . . gelagert, bietet es von allen Seiten neue und im reizenden Wechsel der drunten liegenden Wiesen und Bäume mit den phantastischen, auf- und absteigenden Häusern stets malerische Anblicke: die Häuser sind noch Individuen, mit allen Ecken und Absonderlichkeiten selbstbewusster Personen, nicht aufmarschirte Jarderejimenter. Nun überall die Spuren einer kräftig wirkenden Malerschule, die mir, in zu grosser Häufung genossen, mit ihren süsslich frommen Aeuglein . . . freilich viel weniger zusagen, als die lebensfrohen Florentiner Realisten des 15. Jh. — aber sie entwickelten denn doch auch, in Rafael, das höchste aller harmonischen Malergenies, den Mozart der Plastik, und bildeten selbst einige, in ihrer zarten Holdseligkeit ganz beglückenden Bilder, an die zurückzudenken auch zu den sicheren Gewinnen solch eines italiänischen Aufenthalts gehört: wie man an begnadigte Momente im eignen Gemüthsleben, in schlaffen Tagen, zurückdenkt. So die Grablegung des Perugino in Pitti, einige der schönen Fresken in der *Sala del Cambio* zu

Perugia, namentlich aber das unvergleichlich schöne Abendmahl in St. Onofrio in Florenz, von einem unbekannten Peruginer. Ein unsäglicher Reiz, der Gegenwart vergessen, in den alten engen Strassen mit den Gestalten jener Zeit im Sinne zu wandeln, von deren, die Welt in der Erkenntnis ihrer tausendgestaltigen Schönheit aufs neue schaffenden Regsamkeit unsre, sonst jener so .. überlegene Zeit immerhin ein gutes Stück brauchen kann. Das ja macht den Künstler, dass er das Schöne, Bedeutsame, sieht, wo ein stumpfer Sinn sich langweilt und dann über Enttäuschung schreit. — In Assisi ist das Wesentliche die Doppelkirche des heil. Franciscus ..., an allen Wänden, in der Verschwendung reichen Geistes, mit Fresken Giotto's und von Schülern des grossen Meisters bemalt ....: meist Thaten jenes bewundernswerthen Mannes, in einer, meinem Gefühl nach, bei aller Gebundenheit unübertroffenen Meisterschaft im Darstellen von 'Historien', . . . durch bedeutsame Auswahl sprechender Abbreviaturen für weitläufige Acte. Dabei frappirte mich die chronikartige Naivetät, mit der diese, damals doch erst kurz vergangenen wunderbaren Ereignisse dargestellt werden konnten: ganz gewiss hätte man längst vergangner Jahrhunderte Geschichten ganz ebenso dargestellt. Es ist wie in den alten Novellen (Sacchetti z. B.): keinerlei historische Reflexion stört (oder fördert) die Darlegung des rein menschlich interessirenden Actes .... Hier nun in Rom angekommen . . . habe ich die beste Absicht, mir in den bevorstehenden paar Wintermonaten soviel von Kunstkenntnis anzupauken, als meine Fähigkeiten . . mir erlauben . . .«

11. »Rom, den 21. November 69. Meine liebe alte Mutting, Was du an unserm alten treuen Onkel Hansen verloren hast, kann ich sehr tief mit dir empfinden: ein starkes, freisinniges Gemüth, das nun seit so langen Jahrzehnten an Deinem und unser aller Schicksal einen aufrichtigen Theil genommen hat . . . Wir aber, liebe Mutter, wollen nach allen Verlusten fester zusammenhalten: dass ich oft gegen dich gefehlt habe, hindert nicht (und Du weisst es selbst), dass ich tief im Herzen die Liebe zu Dir trage und die Segnung empfinde, die eine aufopfernde Mutterliebe meinem Leben giebt. — Liebe ist sonst wenig in der Welt: wenn ich die treue Freundschaft Nietzsches nicht hätte, und in Briefen wenigstens einen genauen Verkehr mit ihm unterhielte: ich wüsste nicht, wie öde mir der Verkehr mit der Menschheit erscheinen würde. Was Freundschaft sei, erfahren, meiner Beobachtung nach, die Meisten gar nicht, die im vergnüglichen Verkehr mit guten Kameraden diesen heiligen Namen tausendfach missbrauchen . . . So lebe ich hier, wie überall, am Liebsten, soweit es geht, einsam, in der Vereinigung nur eine leichte Zerstreuung erwartend und findend. — Die Bibliothek ist wieder eröffnet und verschlingt fast alle Vormittage, Nachmittags arbeite ich ein wenig, oder lerne ein neues Stück des grossen Wunders kennen, das Rom genannt ist . . .«

12. »Rom, 19. Dec. 69 . . . . Seit wenigen Tagen haben wir wieder helles Wetter . . . Dann liegt über dem weiten Bilde der ewigen Stadt mit ihren zahllosen Kuppeln . . . und den schönen Gruppen der hochliegenden Theile . . . jenes ganz unglaublich herr-

liche Licht der italiänischen Sonne: alle Schatten sind nicht kalt und grau, sondern blau und warm in den verschiedensten Abstufungen von hell und dunkel. Am herrlichsten aber ist der Hintergrund: die stolzen Linien des hohen Sabinergebirgs, dessen höchste Gipfel, jetzt mit Schnee bedeckt, in der Sonne röthlich glänzen: und nach Süden die sanfter gezognen Formen der Albanerberge .... In andrer Weise erquickt die Seele ein Gang im klaren Mondlicht durch die schweigenden Strassen, allein am besten, da nirgends mehr als in Rom Goethe's Wort wahr wird: „Mit Andern mag man sich belehren. Begeistert wird man nur allein.“ Der sei zufrieden, der im täglichen behaglichen Verkehr sein volles Genüge findet: seit ich empfunden habe, welche Kraft und Freudigkeit ein gemeinsamer Flug in reineren Luftkreis . . dem ganzen Wesen giebt, höre ich nicht auf, mich nach dem entfernten Freunde zu sehnen. „Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freunds gewisse Rede, deren Himmelskraft der Einsame entbehrt und still versinkt“ sagt abermals der alte Goethe . . . Augenblicklich, könnt' ihr denken, macht sich *Concilium oecumenicum* breit genug: wohin man sieht und wohin man spuckt, stösst man auf einen Pfaffen, roth, violett, grau, grün, blau, schwarz uniformirt: eine grosse Armee von Schlauköpfen, ein noch grösserer Tross von Schaafsköpfen und vielleicht eine kleine Elite von ernsthaft Gläubigen. Erzählen kann ich nicht viel davon, denn die Priesteraufzüge haben stets etwas Eintöniges, und bei der Eröffnung war der riesige Peter so voll gedrängt, dass ich nur langgestreckte Fremdenhälse sah, und ausserdem dichtgeschlossne Haufen von Campagnolen mehr roch, als sah . . . Das Eigentliche geht übrigens auch in einem separaten Schapp vor sich, der aus einer Seitenkapelle des Peter gemacht ist. Schön werden wohl die Weihnachtsfeierlichkeiten werden ... Meinen Weihnachtsabend werde ich im deutschen Künstlerverein verbringen, dessen temporäres Mitglied ich . . geworden bin . . .«

13. »Rom, 4. Januar 1870 . . . Am 2. wurde dann, im festen Vertrauen auf anhaltende Tramontana und sonnenklare Aussicht, in heiliger Früh ein Ausflug nach Albano unternommen. Als es aber hell wurde, zeigte es sich, dass es eigentlich gar nicht hell geworden war . . . Trotz des Mangels an Licht, wodurch diese sonst so ernsthaft dreinschauenden Landschaften erst ihre ganze Schönheit entfalten, war es eine sehr schöne Partie: wie strahlende Helle zur Expansion, so stimmt dies einschränkende, fast dämmerige Licht, in das sich, in dieser Jahreszeit, zuweilen der italiänische Himmel hüllt, zu einer verwunderlichen Art von nachdenkender Ruhe . . . Eure Weihnachtsbriefe bekam ich am 25.; sie machten mir doch eine Art Fest: denn im Künstlerverein war es sehr *lourd*. Dagegen haben wir Altjahrsabend unter uns ganz fidel und vergnügt verbracht, mit Hülfe eines Gastmahls und daran geschlossnen Symposiums: ein musenbegabtes Mitglied hatte zu allerlei ulkigen Geschenken niedliche Verse gemacht: ich bekam als Theatermann ein kleines Polichinelltheater . . .“

16. »Florenz, 14. März 70 . . . Florenz hat . . . den alten Zauber geübt, und gar manches Bildwerk hat mir jetzt erst seine

verborgne Grösse und Lieblichkeit aufgeschlossen: ich fühle, dass ich, wenn nach etwas, nach gar manchem der hiesigen Bilder Sehnsucht wie nach einem guten und getreuen Freunde empfinden werde, wenn ich fern bin. Sonst ist doch jeder Mensch so einsam, einsam! Hier habe ich ziemlich viel Leute kennen gelernt: davon etwas zu haben, ausser Täuschung müssiger Stunden, muss man eben nicht erwarten. Auf der Rückreise gehe ich auf einige Wochen zu Nietzsche, der meiner ebenso bedarf, wie ich seiner: und das wird fast das Beste der ganzen Reise sein ... Von Kiel kriegte ich neulich die angenehme Nachricht, dass ich, meinem erworbenen Rechte gemäss, ohne alles Weitere Michaelis 70 anfangen könne zu lesen. Zugleich einen sehr freundlichen Brief von Ribbeck, mit dem zusammen zu leben ich mich freue . . .«

18. »Venedig, 17. April 70 . . . Am Behaglichsten ist es freilich, wenn Velsen und ich alleine, ohne den dann doch vorhandenen Zwang des anständigsitzens und vernünftigredens, ohne Familie Brinckmann uns in so einer weichgepolsterten Gondel ein paar Stunden lang schaukeln und uns vom köstlichen Frühlingslicht umspielen lassen können: wie wir denn gestern vier Stunden so herum gefaullenzt haben. Ach, der göttlichen Faulheit! Fast meine ich, dass F. Schlegel Recht hat, der Faulheit neben Venus und Minerva einen Altar zu errichten: so im grünen Wasser liegen, und nur ganz langsam denken und reden, und gedankenfrei die köstlichen Bilder ringsum einsaugen, etwa Murano, wie es im dunkelblauen Nachmittagslicht aus der Fluth steigt, im weiten Kreis vom Wasser umzogen, und ganz hinten der lange Zug phantastischer weisser Alpen: die Empfindungen eines Katers, der sich auf dem Dache sonnt und an keinen Mausefang und Vogelraub denkt, sondern an gar nichts, können nicht behaglicher sein . . . Morgen geht dann *bibliotheca* wieder los: ich quäle mich mit dem berühmten Iliascodex: den ich nur ganz zu vergleichen wünschte . . .«

19. »Venedig, 25. April 70 . . . Eins fühle ich doch immer wieder in Momenten des Alleinseins mit meiner lieben Seele: es ist recht Schade, in diesen Jugendjahren für das Herz keine Nahrung zu finden . . . „Was bleibt mir nun, als eingehüllt, von holder Lebenskraft erfüllt, in stiller Gegenwart die Zukunft zu erwarten?“ sagt Goethe ὁ πάνυ, von sich freilich, mit dem sich zu vergleichen, auch nur von ferne, Frevel ist . . . .«

21. »Mailand, 20. Mai 70. . . . Am vorigen Sonnabend brach ich, in Gesellschaft des Dr. Velsen und Brinckmann's, von Venedig auf: den Nachmittag brachten wir in Padua zu, wo ich meine alten Lieblinge, die Fresken des grossen Giotto und seiner Schüler, und die des Mantegna mit erneutem Genuss betrachtete und an der reinlichen, von grünen Gärten umgebenen und durchzogenen Stadt nach all dem Grau der venetianischen Paläste und Baracken mein Auge vergnügte . . . Am Sonntag besahen wir dann . . . die alten Herrlichkeiten Veronas . . . Wohin man blickt in diesem herrlichen Italien der Renaissance, überall neue Schaaren hochbegabter und zum Ganzen und Vollen mit Energie strebenden Männer: wahrlich eine Zeit, die wir in unsrer künstlerischen Dürftigkeit nur staunend

verehren dürfen! — In einem duftend blühenden Akaziengarten erholten wir uns, bei ländlicher Naturalverpflegung, von den Anstrengungen des Sehens, und im goldnen Nachmittagslicht fuhren wir dann weiter nach Brescia . . .«

22. »Basel, den 9. Juni 70. Liebste Mutting, da wäre ich glücklich in Basel, d. h. schon seit Sonntag vor acht Tagen: eigentlich wollte ich nur höchstens 8 Tage hier bleiben, aber mein Freund hat es schliesslich doch durchgesetzt, mich noch länger hier zu halten. So waren wir dann in den Pfingsttagen . . ., in Begleitung von Nietzsche's Mutter und Schwester, im Berner Oberland, Interlaken, Wengernalp, Lauterbrunn . . . Hier leben wir uns in die glücklichste Vergangenheit zurück, ein Stück Fortsetzung jener seligen Tage in Leipzig, wo wir, von aller Welt isolirt, im steten Umgang gegenseitige Förderung und Stärkung uns gaben. Leider ist Nietzsche in diesem Semester so übermässig beschäftigt, dass uns nur wenige Stunden des Tages übrig bleiben, wo wir dann in mancherlei Gesprächen [. . .] und namentlich indem N. Wagnersche Musik, soweit dies auf dem Clavier möglich ist, darzustellen sucht. Gestern Abend waren wir mit dem geistvollen Jacob Burckhardt zusammen in Muttens, einem Dorf in der Nähe von Basel, wo ich mir für heute einen kleinen Kater gezähmt habe. Daher dieser verwirrte Brief[1]. Sonnabend und Sonntag denken wir nach Triebschen bei Luzern zu R. Wagner, auf einen Besuch, zu gehn, d. h. wenn wir passend kommen. Am Montag spätestens denke ich dann abzureisen: in Freiburg also halte ich mich, auf Deinen Wunsch, einige kurze Zeit auf: dann aber *recta domum* . . .«

Dass der gemeinsame Besuch der Freunde bei R. Wagner, von dem in Br. 22 die Rede ist, wirklich ausgeführt wurde, hat mir Frau Dr. E. Förster-Nietzsche auf meine Anfrage ausdrücklich bestätigt. Das ist der Beginn der persönlichen Beziehungen R.'s zu Wagner.

Zu S. 35 f.

Zu den persönlichen Bekannten, mit denen Rohde damals in Florenz verkehrte, gehören noch Gustav Parthey und Th. Heyse, der 1870 in Florenz ansässige Oheim des Dichters. Das ergiebt sich u. A. aus Briefen [5. 14 IV 70] an Wolfgang Helbig (im Archiv des archäologischen Instituts), die P. Hartwig für mich zu excerpiren die Güte hatte.

Zu S. 36. 40 f.

Aus meiner Darstellung wird hervorgehn, dass sich Rohde auf seiner Italiänischen Reise immerhin sehr ernsthaft um das Verständnis der antiken wie der Renaissance-Kunst bemüht hat; in den Briefen steckt noch manche feine, erlebte Beobachtung. W. H. Roscher (Neue Jahrbücher für das kl. Alterthum usw. IV 1901 S. 718) meint, R. habe die Archäologie und deren Resultate in seinen Arbeiten nicht hinreichend berücksichtigt; schon auf der Universität habe er sich „zu wenig mit dieser Wissenschaft beschäftigt" (das hatte seine

[1] Wirklich hat Rohde (was ihm sonst nie passirt ist) kurz vorher einen Satz ohne Prädikat gelassen.

guten Gründe)[1] und sei „auch auf seiner italiänischen Reise im Jahre 1869 nicht recht vertraut mit ihr geworden". Obgleich Roscher Rohde's Reisegeselle war, bezweifle ich doch, dass er Rohde hier wirklich gerecht wird. Rohde hat in Bonn gleich im ersten Semester Jahn's Hauptkolleg über Archäologie gehört; in Italien begann er (allerdings unter strenger Wahrung der umfassenden philologischen Aufgaben, die er sich nun einmal gestellt hatte), sich mit der ganzen Energie, die ihm eigen war, in die ihm zunächst innerlich noch fremde Welt der antiken Plastik zu vertiefen. Und wie glücklich wird gleich in dem Buch über den Roman die hellenistische Kunst, nach dem Vorgange Helbigs, für die Reconstruction der hellenistischen Poesie verwerthet! Es gab nicht allzu viel Philologen, die, über eine bloss archäologische Geschäftigkeit hinaus, zu einer so feinsinnigen ästhetisch-kulturgeschichtlichen Behandlung solcher Fragen fähig waren. Allerdings, Rohde war sich bewusst, dass ihn seine eigentliche Begabung nicht auf das Gebiet der bildenden Kunst führe, dass er doch »kein rechter *homo plasticus*« sei, und er machte an sich zu hohe Ansprüche, um auf diese »durchaus dilettantische Velleität« viel Gewicht zu legen. Als er die Frage, ob er noch einen längern Aufenthalt in Italien rein archäologischen Zwecken widmen solle, mit seiner Mutter verhandelte, meinte er [M. 25 I 70]: »So wenig eitel bin ich nicht, dass ich nicht auch jetzt noch mir die Fähigkeit zutraute, den Herrn Specialarchäologen, die ich hier ihr seltsam spielendes Divertissement treiben sehe, es gleich zu thun: aber zu einem ordentlichen Archäologus — was denn freilich ein hoher Beruf ist — fehlt mir vollständig das Talent und die Kraft und damit denn auch alle Lust.« Es bestätigt sich eben hier doch wieder, dass zu aller intensiveren Beschäftigung mit den zunächst an die Sinne sprechenden Künsten und Monumenten eine besondre, wesentlich sinnliche Begabung gehört; die sich wohl ausbilden, aber nicht anlernen lässt. Rohde hat freilich — das werden schon die eben mitgetheilten Bekenntnisse darthun — auch auf diesem Gebiet mindestens die gleiche Empfänglichkeit besessen, als mancher philologisch gefärbte Archäologe; aber er mass sie an seinem Sinn für Poesie und Musik, und wurde sich damit ihrer Unzulänglichkeit bewusst. — In der Psyche ist allerdings das archäologische Material nur sehr mit Auswahl herangezogen, und der Eine wird Dies, der andre Jenes vermissen (z. B. eine wirkliche Verwerthung und Interpretation der künstlerischen Darstellungen des Todes und Sterbens). Dass dadurch aber die Entwicklung der Hauptgedanken in Rohde's Buch sonderlich beeinträchtigt sei, kann ich nicht finden. Als R. die zweite Bearbeitung zurüstete, hatte er nicht allzuviel nachzutragen, was ihm seine archäologischen Fachgenossen dargeboten hätten. Inzwischen haben die Arbeiten W. Helbigs und mancherlei Grabungen reicheres Material gebracht,

[1] In Bonn raubte ihm der Streit zwischen Jahn und Ritschl die rechte Stimmung; in Leipzig hat Overbeck (der ja sehr instructive Collegien für Anfänger las) dem fortgeschrittnen, scharf kritischen Arbeiter wenig eingeleuchtet; in Kiel lehrte — P. W. Forchhammer! Ausserdem war R. der Meinung, dass man erst sehen müsse, dann lesen und hören.

und es ist nur zu bedauern, dass Rohde hier nicht mehr seine Sache führen kann. Er hätte seinen Mann gestanden. S. oben S. 178, A 1.

Zu S. 44.

Unter den Bahnbrechern 'folkloristischer' Studien hätte ich CURT WACHSMUTHS und BERNHARD SCHMIDTS gedenken sollen, deren Arbeiten über das griechische Volksleben 1864 und 1871 erschienen sind.

Zu S. 51.

Die Geburtstagsverse für Nietzsche lauten:

In Leipzig sucht ich jüngst umher
Was wohl für Fritzen passend wär,
Zu schenken ihm, „als Angebinde,
Dass ihn nicht Aergernuss nag' und schinde".
Nun dacht' ich: Fritz ist Musicus,
Professor und Philosophus.
Als Musicus könnt' ihn erfreu'n,
Ein dionysisch' Flötelein,
Doch lieh' mir auch Diogenes sein Licht,
Die rechte Zauberflöte fänd' ich nicht.
'Nen scheenen Schlafrock hat er schon
Als Professorensymbolon.
So kam ich endlich zu dem Schluss:
Nimm Fritzen als Philosophus.
Ich sprach's und trat mit spähn'dem Blicke
In eine Trödelkrambutike.
Gar Vieles gab's da, billig und theuer:
Ein grosses Loch aus Maja's Schleier;
Man guckt hindurch und sieht sofort
Nicht Zeit, nicht Causalität, noch Ort.
In einer Spieluhr fand sich da
Praestabilirt' Harmonia.
Phan- und A-tome ein ganzer Sack,
Doch Alles nicht nach Fritzens Geschmack.
Da endlich fiel mein Sucherblick
Auf ein fürwahr sehr rares Stück.
In einem Kasten schlecht und gering,
Fand ich ein wunderselten Ding:
Das Ding, das die philosophi
Wie lang' schon suchen mit harter Müh',
Das Ding, das selbst der alte Kant
Von fern nur sah, wie das gelobte Land.
Damals war's stark und wohlgestalt;
Nun ist's verhuzzelt, klein und alt.
Herr Hartmann fand in den letzten Zügen
Es jüngst in einer Gosse liegen.
Der hat's mit plumper Faust gepackt,
Gedreht und gewendet, gezwickt und gezwackt.
Zuletzt nahm er ein Messer her,

Zu sehn, wie's wohl von innen wär'.
Da sprang das Ding in diese Truh'
Und hielt von drinnen den Deckel zu.
Doch unserm Fritz als Sonntagskind,
Thut sich die Truhe auf geschwind.
„Nun rath', o Fritze, kennst Du mich?" — —

(Hier öffnet sich das Kistchen, ein Teufelchen schnellt empor, in der Hand einen Zettel):

Es gratulirt „das Ding an sich"! —

So hat Rohde oft seinen Humor spielen lassen, zuletzt wohl in dem telegraphisch übermittelten Geburtstagscarmen an Ribbeck 1897:

Salve, philologorum lumen!
Macte viridi senecta!
Perge porro, scande recta
Floridum cacumen.
Poeta laureatus te salutat.

Es ist hier bezeichnend, dass Rohde die Formen der Antike nicht klassizistisch missbraucht, sondern, ironisch in das Gewand des 'finstern Mittelalters' (oben S. 132 A.) gehüllt, dem Freunde gegenübertritt.

Zu S. 105. 141.

Rohde im Verkehr mit seinen Schülern möge noch durch einige bezeichnende Briefproben charakterisirt werden. An CONSTANTIN RITTER schreibt er, nach einem Glückwunsch »zum überstandenen Examen sammt obligatem Argumentle« [Tübingen 26 X 83]: »Es freut mich auch, dass Sie gleich eine Schulstelle angenommen haben — theils, weil Ihre sonstigen, nicht schulmeisterlichen Neigungen, wie Sie auch selbst fühlen werden, um fruchtbar zu werden, langsam und im Stillen reifen und mit Ihnen und Ihrem ganzen Wesen zugleich wachsen und sich vertiefen müssen, nicht aber sofort nähere Pflichten überschreien und sich breit machen dürfen; dann aber auch namentlich, weil überhaupt eine Pflicht für den Tag und eine sichtbare Anzahl von Menschen — und nicht für die . . Ewigkeit und die Menschheit *en bloc* — zu haben, eine unsägliche Wohlthat ist, und Sie eine solche Pflicht nun haben. Die Nöthigung, in fremdere Gebiete, wie Geographie etc., hineinzusehn und dergleichen in seinem ganzen Zusammenhang sich bekannt zu machen, werden Sie noch als sehr wohlthätig empfinden: das ist gerade ein Vorzug des Lehrerberufs. Ich vertraue darauf, dass Sie an der Leichtigkeit, mit der Sie zu selbständiger Aneignung solcher Dinge Mittel und Methode finden werden, den Segen einer irgendwo (wie in Ihren Quintilianstudien) einmal unternommenen eignen Arbeit spüren und preisen werden«. Als Ritter Rohde die Absicht geäussert hatte, sich für Philosophie zu habilitiren, schrieb ihm Rohde [Heidelberg 31 V 89]: »Wie ich Sie kenne und beurtheile, werden Sie die Habilitation für Philosophie als etwas anderes, als sonstige Habilitationen, und als etwas ganz besondres betrachten.

Sie ist auch wirklich etwas besondres. Als Ueberlieferung des Lernstoffes, als Aneignung der dagewesenen Meinungen früherer Geschlechter, ist das Philosophiedociren etwas Oedes und Unbefriedigendes. Niemand sollte sich als Philosoph aufthun — und nun gar als philosophischer Docent! —, der nicht *le feu sacré* in sich hat, d. h. den Trieb, etwas ganz Eignes, nach seiner Meinung (die immer noch irrig sein darf) die Welt der Erkenntnis neu und heller Erleuchtendes loszuwerden, als Missionar einer ihn ganz durchdringenden Sache zu dienen. Ohne Zweifel wollen auch Sie die Philosophie nicht als reine Gelehrsamkeit treiben, sondern als Gestaltung eines nach eignen Maassen bestimmten τρόπος τοῦ βίου. Hiervon nun, meine ich, muss es abhängen, ob Sie sich als Docent der Philosophie niederlassen: ob Sie einen, eben unwiderstehlichen Drang des Lehrens und persönlich Ueberlieferns eines solchen Eignen in sich spüren. Das Häckselschneiden für die Collegkrippe ist in der Philosophie viel schlimmer, als in unsern Disciplinen, die von vornherein auf sowas angelegt sind. Es ist richtig aufgefasst, ein Zeugnis höheren Lehrerthums, das sich der giebt, der sich als Philosoph habilitirt. Sind Sie subjectiv überzeugt, hierzu berufen zu sein, so wäre es thöricht und nutzlos, Ihnen von der Habilitation abzurathen. Es bleibt nichts übrig, als dass Sie selbst sich daraufhin ernstlich prüfen. Bedenken Sie aber auch, dass die vielen Semester ausgefüllt sein wollen, also, ob Sie schon jetzt — 30 Jahre ist erst ein Kindesalter für einen Philosophen — die nöthige Breite des Eigenbesitzes haben . . . Man kann ja das Docententhum auch auffassen als eine Zeit des eignen Lernens, in der man sich erst stückweise fertig macht zum dereinstigen Können. Ich stelle mir aber vor, dass die Qual — und eine veritable Qual ist es — des Vortragens nicht bis zu Ende gelernter Dinge in den drängenden Collegstunden, im Gebiet der Philosophie (wo stückweise vorzurücken noch bedenklicher ist als anderswo) nur noch viel ärger sein muss als in unsern Disciplinen z. B. . . . Im Ganzen, werden Sie merken, kommt mir Ihre Absicht etwas bedenklich vor. Einen Philosophen denke ich mir als einen in langer Erfahrung reif und süss gewordenen, gewiss nicht mehr jungen Menschen; Sie sind aber erst 31 Jahre, d. h. noch ganz jung an Erfahrung und Leben von innen und aussen. — Andrerseits können Sie sagen: irgendwo muss ich doch die nöthige Reife heranwarten, und warum nicht eben als Docent und indem ich meine philosophischen Schlangenhäute *docendo*, auf dem Katheder, loswerde? Es giebt auch eine Philosophie der Jugend (jedes Lebensalter hat seine), und die passt besser vor eine Schaar junger Menschen, als die des Alters. — Es kommt immer darauf an, wie stark der Drang, Eigenes zu verbreiten, Sie treibt, so dass Sie vor der Gefahr, 'Philosophieprofessor' im vulgären Sinn zu werden, bewahrt sind: ist der Trieb übergross, so sind Sie im Recht und dann nur muthig drauf los! — Ihre andre Chance, Lehrer an einem niedern Seminar zu werden, hat eigentlich etwas besonders Lockendes. Den Trieb, auf Personen zu wirken, den ich für stark bei Ihnen halte, können Sie da viel besser und tiefer wirken lassen, als auf der Universität (bei

unsern heutigen Studenten..!). Ihre philosophischen Studien ohne Hast ausbilden und prüfen und sichten können Sie, bei nur 12 Wochenstunden, ebenfalls besser. Ich weiss nicht, wie Ihnen die idyllische Existenz an solchem weltfernen Orte (nicht für immer, ja!) gefallen würde: Sie müssen aber auch bedenken, dass an einem bewegteren Orte, in weiteren Beziehungen, das Docententhum leicht in die Breite geht; man kann nicht beiden Herren dienen. Ich formulire kein Schlussvotum, weil ich es nicht könnte — in solchen Dingen giebt den Ausschlag das ganz persönliche Gefühl des Einzelnen, Betroffenen, und das kann nur Er empfinden —, und weil eben doch die Entscheidung bei Ihnen aus Regionen fliessen wird, in die schliesslich kein Andrer einen Einblick hat. Nur Eins: wenn Sie sich habilitiren, so thun Sie es an einer grossen Universität, Berlin oder Leipzig (Breslau ist nur numerisch gross, sonst aber 'Examensnest'), das wäre für Philosophen gewiss der einzig günstige Boden.« Kurz darauf schreibt Rohde: ». . Nunmehr will ich Ihnen offen meine Empfindung aussprechen: dass ich mich freuen würde, wenn ich eines Tages hörte, dass Sie Professor an einem der Seminare geworden seien, mit denen Württemberg gesegnet ist. Musse zu selbständiger Arbeit würden Sie dort mehr haben, als an einer Universität, wo der Bandwurm des Collegs jeden Tag verlangt, sein Glied abzustossen (schönes Bild!). Und die Befriedigung ist schliesslich grösser an einer Unterrichtsanstalt, als auf dem Katheder mit seinem Soliloquium . . . *Experto crede Ruperto.* Nun, Allah weiss es besser, er wird's recht machen.«

Nicht minder zurückhaltend schrieb Rohde zunächst auch seinem Schüler W. Schmid, als dieser ihm von seiner Absicht sich zu habilitiren, berichtete [Heidelberg 23 XII 86]: »Man kann Niemanden voraussagen, ob er speciell Anlage, noch weniger, ob er anhaltend Lust zu diesem Lehren *ex cathedra* haben werde, in dem ich keineswegs die höchste aller menschlichen Thätigkeiten erblicken kann, wie mancher Andre. Vielleicht dass ein erfolgreiches Schulmeisterwirken Einem eigentlich wohler thut als dies Soliloquium auf dem Lehrstuhl . . .« Später begleitete er dann aber die akademischen Anfänge Schmid's mit thätigster Theilnahme. »Wenn Sie schriftlich positive Fragen stellen wollen« — schreibt er 7 II 87 — »nur zu! Wegen Ihrer ersten Vorlesung lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen: im Vertrauen gesagt, wir pflegen Alle so ziemlich blind und tastend in dies akademische Labyrinth hineinzugerathen, es hat nur nicht Jeder die würdevolle Miene bereit, die den Defect deckt. Aber wenn Sie irgend können, sollten Sie sich nicht, gleich anfangs wenigstens, auch noch ein Schulamt aufhängen lassen. Dabei kämen beide Aemter zu kurz; und Sie werden ja erleben, welche Heidenarbeit die ersten Collegien machen . . . Mit Homer werden Sie . . . sehr gut anfangen . . .; zugleich führt das Sie . . . in das Beste und Würdigste ein. Geben Sie eine Einleitung über die Ueberlieferung . . . von der Zeit des Abschlusses der vorliegenden Gedichte an, also exclusive 'höherer Kritik'.« Schmids Nekrolog gewinnt gerade dadurch, dass der Schüler für seinen Lehrer Zeugnis ablegt, seinen besondern Reiz und Werth. Rohde war danach frei-

lich keine eigentlich 'pädagogische Natur'; dazu fehlte dem grübelnden Solitarier das spontane Mittheilungsbedürfnis. Aber den Wenigen, denen er sich innerlich zuwandte, gab er sein Bestes.

Zu S. 106 ff.

Den psychologischen Mechanismus, der sein Verhalten zu Rohde bestimmte, deckt Flach selbst mit aller Naivetät auf in dem Abschnitt seiner 'chinesischen Silhouetten', auf den oben Bezug genommen ist (S. 79 ff. 'Der neue Aristarch'): „Man hatte Pia-Pú [= Hans Flach] bei der Berufung eines neuen Ordinarius [= Erwin Rohde] übergangen. Zwar waren einige Fachgenossen bemüht gewesen, dass er wenigstens an letzter Stelle der Vorschlagsliste genannt würde, indessen waren diese Versuche an der unerschütterlichen, panzerumgürteten Brust des einen Universitätspabstes machtlos gescheitert, auf dessen Herz kein warmes Wort Eindruck zu machen pflegte. — Der neue Kollege [Rohde] war angenommen. Ein bedeutender Ruf ging ihm voraus, und er wurde von allen auf das Wärmste aufgenommen. Man erfreute sich an seiner Schönheit und Vornehmheit. 'Er sieht so stolz, so unzufrieden aus, er ist aus einem vornehmen Haus' wurde häufig citirt[1]. — Die ersten Wochen versuchte der neue Kollege auch freundlich zu sein, wurde aber sehr bald des trockenen Tones satt, und zeigte sich von seiner natürlichen Seite, von der er später fast niemals abwich. Der erste Abend, an dem seine Kollegen dieser chamäleonhaften Verwandlung zum Schrecken inne wurden und seine wahre Natur hervorschimmern sahen, ist allen treu im Gedächtnis geblieben. — Ein junger schüchterner Dozent wagte, als man in grösserer Gesellschaft in einem an dem vorbeiströmenden Hoang-ho gelegenen Theehaus sass [der 'Neckarmüllerei'], die Behauptung auszusprechen, dass das Wasser heute eine auffallend grüne Farbe habe, was thatsächlich ganz richtig war ... 'Wie', rief der neue Kollege, das 'nennen Sie grün? Wie kann dieser Fluss überhaupt grün aussehen? Sie leiden wohl an Farbenblindheit? Ein ähnliches Dreckwasser habe ich noch niemals gesehen. Ich nenne die Farbe heute graugelb'". Folgen noch zwei ähnliche Scenen — gewiss nach der Natur gezeichnet[2], denn Rohde war, zumal in gereizter Stimmung, zum Widerspruch um jeden Preis fähig —: und das soll dann eine Charakteristik Rohde's sein, die mit einem ganz ernsthaften Urtheil („sehr vornehm, sehr absprechend ..., sehr unreif, sehr unerzogen" usw.) beschlossen wird. Es ist nicht einmal eine Caricatur.

Seinem Protector Gutschmid pflegte Flach förmliche Fragebogen vorzulegen, die Gutschmid dann ausfüllte. „In heiterer Erinnerung ist mir, wie Flach ein Gleiches bei Rohde versuchte, und der ihm sagte: 'Ich weiss, was Sie wissen wollen, Flach, aber ich sage es Ihnen nicht'" (E. Holzer).

---

[1] Man sieht, Flach citirt seinen Faust nach — der Ausgabe des Herrn Stephany.

[2] Flach lässt den 'neuen Aristarch' schliesslich klagen, dass er nach dem schlechten Tübinger Bier Magenkrämpfe bekommen habe: welche Rohheit!

Zu S. 129.

An Rühl schreibt Rohde (T. 26 V 78): »Ueberhaupt aber zeigt Ihnen wohl auch mein γέγονε, wie wenig Heil ich von solchen allgemeinen Gesetzen erwarte: wiewohl ich selbst mich mit diesen Dingen, in allen Richtungen, vielfach herumgeschlagen habe, finde ich es nicht einmal nach durchforschtem Détail nützlich — oder überhaupt ausführbar, solche Thesen aufzurichten für Suidas, dessen Angaben nur den letzten Rest einer völlig unbestimmbaren Reihe von Ueberlieferungsschichten darstellen: vor der Untersuchung der Einzelheiten solche Dictate wie ein τηλαυγὲς πρόσωπον aufzupflanzen, überlasse ich lieber den grossen Männern der Berliner Pepinière; sie verblüffen und verblenden, helfen nichts und können Viel schaden. Ihre Vorstellung von den 2 Quellen trifft für einzelne Fälle zu; ich selbst habe ja eben dieses . . . nachgewiesen: und so ist sie denn bei Πανύασις richtig, freilich auch längst beobachtet; schon bei Χοιρίλος hat sie Sie verblendet — denn sonst hätten Sie in diesem verzweifelten Artikel gewiss mehr als 2 Einflüsse erkannt, und sich wohl überhaupt gehütet, über Näke weit hinausgehn zu wollen; bei Χάρων vollends verführt Sie diese Vorstellung zu einem . . . haltlosen Rathespiel . . . Der Möglichkeiten sind eben bei Suidas stets so viele, dass sich nothwendig selbst verblendet, wer überall Ein Recept anwenden will. So glaube ich auch von Ihren . . . Meinungen über Theopomp und Ephoros bei Suidas eigentlich nichts. An Apollodor zu denken bei der Lücke zwischen Ptolem. VII und August ist natürlich auch mir in den Sinn gekommen; ich habe aber diese Vermuthung nicht einmal erwähnt, weil 1) der Endpunkt nicht genau stimmt, 2) aber namentlich, weil die gleiche Erscheinung einer Lücke zwischen der ἀναρχία Ἀθηναίων und Philipp, Nero und Trajan sich doch nicht aus Ap.'s noch einer andern ähnlichen Quelle Einfluss ableiten lässt, vielmehr ein gemeinsamer Grund für solche Lücken zu suchen ist, und dieser in der Abwesenheit eines Hauptkerls, um den sich die Uebrigen synchronistisch gruppiren liessen, ausserordentlich einfach und für einen Kenner des Suidas sehr einleuchtend sich darbot.«

Zu S. 131.

Ueber Th. Zielinskis 'Gliederung der altattischen Komödie' (Leipzig, Teubner 1885) schreibt Rohde an W. Hörschelmann [Tübingen 19 XI 85]:

»Ich stehe nun gar nicht an, Z.'s Untersuchungen über Entstehung und Zusammenfügung der einzelnen, nicht rein dialogischen Theile der attischen Komödie ein erhebliches Verdienst zuzuerkennen. Schon dass er den Standpunkt einer entschiedenen Abtrennung der Komödie, ihrer Anlage nach, von der Tragödie in seiner Betrachtung eingenommen und festgehalten hat, zeugt von richtigem Blick; unzweifelhaft werden wir nur auf diesem Wege jemals zu einer richtigen Einsicht . . . gelangen. Dass er also die, wie er sie nennt, epirrhematische Composition mit Energie als die eigentlich bezeichnende Komödienweise festhält und ihr überall nachspürt, ist

nur löblich. Auch finde ich es wenigstens natürlich, dass er seine Beobachtung nun einigermassen überspannt . . . Ich darf hier nicht ins Einzelne eingehn. Die Grundvorstellung, dass ein in zwei Personen verkörperter Widerstreit von Ansichten, Lebensauffassungen und dgl. den Kern einer gewissen Gattung von Komödien ausgemacht habe und in solchen 'Agonen' nach einem ziemlich feststehenden Schema ausgekämpft worden sei, und dass um solche Zankdialoge ohne eigentliche Handlung dann später eine sehr lose geschürzte Handlung herumgewachsen sei — diese Vorstellung, auf welche das fast obligate Vorkommen eines ἀγών führen kann, scheint mir allerdings auch durch das Wesen dieser alten Komödie (über welches sich Z. einmal durchaus treffend äussert) sehr nahe gelegt und bestätigt zu werden. Es ist aber wiederum recht bedenklich, dass die ältesten Stücke theils gar keinen Agon haben (Acharner), theils einen unentwickelten (Equ.), während doch diese Stücke sonst ganz entwickelt sind. Gewiss ist es also unerlaubt, die 'epirrhematische Form', im besondern des Agon's, für den ersten und einzigen Keimpunkt der Komödie zu halten; es war eben einer von mehreren. Und es ist eine Uebertreibung, die freilich ein Andrer leichter wahrnimmt, als der Urheber einer neuen Art der Betrachtung, wenn man diese 'epirrhematische Composition' nun für ein von Rechts wegen ausschliessliches Besitzthum der Komödie halten soll: Z. weist ja selbst nach, wie häufig dieselbe Weise sich in der Tragödie zeigt. . . . Nun gar seine Erklärung der zwei Stylweisen aus jonischer und dorischer Kunstweise ist ganz unhaltbar . . . Ich bezweifle nicht im Geringsten (was ja zu leugnen Mode ist), dass Tragödie und Komödie dorischen Ursprungs sind . . .[1]. Von dem 2. Theil der Schrift will ich nichts weiter sagen: das liest sich ja ganz angenehm, aber ich finde nicht, dass man aus dem unsichern Gebiet des völlig Subjectiven herauskäme, das mir wie vielen Andern, alle solche Untersuchungen über die choreutische Darstellung der Dramen wahrhaft unheimlich macht.

Nun muss man aber gestehn, dass Herr Z. zu denjenigen Subjectivisten gehört, denen man auch auf bedenkliche Gebiete nicht ungern folgt, weil seine Subjectivität von entschieden geistvoller Art ist. In dem ganzen Buche zeigt er (im Verein mit anerkennenswerthem Fleiss) eine frische, schnell und hell auffassende Geistesart, eine energische Phantasie, auch eine nicht gewöhnliche Combinationsgabe, die sich auf Scharfsinn sogut, wie auf Phantasie stützen muss . . . Er hat seine Phantasie noch nicht genügend im Zügel; ich sehe darin kein Unglück, sondern nur Jugendlichkeit. Im Uebrigen ist er offenbar ein durchaus, und nicht nur eng philologisch gebildeter Mann, dem nichts schulmeisterlich Triviales entschlüpft, der Künstlerisches nach künstlerischem Maasse zu messen weiss. Ich schätze noch besonders an seiner Darstellung den schnellen Gang, der den Leser nicht mit verneinender Discutirung aller möglichen Meinungen andrer Leute aufhält, sondern das bei sich vor-

[1] Spuren des Agons in dorischer Kunstart habe ich, ohne von Rohde's Ansichten zu wissen, in den Gött. gel. Anz. 1890, S. 131 nachzuweisen versucht.

her abgemacht hat und nun sich positiv, nicht nur kritisch verhalten kann. Z. hat die schönste Gabe des leichten Discutirens; mit flinkem Schlag weiss er dem Gegner das Florett aus der Hand zu schnellen: er ist kein Pedant, und doch nicht oberflächlich, *in summa* eine Erscheinung, der man, unter so viel entgegengesetzten in der Philologie, nur sympathisch gegenüberstehn kann..... Das kann ich mit vollster Ueberzeugung aussprechen: diese Schrift lässt den Herrn Z., mag man an ihren Resultaten noch so viel auszusetzen haben, ihrer ganzen Anlage nach, und nach dem, was sie von dem gesammten Wesen des Verf. erkennen und also von seiner Zukunft erwarten lässt, unfraglich als einen Academicus erscheinen, einen Mann, der an eine Universität gehört und nirgends anders hin. Ich meine noch im Besondern aus der ganzen Art seiner Darstellung eine vorzügliche Begabung zum akademischen Lehrer zu erkennen: er hat eine entschiedene Gabe der Simplificirung und also Klarmachung der Probleme, einen Zug in's Ganze und Zusammenhängende aus der Masse vereinzelter Kleinigkeiten, und endlich eine sehr bemerkenswerthe Fertigkeit des Ausdrucks, noch dazu in einer Sprache, die vermuthlich nicht seine Muttersprache ist . . .«

Unter den zahlreichen Gutachten und Urtheilen Rohde's, gedruckten wie ungedruckten, die mir durch die Hand gegangen sind, kenne ich keins, das für seine Art, Bücher und Menschen abzuschätzen, gleich charakteristisch wäre.

Zu S. 132 ff.

Ueber die Platonischen Fragen, vor Allem die Composition des Staates, äussert sich Rohde am frühsten und ausführlichsten in einem Briefe [Tübingen, 9. Juli 1881] an H. Usener, aus dem ich die einschlagende Hauptstelle heraushebe.

»Ihre Beistimmung zu meiner Datirung des Theaetet ist mir sehr erfreulich: ich entnehme aus derselben, dass Ihnen ein leicht zu machender Einwurf, den ich gar nicht habe erwähnen wollen, weil der Zusammenhang ihn alsbald entkräftet, nicht erheblich erschienen ist. Dass im Sophistes und (wegen der Anspielung auf die thracische Sclavin) im Theaetet Antisthenes noch als lebend vorausgesetzt werde, ist allerdings sehr wahrscheinlich; aber eine Zeitbegrenzung wüsste ich doch daraus nicht zu entnehmen: denn warum Antisthenes nicht länger als 360 gelebt haben könne, ist mir nicht erkennbar[1]. Ich habe stets vom Sophistes und mehr noch vom Πολιτικός den Eindruck der Greisenhaftigkeit des Autors empfangen, und bin ganz geneigt, diese zwei Schriften recht spät anzusetzen (vollends den Philebus). Der Πολιτικός ist, davon bin ich fest überzeugt, nach den spätesten Theilen der Politeia geschrieben; er bildet den Uebergang zu den Gesetzen. Und nun, in der Politie, bin ich in allen Hauptsachen so völlig von der Richtigkeit der Krohnschen Analyse überzeugt, dass ich kaum begreife, wie ein unbefangener Leser der Politie, der nachher alsbald die Krohnsche

[1] Vgl. Kl. Schr. I 184. 316 f.

Schrift zur Hand nähme, nicht, was er selbst bei der Lectüre (wenn er einmal darauf besonders geachtet hat) schon im Allgemeinen bemerkt hat, durch Krohn's geistreiche Entwicklung im Einzelnen bestätigt finden sollte. Ich weiche nur in wenigen Puncten von K. ab. Unmöglich scheint mir, dass aus dem ursprünglichen Entwurf der φιλόσοφος noch so nachträglich herausgewachsen sein könne, wie das V 471 C ff. geschieht: was sollte die Definition des Philosophen in dem ursprünglichen Staate, in dem doch für ihn keine Verwendung ist? Ich glaube, dass mit V 471 C erst leicht intonirend, dann allmählich immer tiefer und voller hervorbrechend, die Metaphysik hereindringt, finde keinen hinreichenden Grund, V 471 C ff. von VI und VII zu trennen, und lasse also, als die mystische Krönung des Gebäudes, V 471 C—VII extr. Ein Stück bilden: welches übrigens auch äusserlich ein Ganzes ist, eingeleitet mit der Frage nach der Möglichkeit der καλλίπολις V 471 C, und VII gegen Ende (540 C ff.) mit einer Zurückweisung auf diese nun beantwortete Frage sich abschliessend. — B. VIII ist dann wohl älter, als V 471 ff., aber nicht als der Rest von V. — Im X. Buche müssen zwei Theile strenger geschieden werden, als K. thut: den ersten, von der Verwerflichkeit der Dichtkunst (bis 608 B) rechne ich zur allerletzten Redaction, die zweite Hälfte (ohne alle Spur der Ideenlehre) nur zu der Fortsetzung des 1. Entwurfs. Krohn hat auf den Timaeus und Kritias gar keine Rücksicht genommen, wohl wegen seiner Stellung zu allen andern Dialogen unter Platos Namen ausser der Politeia. Diese Stellung scheint mir überhaupt unhaltbar; der Timaeus-Kritias vollends kann dem Plato unmöglich aberkannt werden. Nun stelle ich mir die Sache so vor. Der Timaeus kennt eine andre Einleitung zur Politie, als die unsres ersten Buches; er resumirt, bis p. 19 A. genau nur den Inhalt des ersten Entwurfes (ungefähr bis V 460 C). Danach scheint die Atlantisfabel eine Fortsetzung zu sein nicht unsrer gegenwärtigen Politeia, sondern nur des ersten Entwurfs, der wohl als eignes Werk bereits edirt war. Dann wurde dem Plato dieses Fabuliren lästig; er liess die Atlantisgeschichte unvollendet (es scheint, als ob er in der degenerirenden Atlantis das Werden der ἀδικία im Staate hätte darstellen wollen), und gab dem 1. Entwurf eine andre Fortsetzung, docirend, nicht fabulirend. Also so:

1) Erster Entwurf: II. cap. 10—V (das Ende nicht ganz genau bestimmbar, weil nachträglich verwischt: jedenfalls nicht über 466 D hinaus). Besonders edirt.

2) Fortsetzung in einer eignen Fabel: Timaeus Anfang und Κριτίας (der eigentliche Timaeus περὶ φύσεως τοῦ παντός, wird doch sehr παρὰ προσδοκίαν eingeführt p. 27 A. und ist wohl nachträglich eingelegt). Unvollendet.

3) Fortsetzung der πολιτεία des 1. Entwurfes, von V 466 D (ungefähr) an: wo dann, als eine Art Ersatz für den Kritias, die Stadt im Kriege gezeichnet wird; so bis 471 C. Dann VIII. IX (ausser 580—588 A), X Theil 2, und jetzt der alte Eingang, wie ihn der Timaeus andeutet, fortgeschnitten, weil er eben auf Fortsetzung in einem weiteren Gespräch (das jetzt nicht mehr beabsichtigt war)

hinwies; statt dessen Buch I. II Cap. 1—9 vorgesetzt. (B. II weist ganz unverkennbar auf B. IX und X, 2 Hälfte voraus).

4) Einfügung eines ganz neuen Bestandtheils, von ganz verändertem Standpunct aus: B. V 471 C—VII Schluss. Dabei dann thunlichste Verwischung der Grenzen der früheren zwei Gestaltungen, Einfügung von allerlei Voraus- und Zurückweisungen, um das Ganze möglichst als Eines erscheinen zu lassen; Einlegung von IX 586 D—588 A und von X Theil 1. Was die Zeitverhältnisse betrifft, so scheint es mir unmöglich, auch mit der spätesten Ueberarbeitung unter die Anfänge der Regierung des Dionys II. herunterzugehn: denn wie soll man es sich möglich denken, dass Plato (was wenigstens den Anlass zur Einfügung von V 471 C—VII giebt) eine Hoffnung auf Einführung und Möglichmachung seines Staates durch irgend einen unter τῶν νῦν ἐν δυναστείαις ἢ βασιλείαις ὄντων υἱέσιν (man sollte meinen, Dionys I. lebe noch!) ἢ αὐτοῖς (VI 499 B. cf. 502 A. 540 DE) hegen konnte nach seinem zweiten Aufenthalt in Syrakus, 367/6? Dazu ist IX 583 B ff. offenbar vor dem Philebus geschrieben.«

H. Usener bemerkt dazu [11 VI 01]: „Ich war, als ich diesen Brief von R. erhielt, höchst überrascht durch die fast vollständige Uebereinstimmung seiner Ansicht mit den Ergebnissen, zu denen ich gekommen war. Die feste Erwartung, dass er die Frage weiter verfolgen und dann etwas besseres und reiferes liefern werde, als ich, mehr und mehr durch andere Fragen bedrängt, von mir hoffen konnte, hat mich abgehalten, zu Zeiten, als das Eisen noch nicht ganz erkaltet war, zur Ausführung zu schreiten. Nun höre ich zu meinem Schmerz, dass in R.'s Papieren keine Entwürfe oder Vorarbeiten erhalten sind . . .: deshalb würde ich es mit Freude begrüssen, wenn Sie diesen Brief als Beigabe Ihrer Lebensskizze veröffentlichen wollten.“ In der That behalten diese Ausführungen auch nach der summarischen Darlegung in der 'Psyche' (II² 265 ff.) ihr Interesse.

Ausserdem sind für Rohde's Verhältnis zu Plato und den platonischen Fragen manche Aeusserungen in den Briefen an Ritter sehr bezeichnend — die Echtheit und Frische des Ausdrucks muss hier für eine gewisse Formlosigkeit entschädigen. »Nun trachten Sie vor Allem dahin« — heisst es 25 I 87 — »dass Sie von dem strebenden und mit sich selbst ringenden und immer (bei aller Einheit der Grundstimmung) sich verwandelnden Plato etwas zu sehn bekommen und den ledernen grauen Systematiker, der er in X.'s seelenlosem Buche ist, gründlich verachten lernen. So ein öder, blutloser Kathedermannequin ist ὁ θεῖος Πλάτων nie gewesen, vor Allem ist er nicht im Teiche eines Systems festgefroren, wie jener Wolf beim Fischfang.« Nach der Zusendung des Commentars zu den νόμοι schreibt er Ritter [11 X 96]: »Sie haben da ein sehr gründliches Stück Arbeit gethan, das man ganz erst würdigen kann, wenn man im Einzelnen an Ihrer Hand das Platonische Werk einmal wieder neu durchwandelt, wozu ich, offen gestanden, an sich wenig Trieb spüre: ich kann diese ganzen νόμοι nicht leiden, die mir fast überall den Eindruck feierlicher Oede, breitspuriger Nichtigkeit, ja einer bei Plato selbst eingetretenen anfangenden Verdummung machen,

in deren schreckliche Ungeschicklichkeit und Hilflosigkeit man sich selbst nur ungern niederziehen lässt. Sie scheinen freilich eine ganz andre Vorstellung von dem Werk zu haben . . . Unrecht, scheint mir, thun Sie aber der Analyse der Composition durch Bruns: in einzelnen Punkten mögen Sie ihm mit Recht Flüchtigkeit und Willkür vorwerfen, aber im Ganzen, bin ich fest überzeugt, hat B. das Richtige getroffen und Sie stehen sich selbst im Licht, wenn Sie eine fictive und nur durch willkürliches Apologetisiren herzustellende Einheitlichkeit in dem Aufbau und der Ausführung des Ganzen sich selbst aufreden wollen — denn bei Andern wird es Ihnen kaum gelingen. Hier sind Sie in der That oft mit allzu bequemen Gegengründen zufrieden. Z. B. — ein ganz äusserliches, aber sicher controlirbares Beispiel — II 674 A/B. Sie begnügen sich, um den deutlichen Widerspruch mit I 637 D zu verkleistern, mit Bergk's Conjectur Καλχηδονίων: dass aber dies ganz unmöglich, sachlich unbegründet und durch das Citat der Stelle II 674 A mit Καρχηδονίων bei Theophrast ausgeschlossen ist, bemerken Sie nicht: ich hatte es, an einer Stelle, die Sie offenbar nicht kennen, längst bemerkt . . .[1]. Der Widerspruch zwischen I und II bleibt bestehen; und so geht es noch oft, wo Sie schönste Harmonie anzutreffen sich überredet haben. — Sie sollten doch einmal Ihre von Teichmüller übernommene Ansicht über den wahren Sinn der Ideenlehre ausführen; bisher glaube ich absolut nichts davon; die gewöhnliche Deutung dieser Lehre, welche die des Aristoteles (der doch darin nicht irren konnte!) ist, ist ja deutlich durch P.'s eigne Worte angezeigt.«

In zwölfter Stunde erhalte ich von Th. Gomperz noch einen schönen Brief Rohde's [23 XI 87], der nach einer Auseinandersetzung über ein Heraklitfragment folgende Aeusserungen über Platon enthält: »Es freut mich sehr, dass Sie sich der relativ späten Entstehungszeit des Phaedon annehmen. Ich habe es nie anders für richtig gehalten. Ausser allen andern Gründen spricht dafür ja laut und deutlich der vielfache Ausblick auf Bestreitungen der Platonischen Fundamentallehre, jene wundervolle Ausführung μὴ γενώμεθα μισόλογοι etc., das (für mich allemal rührende) resignirte τοῦτο δὲ ἀτέχνως καὶ ἁπλῶς καὶ εὐήθως ἔχω πρὸς ἑμαυτῷ etc. (ich finde die Stelle augenblicklich nicht)[2] von der Ideenlehre gesagt. So beginnt man nicht, eine berauschende Vision darzulegen! sondern so spricht der müde, des eignen halben Zweifels müde, am Gelingen des vielfach versuchten Beweises des Glaubenssatzes verzweifelnde Denker. Derartige Argumente beachtet man freilich meist gar nicht. Zeller z. B. niemals, sonst könnte er unmöglich so greisenhafte Schriften, wie Sophistes und Politicus in frühe Zeit setzen u. dgl. m. — Ihre Bemerkungen über die sprachlichen Kriterien werden auch zur Scheidung . . . beitragen. Ein böser Stein bleibt immer der Phädrus; mein eignes Unbehagen darüber, dass Dittenbergers

[1] Vgl. Kl. Schr. I 311 f.

[2] In der That hat Rohde aus dem Gedächtnisse, nicht ganz genau, citirt: cf. p. 106 D.

Künste hier versagen, habe ich Jahrb. f. Philol. 1882, p. 90 Anm. [= Kl. Schr. I 274 f.] nur halb angedeutet. Dass bei der Annahme einer 2. Bearbeitung die Stelle über Isokrates sehr bedenklich wird, werden Sie sich ohne Zweifel selbst nicht verhohlen haben; wollte man annehmen, Plato habe dem alten Sünder erst recht einen Spiegel vorhalten wollen, in dem er sehn sollte, was für Hoffnungen er nicht erfüllt habe, so wäre das doch wohl allzu pädagogisch gedacht . . . Im Allgemeinen wird ein Jeder froh sein, wenn er sich eine Stufenfolge der Platonischen Schriftstellerei zu eigner Beruhigung (eigentliche Vollbefriedigung wird kein Verständiger hierin erreichen können) aufgebaut hat; ich habe es, zum Privatgebrauch, soweit wenigstens gebracht . . .«

Zu S. 139.

Trotz wiederholter Umfragen bei den Freunden Rohde's ist es mir nicht gelungen, den Namen des 'Concurrenten' für die griechische Kulturgeschichte mit Sicherheit festzustellen. In den mir vorliegenden Briefen wird er wunderlicher Weise nirgends genannt. Dass Jakob Burckhardt gemeint sei, scheint mir auch jetzt noch nicht recht glaublich.

Zu S. 143, Z. 6.

Rohde's Berufung nach Leipzig hat Nietzsches Entschluss, in die Heimath zu reisen, mit hervorgerufen oder doch beschleunigt. Frau Dr. Förster-N. schreibt mir: „Mein Bruder hat im Frühjahr 86 nicht in Naumburg und Leipzig auf längere Zeit gewohnt . . ., sondern als er hörte, dass Rohde wirklich in Leipzig eingetroffen sei, überfiel ihn in Venedig eine solche Sehnsucht, dass er Hals über Kopf nach kaum zehntägigem Aufenthalt von dort nach Leipzig fuhr und später erst nach Naumburg. Er benutzte dann die Zeit, um seine Verlagsangelegenheiten in Ordnung zu bringen . . . Jedenfalls hatte Rohde damals vorher keine Ahnung gehabt, dass mein Bruder so dem Ungestüm seines Herzens nachgeben würde . . ., wenn ihm auch mein Bruder bei der ersten Nachricht von seiner Berufung nach Leipzig diesen Besuch für später in Aussicht gestellt hatte."

Zu S. 155 ff.

Dass in der Darstellung des Streites über Taine so Vieles durchaus hypothetisch bleibt, muss ich sehr bedauern. Hier versagen die Briefe an die Freunde völlig. Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen, bemerke ich (zu S. 157), dass Rohde eine Reihe der besten französischen Schriftsteller genau kannte und wohl zu schätzen wusste. So schreibt er, kurz vor dem Conflikt mit Nietzsche, an Overbeck [20 XII 86], als Nachschrift zu einem ausführlichen Briefe: »Ich lese gerade ein sehr lesenswerthes Buch: Stendhal (Beyle), *la chartreuse de Parme*. Kennen Sie's noch nicht, so lernen Sie es doch ja kennen.« Stendhal gehörte zu den Lieblingsschriftstellern Nietzsche's.

Zu S. 161 f.

Rohde als Lehrer zur Zeit seiner Heidelberger Anfänge zeichnet pietätvoll ein Brief von A. Marx, aus dem hier einige Sätze herausgehoben werden mögen. ». . . Es blieb mir immer lehrreich, Partieen, die ich vorher bei andern, dann bei R. gehört hatte, zu vergleichen. Das Ergebnis war immer das: Rohde brachte in derselben Zeit dasselbe, oft das Doppelte fertig, ebenso gründlich...., aber freilich ohne das behagliche Sichgehenlassen, das auf deutschen Kathedern so häufig ist und Wichtiges und Unwichtiges mit gleicher Sorgfalt und Breite behandelt. Jedesmal aber war seine Darstellung . . . die bessere, weil sie lebendiger, persönlicher, energischer war und ihren Gegenstand nie isolirt betrachtete, sondern immer Verbindungsfäden nach allen Seiten zu ziehen wusste . . . Ein eigenes Kapitel verdiente noch Rohde als Examinator. Er war der idealste Examinator, den ich je kennen gelernt . . . Er fragte ausgezeichnet präcis und bestimmt und führte den Kandidaten in kurzer Zeit durch weite Gebiete; wer wirklich etwas wusste, brauchte nicht in Sorge zu sein, wenn er an einer Stelle versagt hatte, er hatte noch genug Gelegenheit, dies wett zu machen . . . Und so bleibt er in meiner Erinnerung weiterleben: ein hochsinniger vornehmer Mann . . . von scharf eindringendem und fein empfindendem Geiste, mit unbestechlichem Sinne für alles Echte in jeder Zeit und in jedem Volk . . . Dieser Sinn fürs Echte war es wohl auch, der ihn zu den Griechen geführt und immer wieder bei ihnen festgehalten hat.« — Rohde als Lehrer in Tübingen schildert W. Schmid, s. oben S. 141. 271. Das ist das Urtheil aller Hörer, dass Rohde seine Vorlesungen — vor Allem die über die sprödesten Stoffe, wie über Rhetorik und Metrik — mit einem besondern didaktischen Takt zu gestalten verstand. Leider hat Rohde Publicationen aus seinen Collegienheften ausdrücklich untersagt.

Zu S. 162. 165.

Durch frühere Erfahrungen (S. 139) bestimmt, hat Rohde jetzt auch im Gespräch das 'Buchgeheimnis' streng bewahrt. Nur die Nachricht, dass Rohde ein Buch unter der Feder habe, brachte H. Vöchting 1888 nach Tübingen mit; von seinem Stoffe hatte Rohde nicht sprechen wollen. „Nicht lange vor dem Erscheinen des ersten Theils zeigte Rohde mir einmal einen Bogen aus der Ferne, sprach von der Schwierigkeit der Titelgebung und entschuldigte sich geradezu, dass es ihm unmöglich sei, mir vorher Näheres mitzutheilen. Für den Haupttitel 'Psyche' entschied er sich erst nach der Vollendung, daher ja auch in der ersten Auflage der untere Bogentitel 'Seelenkult' und nicht 'Psyche' ist" (F. Schöll).

Zu S. 169. 181.

Wie Rohde die Grundprobleme der Psyche immer wieder nach allen Seiten wandte und von allen Seiten beleuchtete, zeigen zahlreiche Briefe. Zu den oben mitgetheilten Auszügen möge hier noch

eine lehrreiche Partie aus einem Schreiben an TH. GOMPERZ [Heidelberg 27. Mai 90] nachgetragen werden.

». . . Sie fügen eine Beobachtung über den homerischen θυμός hinzu, der ich Begründung nicht absprechen kann, ohne doch völlig den Schlussfolgerungen beizutreten, die Sie daraus ziehen. Es sieht ja wirklich bei Homer bisweilen so aus, als ob zwei Seelen angenommen würden, θυμός und ψυχή. Aber es besteht doch ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden, der sie nicht parallel zu stellen erlaubt. Dem θυμός werden alle möglichen Aeusserungen des Empfindens und Wollens im wachen und lebendigen Menschen zugeschrieben — niemals der ψυχή. Die einzelnen Lebenszeichen und sozusagen Zuckungen, deren der Mensch sich bewusst wird, scheinen auf ein bleibendes gemeinsames Subject, eben den θυμός, bereits zurückgeführt zu werden: das wäre also eine Hypothese auf dem Gebiet des von uns Psychologie genannten. Aber andrerseits wird doch wieder der θυμός, sogut wie φρένες, κῆρ, κραδίη, ἦτορ etc., als lediglich gebunden an den lebendigen und sichtbaren Menschen gedacht, von einer Scheidung zwischen 'Leib' und 'Seele' = θυμός ist nie die Rede (von der Ausnahme gleich). Der θυμός etc. ist vermischt mit dem Leibe, gebunden, seiner Existenz nach, an den sichtbaren Menschen. Die ψυχή dagegen steckt in dem sichtbaren Menschen, unbetheiligt an dessen Thätigkeit, unvermischt mit ihm, wie das Schwert in der Scheide. Und das blieb im Populärglauben, und im theologischen Wahn der Mystiker, die herrschende Vorstellung: daher war ja die Metempsychose eine so naheliegende, und entweder *sponte* bei Griechen entstanden, oder ohne Schwierigkeit Fremden entlehnte Vorstellung. Eine solche Ablösbarkeit hat der θυμός bei Homer nicht. Er wird als etwas mit besonderem Namen zu Nennendes unterschieden von den 'Gebeinen' etc.: λίπε δ' ὀστέα θυμός, ὅκα δὲ θυμὸς ᾖχετ' ἀπὸ μελέων, τὸν λίπε θυμός etc.: aber abgeschieden vom Leibe ist er nichts. Er entfliegt, scheint es, wie der Duft von der verwelkten Blume u. dgl., um zu nichts zu werden. Sein Dasein ist gebunden an das Dasein des Leibes, richtiger an dessen Verbindung mit der ψυχή, worin eben das 'Leben' besteht. Entflieht im Tode die ψυχή, so entflieht gleichzeitig der θυμός: θυμοῦ καὶ ψυχῆς κεκαδών — Il. Λ 334. Wenn in der Ohnmacht die ψυχή auf Reisen geht, ist auch der θυμός sogut wie 'fort', hört die Ohnmacht auf, so kommt (mit der ψυχή) auch der θυμός wieder: ὅτε δή ῥ' ἄμπνυτο καὶ ἐς φρένα θυμὸς ἀγέρθη. — So entweicht im Tode zwar sogut ψυχή wie θυμός, aber der θυμός doch eigentlich nur secundärer Weise, weil die ψυχή entweicht und ohne diese der leibliche Mensch des Lebens und aller Lebensfunctionen, die grösstentheils in dem θυμός zusammengefasst sind, beraubt ist. Eine Stelle giebt es (ich kenne — wie mir denn derart Vieles entgangen sein mag — jenen Aufsatz in der Zeitschr. *Mind* nicht), die auch von jeher den homerischen Psychologen aufgefallen ist, in der der θυμὸς ἀπὸ μελέων δόμον Ἄιδος εἴσω geht H 131. Das halte ich aber, in seiner Vereinzelung, für einen missbräuchlichen Ausdruck. Wenn doch ψ. und θ. in der oben bezeichneten Weise zugleich aus dem Toten entfliehn, wenn, mit Uebergehung der ψυχή, auch vom θυμός

allein gesagt wird, dass er ὤχετ' ἀπὸ μελέων etc., so konnte leicht genug ein Dichter noch einen Schritt weiter gehn und auf den θυμός geradezu übertragen, was allein von der ψυχή galt und auf den θυμός nicht mehr mit angewendet werden durfte — wenn man correct homerisch reden wollte; natürlich schwankt aber, da kein Concil die immer zu wiederholenden Glaubensformeln festsetzte, der Sprachgebrauch leicht um die eigentlich allein correcte Mitte nach beiden Seiten etwas herum.

In summa: ich glaube doch, dass θυμός in keinem wesentlich andern Verhältnis zu dem lebendigen Menschen steht, als z. B. μένος, der ja auch λύεται im Tode, und zwar mit der ψ. zusammen: τοῦ δ' αὖθι λύθη ψυχή τε μένος τε (von Thieren: θυμοῦ δευομένους · ἀπὸ γὰρ μένος εἵλετο χαλκός Γ 294). Es ist der Ansatz gemacht, den θυμός zu einem besondern Wesen zu machen, aber er bleibt doch zumeist nur eine Function des Menschen; was die ψυχή nie ist. Da nun meine Betrachtungen sich nur auf die Entstehung des Glaubens an ein ablösbares und schon bei Leibesleben selbständiges, mit dem Leibe, in dem es steckt, ganz unvermischtes und darum aus ihm zuletzt unversehrt entfliegendes Seelenwesen bezogen und zu beziehn hatten, so konnte ich den θυμός etc. bei Seite lassen; denn das halte ich für sicher, dass ein Fortleben ohne den Leib von θυμός etc. nicht angenommen wurde (auch H 131 nicht ernstlich), und nicht angenommen werden konnte, weil man die aus dem Innern des Menschen kommenden, nicht zu übersehenden Impulse u. dgl. in ihnen zusammenfasste, diese Impulse etc. aber nur im lebendigen und wachen Menschen als thätig und vorhanden kannte. Dagegen die ψυχή — dass sie construirt wurde nach den Erscheinungen des Doppellebens in Traum, Ekstase usw. sagt uns Homer ja nicht deutlich, aber ich meine, dass nur bei Anwendung dieser Entstehungshypothese auch auf Homers Glauben sich dessen Art, und ebenso die Art des populären Seelenglaubens aller Zeiten des Griechenthums erklären lässt. Mit dem philosophischen Seelenglauben ist es freilich grösstentheils anders.«

Das schwierige Problem ist hier noch anschaulicher dargelegt, als später in der Psyche (II² S. 141 f., vgl. I² S. 45 A) geschehn ist.

Zu S. 175 f.

Ueber die Ἀθηναίων πολιτεία und verwandte Probleme, über die sich R. nie im Zusammenhang geäussert hat, mögen einige Briefe an Rühl reden. 26 VIII 91 schreibt Rohde, indem er den von Rühl im Rhein. Mus. XLVI (1891) S. 426 ff. vertretenen Anschauungen entgegentritt: »In Sachen des Aristoteles ist schwer zu entscheiden. Ich habe den Mann nie so venerirt, dass ich die vielen Flüchtigkeiten, Irrthümer und einfachen Bummeleien, die in der kleinen Schrift unleugbar stehen, ihm nicht ganz gemüthlich zutrauen würde. Wer heisst uns, den A. für einen grossen Historiker halten? . . . nur die Herrn Berliner . . . Neben Thucydides ist er ja ein Schächer, das ist offenbar. Aber welcher Stümper ist er z. B. in der Lehre der Meteora, auch in vielen Partien seiner Lehre von den organischen Wesen, neben den Pythagoreern oder

(vielleicht) neben Demokrit! Schade ist es ja, dass wirklich, wie Sie sagen, eine Nachricht darum, weil sie in der Ἀθηναίων πολ. steht, noch nicht gut, vielmehr eigentlich sehr schlecht beglaubigt ist. Aber damit kann ich ganz gut vereinigen, dass die Schrift von Aristoteles stammt. Dass sie dieselbe ist, die das ganze Alterthum unter seinem Namen las, das kann man doch nicht bestreiten. Es steht auch immerhin ausserordentlich viel Wichtiges und Schönes drin. Zu Lobespsalmen ist kein Anlass.« Ueber einige einschlagende Einzelfragen (besonders die in der Politeia 55 gestreifte 'Anakrisis' der Thesmotheten) äussert sich Rohde später [18 XI 91]: ». . . Ich halte es bei der Erklärung jenes ἐκ τριγονίας Ἀθηναῖος in der θεσμοθετῶν ἀνάκρισις mit den 'Antiquaren' . . . Der Sinn der Frage kann kein andrer sein als: bist du jetzt, und ist dein Vater, dein Grossvater Ἀθηναῖος gewesen? Davon, dass der Grossvater als Ἀθ. geboren sein müsste, steht nichts da. Er konnte ja auch δημοποίητος sein, dann war, wenn nach Verleihung des Bürgerrechts aus einer Ehe mit einer Athenerin geboren, sein Sohn ohne weiteres Ἀθηναῖος. Es brauchte also nach dem Rechtsstand des Urgrossvaters gar nicht gefragt zu werden, jedenfalls liegt in der Formel nichts, was darauf hinweist (dann wäre es ja ἐκ τετραγονίας), und auch, wenn der Grossvater als athenischer Bürger geboren war, so muss eben mit der Constatirung dieses Factums die ἀνάκρισις Halt gemacht haben, und wird sich über den Urgrossvater nicht weiter den Kopf zerbrochen haben, als insoweit der eben als Vater des Grossvaters genannt wird. Sollte der Rechtsstand des Vaters des Grossvaters erst förmlich nachgewiesen werden, so konnte man ja auch damit nicht Halt machen, das hätte dann einen *regressus in infinitum* gegeben. ἐκ τριγονίας πονηρὸς heisst bei [Demosth.] gegen Theokrines (58) § 17 Einer, dessen Vater und Grossvater πονηροί waren, mit ihm selbst macht das 3. Ebenso offenbar (denn das ist ja eine Anspielung auf die Formel Ἀθηναῖος ἐκ τριγονίας) in der θεσμοθετῶν ἀνάκρισις. Der Urgrossvater kommt, wenn überhaupt, so doch nur im Genitiv, als Vater des Grossvaters in Betracht. Demnach scheint eine völlig correcte Umschreibung dieses ἐκ τριγονίας bei Aristoteles [Kap. 55] p. 138 [^{3}167] Ken. vorzuliegen: gefragt wird, ob A, sein Vater und sein Grossvater als athenische Bürger einem bestimmten δῆμος angehört haben, resp. angehören . . . .«

Zu S. 180. 190 f.

Carl Neumann (Griechische Kulturgeschichte in der Auffassung Jakob Burckhardt's, Historische Zeitschrift XLIX 417 A. 1) erzählt: „Ich traf Rohde eines Tages bei der Lektüre von Gotheins Loyola; auch die seinen Studien entfernten Religionskreise und -Vorstellungen zogen sein Interesse lebhaft an, und er sprach mir bei diesem Anlass von spanischer Mystik und von den Memoiren der h. Therese. In der Psyche hat er, wo die Rede auf die Formen der Ekstase (II^{2}, 27 Anm. 1) kommt, des spanischen *recojimiento* gedacht.“ Mancherlei derart bietet der Briefwechsel mit Overbeck. Nicht nur, dass R. den Arbeiten des Freundes — z. B. seinen Untersuchungen über den Hebräerbrief — »mit Aufmerksamkeit und

Vergnügen an ihrem fest logischen und sichern historischen Gange« folgt [O. 2 I 81]. Er erkundigt sich schon 1885 [6 IV], »wo man sich am besten unterrichtet über ältesten Märtyrer- und Heiligenkult der christlichen Kirche, insonderheit über die Art der Vorstellungen vom erhöhten Weiterleben dieser Märtyrer und Heiligen nach dem Tode im Gegensatz zum *Vulgus* der Menschen« — damals wurde zur 'Psyche' der Grund gelegt. Acht Jahr später [14 III 93] spricht er von einem Werke SCHWALLYS über »Unsterblichkeits-(vel quasi-)Vorstellungen der Juden . . . Merkwürdig unbefangen für einen Theologen; auch schien es recht solid fundirt«, und klagt zugleich, dass er »aus dem dicken Buche unsrers gemeinsamen gottesfürchtig-schlauen Jenenser Freundes SPIESS« gar nichts habe entnehmen können. Diese Hilfsstudien wirken aber in dem Buche meist nur indirekt; alles specifisch Christliche hat R., aus künstlerischen Rücksichten, von seiner Darstellung ferngehalten (s. oben S. 180).

Zu S. 193, 1.

Von dem Verkehr Rohde's und Ribbeck's giebt eben A. HAUSRATH 'Zur Erinnerung an O. Ribbeck' (Deutsche Rundschau 1902, 5, S. 243) ein anziehendes Bild. Gegen die Schlussbemerkungen des verehrten Verfassers möcht ich freilich meine Vorbehalte machen. Der *color Latinus* und vollends das griechische Scriptum spielen im Universitätsunterricht seit Menschengedenken eine äusserst bescheidene Rolle: die etwaige Ueberspannung nach dieser Seite hin war kein „philologischer Sport", sondern ein pädagogischer; die wissenschaftliche Unterweisung suchte und sucht ganz andre Ziele. Wenn Leute, wie Rohde, nicht mehr „die Theilnahme der ganzen Nation erwecken", wie einst Heyne, Wolf oder gar Creuzer — so liegt das lediglich an der „Nation" und ihren veränderten Interessen und Aufgaben.

Zu S. 194 ff.

Aus einem Briefe Rohde's [16 VI 94] an Frau E. FÖRSTER-NIETZSCHE, den mir die Empfängerin nach Abschluss meiner Arbeit zuzusenden die Güte hatte, lerne ich, dass Rohde schon im Beginn des Sommersemesters 1894 den philologischen Nachlass NIETZSCHES sehr gründlich durchgesehn hat; die sämmtlichen ihm übergebenen Hefte hat er damals, bis auf eins, zurückgeschickt. Mit der Aufgabe, aus diesen Heften etwas für einen Neudruck der philologischen Schriften Nietzsche's zu retten, konnte er sich freilich nicht befreunden. Dagegen erklärte er sich bereit, die Publication der »bereits gedruckten Philologica« zu überwachen, was ja nur ein sachkundiger Philolog könne. »Ich verstehe aber diese Herausgabe dann nur so, dass das schon Gedruckte einfach wiederholt werde, ohne Anmerkungen und Zusätze, selbst wo evident Irriges und Unhaltbares, oder seitdem Ueberholtes und Widerlegtes vorkommt. Eine Durcharbeitung im Sinne neuerer Forschung etc. wäre endlose Mühe und doch vergebliche Mühe. Also wenn Sie nur einfach das Gedruckte wiederholen wollen, so will ich gern die Correcturen lesen, und etwaige Schreib-

fehler etc. stillschweigend beseitigen.« Zu solcher Arbeit hätte sich Rohde in jenen Jahren nie bereit erklärt, wenn sich's nicht um einen Liebesdienst für den Freund gehandelt hätte.

Zu S. 201.

Es konnte wohl hervorgehoben werden, dass Rohde besonders die nach der Herausgabe der Psyche erschienenen Arbeiten USENERS und OLDENBERGS genau durchgearbeitet hat; auf sie beziehen sich die zahlreichsten und bedeutsamsten Zusätze.

Zu S. 202, 1. 204. 208.

Bei der Schilderung und Beurtheilung CREUZERS hat sich Rohde auch mit dessen Gegner, LOBECK, von Neuem genau beschäftigt. Die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen LOBECK und LEHRS durch Ludwich veranlasst ihn zu folgender Aeusserung [Rü. 6 XII 95]: »Die Briefe von Lehrs und Lobeck habe ich . . . mit wahrem Vergnügen gelesen: die reiche Natur des Lehrs (reich im Vergleich mit all den andern, z. B. mit Lachmann, mit Ritschl, — nun gar mit Köchly *e tutti quanti*!) erfreut Einen immer wieder. Und doch schmecke ich überall Wermuth und Schwermuth aus allen den Briefen heraus; die vielseitige Empfänglichkeit des Gemüthes und Geistes bringt vorwiegend doch Verwundung, Auflockerung des Empfindungslebens mit sich; der Stumpfe leidet weniger, freilich kennt er auch die Momente des vollen Lebens, des Lebens auf Adlerfittichen in den Lüften nicht, in der frohen Empfindung der eigensten Persönlichkeit und ihrer Säfte. Wie dürftig sind unsre Neuesten gegen diesen kleinen unästhetischen Juden doch allesammt angelegt . . .« Mittheilenswerth schien mir dies radikale Urtheil vor Allem als ein für den Schreiber charakteristisches Selbstbekenntnis. Der Brief schliesst, nach einigen kühlen Bemerkungen über sehr bekannte und betriebsame Fachgenossen: »Leben möcht ich, in Gesundheit und leichtem Sinn, ja wenn's zu haben wäre, in Leichtsinn! Mein Haus und mein Kind sind mir mehr, als alle diese gelehrten Ameisenhaufen . . .«

Zu S. 204.

Das citirte lateinische Schlagwort ist allerdings aus einem Satze Seneca's (ep. 108, 23) herausgebildet. Aber dass Rohde diesen Satz — wie man gemeint hat — unabhängig von Nietzsche in derselben Weise umgeprägt und angewandt habe, ist unglaublich — um so unglaublicher, als R. sich in jenen Jahren sehr eingehend mit den philologischen Jugendarbeiten seines Freundes beschäftigt hat. Auch an der von Nietzsche's Schwester geschriebenen Biographie nahm er thätigen Antheil. Nach der Vollendung des ersten Bandes schrieb er ihr dann u. A. [3 VII 95]: »Es ist wirklich so, dass durch diese liebevolle Einführung in das ganz private Leben, die halb bewusste Entwicklungszeit Ihres Bruders, das Bild des guten, im Reinen lebenden und allmählich durch allerlei Umwege zu seinen eignen Wegen geleiteten Menschen aus diesen Confessionen und Erinnerungsbildern ausserordentlich klar und liebenswürdig sich her-

vorthut. Ich für meine Person wünsche nichts fort, auch von den unbedeutenden Erinnerungen: ausser vielleicht einigen leichten und leicht wiegenden Versen und ausser dem niederschlagend philiströsen und ungemüthlichen Bild aus seinem 18. Jahre . . . Ich wünsche Ihnen nun für den 2. Band . . . rechten Muth und frische Inspiration. Eigentlich geht es nun ja erst auf den wahren, den selbständig werdenden und gewordenen N. zu.«

Zu S. 208, Anm. 2.

Dass Rohde zu Epikur in einem, man möchte sagen persönlichen Verhältnisse stand, bestätigen manche Briefstellen. So schreibt er einmal [O. 15 IV 80]: »Augenblicklich lese ich Goethe's Briefwechsel mit Knebel, mit vielem Genuss, nicht nur an Goethe's, sondern auch an Knebel's merkwürdig gelassener und im eigentlichsten Sinne epikureischer Natur.« Auch bei diesen Geistern zog Rohde am stärksten an, was Er nicht hatte.

Zu S. 212, 2.

Wenn Nietzsche dem Denken und Schaffen des Freundes schliesslich fremd gegenübersteht, so ist das nur zum kleinsten Theil seine Schuld. Auch zu ihm hat Rohde, nachdem ihm jener Plan einer Kulturgeschichte gekreuzt und verleidet war (oben S. 138), von seinen weitausholenden religionsgeschichtlichen Studien brieflich so gut wie nichts verlauten lassen, während er von seiner philologischen Amts- und Tagesarbeit gelegentlich mit einer gewissen Selbstironie und Verdriesslichkeit spricht. Bei dem Wiedersehn in Leipzig sind die Freunde, bei der desperaten Stimmung Rohde's, überhaupt zu keinem unbefangnen Verkehr und Gedankenaustausch gekommen (s. oben S. 150 f.).

Register[1].

A.

Aelius Promotus S. 43.
Aesthetik und Historie 40. 135 f.
ἀγαθός, Etym. 158, 1.
ἀγάπη *C. 90.*
'Agon' der Komödie 276.
Akademien und Universitäten 146.
Alexandrinische Dichtung 79; romantisch *C. 22.*
Anaxagoras *C. 10.*
Andreas F. C. 63. 177, 2.
Andreas-Salomé, Lou 177.
Andresen, G. 24, 1.
Angermann, K. 11.
Animismus 181, 1.
Ansprachen Rohde's 145. 196.
Antike Kultur, Werth und Bedeutung 58 f. 145. 173.
Antisthenes 277.
Anschauung und Begriff *C. 16.*
Antrittsrede in Tübingen 102.
ἀπαθανατισμός 189.
Apollodoros Chronika 275.
Apulejus 12. 29 ff.
Archäologie 36. 40. 269.
Ariosto 24.
Aristophanes 53 f. 276.
— von Byzanz 31.
Aristoteles 175, 1. 200. 280; als Historiker 284; Politeia 285.
Armuth *C. 74.*
Arnold 'Pfingstmontag' 226, 1.
Arnold, R. 11.
Assing, Ludmilla, 35.
Assisi 35. 265.

B.

Bährens, Emil 92. 96.
Bandello 226, 1.
Basel 28. 38. 76.
Baumgartner, A. 96.
Baunack, Joh. 158, 1.
Bayreuth 52. 64. 78. 88. 126. 153. 165. 170. 182, 1.
Beethoven *C. 36.*
Bekker, Imm. 195.
Belgien 127.
Benfey, Th. 84.
Benndorf, O. 84.
Bentley *C. 58.*
Bergk, Th. 130.
Berlin 46. 121, 1. 125. 171.
Bernays, J., über Fr. Nietzsche 58, 3.
Bernus, Frh. v. 203.
Bescheidenheit *C. 61.* 209, 3.
Bewusstsein und Instinkt *C. 11. 65.*
Beyle (Stendhal) 281.
Bildlicher Ausdruck 73, 1. *C. 40.*
Bismarck 46. 121. 166, 2. 173. 196.
Böckh, A. 138.
Böcklin 186, 2.
Boisserée 68.
Bologna 36.
Bolte, J. 84.
Bon-mot-Stil *C. 58.*
Bonn 8.
Brambach, W. 38.
Brandes, G. 167, 1. 176 f.
Brandt, Alfred 3.
Bréal, M. 158, 1.
Bruns, Ivo 100. 133.
Buddhaismus *C. 4.*
Burckhardt, Jakob 41. *C. 13*; über Pythagoras 54; historische Anschauung und Darstellung 71; wird mit Rohde bekannt S. 71, 1. 76. 268; im 'gr. Roman' berücksichtigt 82; griechische Kulturgeschichte 139, 2.

[1] Die cursiv gedruckten Zahlen mit vorangeschicktem *C.* beziehen sich auf die Nummern der Cogitata S. 217 ff.

281: Verhältnis zu Nietzsche 72, 1. 157, 3.
Buresch, K. 170, 1.
Byron 24.

C.

Camaldoli 262.
Carlyle 66. 140, 1.
Cassel 125.
Catull 6. 12. 92.
Chamberlain, H. St. 107, 4.
Chariton, Romandichter 19, 2. 80 f.
Choirilos-Artikel bei Suidas 275.
Christenthum *C. 4.*
Classen, J. 4. 5, 2.
Classicismus 67. 136 A. 213.
Classischer und romantischer Stil *C. 22.*
Clemm, W. 11.
Cobet *C. 58.*
Concil in Rom 35. 266.
Conflikt, tragischer 165. *C. 29.*
Conversation *C. 50.*
Coulanges s. Fustel.
Creuzer, Fr. 202. 281.
Cultur, s. Kultur.
Curtius, E. 2 A. 55, 1.
Curtius, G. 13. 142. 149. 152.

D.

Daphnesage 154.
Deismus *C. 31.*
Delbrück, B. 96.
Demetrius von Phaleron *C. 3.*
Demokrit 133 f. 282.
Deussen, P. 17, 3.
Deuteroskopie 18, 2.
Dialexeis 133.
Dichter, ihre Bedeutung für die griechische Mythologie *C. 82.*
Diels, H. 134.
Dieterich, A. 174, 2. 180, 2. 189, 1.
Dilthey, C. 34. 262.
Dionysos und Apollon 55; Dionysoskult und Unsterblichkeitsglaube 182 ff.
Dittenberger, W. 280.
Dixon, H. *C. 31.*
Drama, Anfänge *C. 17.*
Dümmler, F. 174, 2.
Dürer 67. *C. 27.*
Dyroff, A. 134.

E.

Egoismus und Altruismus 99.
Eitelkeit *C. 76.*
Ekstase 68. 183.
Emendationen 2 A.; *C. 58.*
Entlehnungen, litterarische *C. 37.*
Epikur 208, 2. 287.
Erinnerung *C. 41.*
Erdmannsdörfer, B. 84.
ἔρως *C. 90.*
Erotik bei den Griechen 80.
Etrurien 34.
Etymologica 42, 1.
Euripides *C. 10. 12.*

F.

Fechner, Fr. Th. 17. 235, 1.
Fiesole, Fra Angelico 33 41. 259.
Fischer, Kuno 195.
Flach, Hans 107 ff. 119, 3. 274.
Flaubert, G. 140, 1.
Florenz 33. 64. 264. 266.
Förster-Nietzsche, E. 155, 2. 281. 286 f.
Förster, R. 36.
Folklore 44. 270.
Forchhammer, P. W. 22; gegen Rohde's Beförderung 51; vgl. 92. 101, 1.
Franz von Assisi 265.
Franzosen, ihr Stil *C. 54.* 157. 281.
Frauenstudium 205, 1.
'Freisinn' 166, 2. 173, 2.
Freytag, G. 25.
Fritzsch, Buchhändler 51.
Fustel de Coulanges 211, 3.

G.

Geiger, L., 203, 2.
Gelehrtenthum 3, 1. 94. 98.
Genie, Genius 66; 75; *C. 2. 20. 33. 49. 69. 75.*
Gerechtigkeitslösung *C. 32.*
Gersdorff, A. v. 51.
Gessler, Minister 144.
Giotto 265.
Gleditsch, H. 132 A.
Gleichnisse, poetische 73, 1. *C. 40.*
Glück, Gesundheit *C. 88.*
Goethe 9. 33. 46. 113. 153 f. 163 f. 173; ὁ πάνυ 267. *C. 30. 36.*
Göring, Carl 17, 2.
Gomperz, Th. 192. 280.
Gothein, Eb. 285.
Grenfell über Chariton 80, 2: *Erotic fragment* 200.
Grillparzer 164.
Grote, George 3.
Günderode, Karoline v. 203 f.
v. Gutschmid, A., Lehrer R.'s in Kiel 23; über Josephus 32, 4; für Rohde's Beförderung 51: College in Jena 87; in Tübingen 101. 106; Entfremdung 108. 137, 2; Verhältnis

zu Flach 274; politische Richtung 121, 2; chronologische Annahmen 129; über Philosophie 16. 137, 2; vgl. 166, 1. *C. 34.*

H.

Hamburg 7.
Händel 9.
Hansen, Verwandter R.'s *C. 41.* 265.
Hartmann, E. v. 36, 1.
Hartwig, P. 268.
Haupt, M. 13, 3.
Haydn 9.
Heidelberg 89. 150. 153.
Helbig, Wolfg. 33. 35. 178, 1. 268. 269 f.
Heldenthum *C. 70.*
Hellenismus 79. 138.
Heraklit 134.
Herbst, L. 4.
Hermes Trismegistos 134.
Herondas 175. 1. 200, 1.
Heyse, Paul 60, 2.
Heyse, Th. 268.
Hildebrand, Br. 96.
Hildebrand, R., über Nietzsche 70, 3; über S. Lipiner 87, 3.
Hildeck, L. 17, 2.
Historie, historische Auffassung 23. 41. 69. 71. 79. 82. 135 f. *C. 47.*
Höfische Poesie des Mittelalters 80, 1.
Hölderlin 53. 168.
Hölk, Corn. 162.
Hörschelmann, W. in Dorpat 78. 275.
Holbein *C. 27.*
Holland, Reise 127.
Holzer, E., 274.
Homer 24. 46. 129 f. *C. 78.*
Hopfen, Hans 24.
Horaz 173, 1.
Humor *C. 81*; vgl. 51. 210. 270.

I.

Idealismus Realismus *C. 42.*
Idealität der Zeit *C. 81.*
'Idee' als Aufgabe der bildenden Kunst 41. 67; *C. 39. 75.*
Ideenlehre Platons 280. *C. 86.*
Individualismus 118, 1; bei d. Griechen 136 A.
Individuum und Typus 146. *C. 2.*
Individuum und Gattung 58; *C. 2. 7.*
Instinkt und Bewusstsein *C. 11.*
Intellectualismus 155, 3. *C. 5. 6.*
Intriguenspiel im Drama *C. 12.*
Ironie, tragische *C. 8.*
Isigonus 43.
Italien 33. 126. 163. 258.
Isokrates bei Platon 281.

J.

Jahn, O. 9. 269, 1.
Jamblichus, Quellen der Pythagorasbiographie 54; Plan einer Ausgabe 135.
Jean Paul 72. 164 *C. 46.*
Jena 86. 96.
Johannesevangelium 68.
Josephushds. 32, 4.
Jung-Stilling 25, 1.

K.

Kanones der Schriftsteller im Alterthum 136 A.
Kant 17. 257 *C. 36.*
Karl August an Lavater 79. 249, 2.
Karlsruhe 125. 161.
Keller, Gottfried 72 f.
Keller, O. 132 A. 179, 3.
Kern, O. 43.
Kinkel, G. 11.
Kirchhoff, A. 130, 1.
Klassizismus s. Cl.
Klebs, E. 80, 1.
Klebs, G. 153, 2.
Kleinpaul R. 11, 3.
Kleist, H. v. 24; *C. 49*; Penthesilea *C. 7.*
Knebel 287.
Klinger, M. 186, 2.
Köchly, H. 170, 1. 287.
Köhler, Reinhold 84.
Köstlin, K. 109. 133.
Kohl, O. 11.
Komödie, megarische 93[2]; attische 131; dorischen Ursprungs 276.
Krohn, A. 133. 278.
Krumbholz, P. 104.
Kultur, antike und moderne 145. 213 f. *C. 42.*
Kulturgeschichte, griechische 135. 193, 2.
Kunstgenuss *C. 52.*
Kunstkritik *C. 73.*
Kussmaul, A. 196.

L.

Lachmann, C. 13, 3. 46. 287.
Lagarde, P. de 68. 124 A. 146, 1.
Landschaftsschönheit *C. 28.*
Lange, Fr. A. 17. 26.
La Rochefoucauld 25.
Lehrgedicht *C. 44.*
Lehrs, K. 287.

Leipzig 11 ff. 141 ff.
Lenz 24. 29, 1.
Leopardi 24. 86 A.
Lessing 25. 72, 2 *C. 2.*
Leukippos 133 f.
Leutsch, E. v., gegen Nietzsche's Geburt der Tragödie 56, 1; zu R.'s Vortrag über die Novelle 84.
Lichtenberg *C. 27.*
Liebestragödien *C. 7.*
Lipiner, S. 87. 90.
Lipsius, R. 96.
Liszt, Franz 159 f.
Litteraturgeschichtliche Forschung, Methode 102. 275.
Lobeck, Chr. A. 55. 202, 1. 287.
Lotze, H. 190.
Lübbert, E. 74.
Lucian, Lukios 24. 29; Scholien 42; *C. 11.*
Ludwig, O. 60, 2.
Luther *C. 75.*
Luini 41.
Lyrik, griechische 108, 2. 120 A.

M.

Madvig *C. 58.*
Märchenforschung 81.
Mailand 37.
Malerei, italiänische 40. 258 ff.
Mantegna 267.
Marwitz, Alexander v. 66.
Marx, A. 162. 282.
Masse und Persönlichkeit *C. 24.*
Matz, Fr. 34. 36 f. 60. 263.
Max, Gabriel 68. *C. 59.*
Mayser, E. 141.
Medicin, antike 1. 43 f.
μεγαλοψυχία 209.
Meltzer, H. 134, 3
Mendelssohn, Felix *C. 48.*
Methode der litterargeschichtlichen Forschung 102 275.
Metrik 131. 200 A. 276.
Meyer, Ed. 82. 107, 1. 195.
Meyer, El. H. 84, 2.
Meyer, Victor 195.
Michaelis, Ad. 173, 2.
Mill, J. St. 66.
Mitleid 25.
Mommsen, A. 43, 1.
Moral und Idee im Kunstwerk *C. 2*: Moral und Religion 197.
'Moralisten' *C. 71.*
Müller, H. D. 178, 1. 181, 1.
Müller, Lucian 29, 1.
Müller, Max 178, 1.
Müller, Otfried 138.
München 33. 125. 142. 193.
Musik 2; 8; 15 f.; 182, 1. 260; *C. 66*; Musik und Natur *C. 64*; und Mythus *C. 67*; und Moral *C. 91.*
Mysterien, griechische 134 *C. 16. 68. 80. 86 f.*
Mystik, griechische 55; *C. 77.*
Mystiker *C. 29. 77.*
Mythologie der Griechen *C. 82.*
Mythus als Stoff der Tragödie 57: M. und Musik *C. 67*: Charakter des griechischen Mythus *C. 82. 83.*

N.

Naber, A. S. 80, 2.
Naeke, A. F. 275.
Naturgefühl, sentimentales *C. 38. 64*; vgl 5. 96. 125.
Naturnachahmung in der Kunst *C. 60.*
Naturwissenschaft *C. 26.*
Nauck, A. 135.
Neapel 34. 262.
Neumann, Carl 285.
Nietzsche, Fr., in Leipzig 11. 14; musikalische Anregungen 16; philosophische 16 f.; 257; philologische 19; Briefwechsel 25 ff.; 262. 265 f.; künstlerische Begabung 27. 137; Berufung nach Basel 28; Wiedersehn mit Rohde in Basel 38. 268; im Kriege 1870 und bei R. Wagner 47; Pläne eines Zusammenlebens mit R. 49 f.; Erkrankung 49; Wiedersehn in Leipzig 50; Vermittler bei Ritschl, Engelmann, Wagner, Zarncke 12. 29. 52. 53; 'Geburt der Tragödie' 56 ff. *C. 44*; Wiedersehn in Bayreuth 64; Unzeitgemässe Betrachtungen 70. 75. 97; über den 'griechischen Roman' 85; über Gelehrtenarbeit 94, 1. 98; 'Menschliches, Allzumenschliches' 97; 'Der Wanderer und sein Schatten' 111. 114; 'Jenseits von Gut und Böse' vgl. *C. 14. 29*; 'Die fröhliche Wissenschaft' 115. 187, 1. 'Zarathustra' 59. 114, 1. 116; 'Zarathustra IV' 177; Verhältnis zu R. Wagner 118; in Leipzig (1886) 143. 150. 281; in Rohde's Colleg 152; Conflict mit R. 155 ff.; 'Zur Genealogie der Moral' 157 ff.; 168. 177; 'Fall Wagner', 'Götzendämmerung' u. Ae. 168, 3. 177, 4; Erkrankung (1889) 167 ff.; Rohde über die 'Nietzsche-Litteratur' 176 ff.;

L. Stein 176; G. Brandes 176; Lou Andreas-Salomé 177; N. über Dionysoskult und Unsterblichkeitsglauben 184 ff.; Verhältnis zu P. Rée 87 f. 97 ff. 112. 177, 2; Verhältnis zu Schopenhauer 17. 185, 3. 187 A.; Briefe und Nachlass 194; in Rohde's letzten Arbeiten nachwirkend 197; vgl. 209, 1. 286 f.
Nöldeke, Th. 51. 63. 206. 1.
Novellenforschung 44. 83 f.
Nürnberg 64. 67.

O.

Oldenberg, H. 201, 1.
Orgiasmus 171. 188. 202 A.
Overbeck, Fr. 'über die Christlichkeit unsrer Theologie' 69; 'Studien z. Gesch. der alten Kirche' 75; Bekanntschaft und Briefwechsel mit Rohde 76. 110. 123. 124. 209, 1. 285 f.

P.

Pädagogik 4. 174.
Palermo 263.
Pantheismus 190. *C. 9. 31.*
Papst, H. 36.
Paradies *C. 35.*
Paradoxographen 43.
Paris 28. 40. 125.
Parthey, Gustav 268.
Paul s. Jean Paul.
Penthesilea *C. 7.*
Persius 172, 1.
Persönlichkeit 155, 3. 180. *C. 69.*
Perugia 35. 264.
Perugino, Pietro *C. 48. 75*; 264.
Peschel, O. 20.
Pessimismus der Griechen *C. 83.*
Petersen, Chr. 6.
Pfleiderer, E. 110. 133.
Phantasie der Thiere *C. 45.*
Philologenversammlung in Rostock 84; in Trier 127; in Wien 192.
Philologie 1². 145. 173. *C. 58.*
Philosophie 16. 36 f. 40 f. 59. 136 f. 190 f. 204. 271 f. *C. 4. 5 f.*
Pindar 120 A. 154, 3.
Pischel, R. 62.
Plastik 40. 269.
Platen *C. 75.*
Platon 17; Begründer des Romans nach Nietzsche 19; platonische Frage 133. 277 ff.; Spiritualismus 180 *C. 89*; Phaedon 280; Theaetet 277; Staat 278 f.; Gesetze 279; Ideenlehre 280; Allgemeines 279.
Politische Ansichten R.'s 46 f. 120 f. 166. 172, 2. 196. 199.
Pollux, Lexikon 24. 31 f.
Porträtmalerei 68. *C. 27.*
Prag. Ruf 142.
Prorectoratsrede R.'s 197.
Protestantenvereinsreligion 257.
ψυχή und θυμός 283 f.
Pythagoraslegende 54.

Q.

Quellenforschung 23. 31.
Quintilian 131.

R.

Raabe, W. *C. 81.*
Raphael 264. *C. 27.*
Realistik 67. 200; 264.
Realismus *C. 42.*
Rée, P. 87 f. 97. 99. 112. 177, 2. *C. 70 f.*
Religion 68. 75. 134. 190. 257; Religion und Philosophie 190; Religion und Moral 197; *C 40. 47. 56. 77. 79.*
Religionsgeschichte 132. 143, 1.
Renaissance 40. 127. 267.
Rhetorik, griech.-römische 92.
Ribbeck, O., in Kiel 22. 267; für Rohde's Ernennung zum P. E. 51; über Nietzsche's 'Geburt der Tragödie' 57, 2; vgl. 100, 1; über den 'griechischen Roman' 79, 1. 85; Briefwechsel 110. 123; bei Rohde's Berufung nach Leipzig 142 ff. 148 ff.; Geburtstagscarmen Rohde's 271; über Rohde 12, 1. 22, 3. 209. 257.
Richard, H., 5, 1. 24, 1. 36.
Richter, Eugen, 166. 2.
Ritschl, Fr., in Bonn 8 f.; in Leipzig 11 f. 29 f.; Schriftstellertechnik 31; Besuch Rohde's bei R. 38; über die 'Geburt der Tragödie' 56, 1. 77.
Ritter, Const. 104. 131. 137. 271. 279.
Rom 33. 171. 260. 265.
Römische Dichtung 172.
Roman, Plato sein Begründer nach Nietzsche 19; didaktisch *C. 32.* Rohde's Arbeiten über den griechischen Roman 55. 74 ff. 199 f.
Romantiker 25. 203. *C. 22.*
Romundt, H. 11. 76. 257.
Roscher, W. H. 33. 208. 262. 268.
Roscher, W. 20.
Roth, R. 109.
Rothenburg a. d. T. 171.
Rousseau *C. 36.*
Rubens *C. 27.*

Rückert *C. 75.*
Rühl, Franz, in Kiel 32; in Rom 36; in Dorpat 78; Correspondent Rohde's in Königsberg 110. 193. 275; über Rohde 35, 1. 125, 2. 214.
Ruisdael *C. 60.*

S.

Sacchetti 265.
Sage und Dichtung *C. 32.*
v. Sarwey 148.
Saturnius 132 A.
Schiller *C. 36*; ästhetische Schriften 17; 56, 1; 66; Jungfrau *C. 7.*
Schirren, K. Chr. 62.
Schlegel, F. 267.
Schleiden, M. J. und R. 2.
Schleiermacher *C. 4.*
Schmid, W. 30. 141. 174, 2. 209, 1. 273.
Schmidt, Adolf 95.
Schmidt, Bernh. 270.
Schmidt, Moriz 87. 95. 102, 2.
Schöll, Fr. 154. 161.
Schöll, R. 36.
Schöne, A. 129.
Schopenhauer 17; Philosoph der Romantik 18, 3. 25; ästhetischer Idealismus 40. 66; vgl. S. 185, 3. 187. 217, 1. 226. 235, 1. 237, 1. 245, 1. 255, 1.
Schröder, R. 195, 2.
Schuld, tragische 58. 165. *C. 62.*
Schule und Universität 213, 3. 271 ff.: Universalschule 257.
Schumann, R. 9.
Schwabe, L. 101 f.
Schwally, Fr. 286.
Seminar, philol. in Tübingen 103.
Seneca *C. 89.* 287.
Shaker 68. *C. 31.*
Shakespeare *C. 2. 49.*
Sievers, E. 96. 106.
Sigwart, Chr. 110. 137. 153, 2.
Sittliche Empfindungen, ihre Geschichte *C. 78.*
Sklaverei 75.
Socin, A. 106.
Sokrates 57, 2. *C. 11. 26. 89.*
Sorrent 34. 262.
Springer, A. 10. 148. 150. 151, 2.
Stägemann, M. 8.
Statius 60, 2. 172, 1.
Stein, Ludwig 176.
Stendhal (Beyle) 281.
Stesimbrotus 95, 2.
Stifter, Adalbert, 'Nachsommer' 112.
Stil und 'Idealität' bei den Griechen 147.
Stirner 17, 2. 257.
Stockhausen, J. 8.
Stoiker 172, 1.
Stolz und Eitelkeit 209, 3. *C. 76. 61.*
Stoy, K. V. 4.
Streitberg, W. 178, 1.
Suidas 93. 129; seine Quellen 275.
Sybel, H. v. 10.

T.

Taine, Hippolyte 155 ff. 281.
Talmis, Inschrift 199, 4.
Teuffel, W. S. 101. 103, 1.
Theoklymenos in der Odyssee 18, 2.
Theologie 27. 68 f. 285 f. *C. 1.*
Thierverehrung *C. 13.*
Thorwaldsen 27.
Thukydides 5. 284.
Tieck *C. 75.*
θυμός und ψυχή 283 f.
Timagenes, Quelle des Trogus 107, 2.
Tragische Ironie *C. 8*; Schuld 165. *C. 62*; tragischer Conflikt *C. 29*; tragische Helden 57 f.
Tragödie, Stil und Wesen 56 f. 67. 165. *C. 2. 7. 12. 18*; Anfänge *C. 17*; dorischen Ursprungs 276.
Träume der Thiere *C. 45.*
Traum und Dichtung 60, 2. 200 A. *C. 44.*
Trivialität *C. 89.*
Trogus 107, 2.
Tübingen 102 ff.
Tylor, H. 66.

U.

Ueberlieferte Stoffe in der Poesie *C. 32.*
Uebersetzungskunst *C. 43.*
Ullrich, F. W. 5 f. 22.
Universitäten und Akademieen 119, 4. 146, 1.
Unsterblichkeitsglaube bei den Griechen 140. 182. *C. 53.*
Usener, H. 44. 201, 1. 279.
Usinger 74.
Utopien, griechische 80.

V.

Van Dyk *C. 27.*
Varnhagen v. Ense 65.
Velsen, F. v. 37. 267.
Venedig 36. 193. 267.
Verona 33. 259.
Virgil 172.
Vöchting, H. 166. 283.
Völkerkunde 20.

Voigt, F. A. 181. 186, 1.
Volkelt, Joh. 61 A.; College in Jena 87. 96; Correspondenz 110. 125. 137; in Leipzig 151; über Nietzsche 159, 1. 161, 1; Zusammentreffen mit Rohde 165 f.; 'Pantheismus und Individualismus' 190; vgl. 209, 1.

W.

Wachsfiguren, ästhetische Wirkung *C. 52.*
Wachsmuth, C. 107, 2. 270.
Wagner, Cosima 61, 1. 197 f.
Wagner, R. 15; Jugendwerke 16; Tannhäuser *C. 29*; W. als Schriftsteller 26. 49; 'deutsche Kultur' 48; Besuch Rohde's bei W. 268; persönliche Beziehungen zu R. 38. 52; in Hamburg 64; in Bayreuth 52. 64. 78. 88 usw.; Meistersinger 38. *C. 66*; Nibelungen 78; Tristan 125. 126[1]; Parsifal 118; Briefwechsel mit Liszt 159 f.; Allgemeines 90. 159. 168. 182, 1. *C. 21.*
Walz, K. 141.
Weber, E. 104.
Weihrauchduft *C. 41.*
Weimar 153.
Weinhold, K. 25.
Welcker, F. G. 9 f. 138.
Weltphilosophie und Menschenphilosophie *C. 4. 10.*
Wendt, G. 161.
Wien 192.
v. Wilamowitz-Möllendorff, U. 56 f. 60. 84, 1. 93, 2. 108, 3.
Wilcken, U. 81, 1.
Wille und Bewusstsein *C. 65.*
Wilmanns, A. 38. 62.
Windisch, E. 11.
Winkelmann *C. 36.*
Wissenschaft und Kunst 145 ff.
Wisser, E. 11.
Wolf, Hugo 141, 2.
Wundt, W. 137, 2.
Würzburg 170.

X.

Xenophon *C. 89.*

Z.

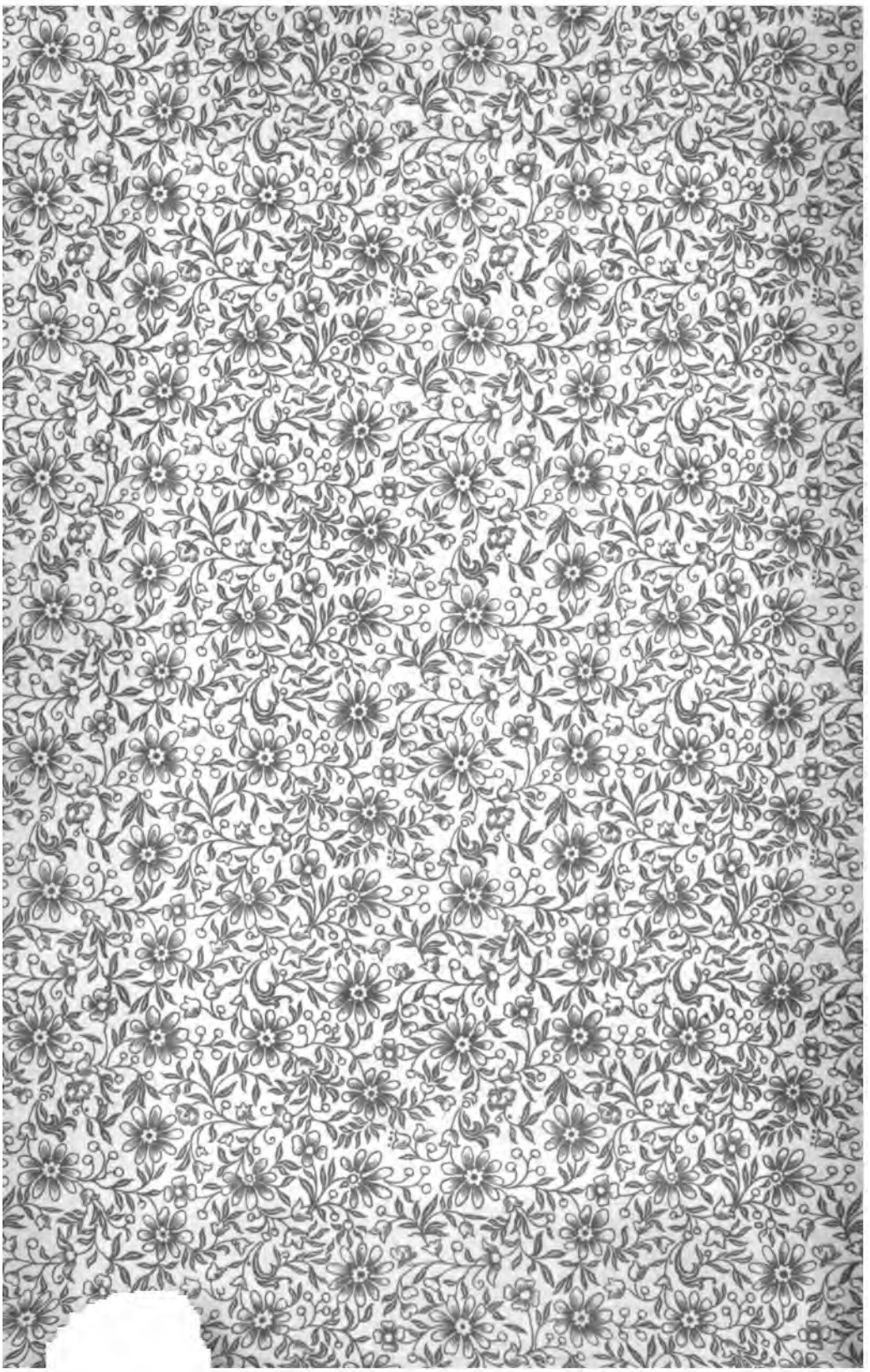
v. Zahn 20.
Zangemeister, K. 154. 203, 1.
Zarncke, Fr. 53. 56, 1. 148, 1; über Nietzsche 70.
Zeller, Ed. 133. 280.
Zeno, Zeitalter 93, 1.
Zielinski, Th. 131. 275.
Zürich 33.
'Zweck' des Menschenlebens 204. *C. 7. 14 f.*

Berichtigungen.

S. 46, Z. 23: *schr.* versucht *für* versuchte.
S. 247, *C. 69*, Z. 6 *schr.* einem *für* einen.
S. 254, *C. 89*. Z. 9 *schr.* nur *für* nun.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	III
I. Das Vaterhaus. Die Schuljahre in Jena und Hamburg (1845—1865)	1
II. Die Studienjahre. Bonn. Leipzig. Kiel (1865—1869)	8
III. Erstlingsschriften. Die Reise in Italien und ihr Ertrag (1869. 1870)	29
IV. Habilitation in Kiel. Studien über Pythagoras und den griechischen Roman. Die Streitschrift für Nietzsche (1870—1873)	45
V. Das Buch über den griechischen Roman und Verwandtes (1873—1876)	74
VI. Berufung nach Jena. Verheirathung (1876—1878)	86
VII. Tübingen. Lehrthätigkeit und Leben (1878—1885)	101
VIII. Der wissenschaftliche Ertrag der Tübinger Jahre	128
IX. Abschied von Tübingen. Leipzig. Homerstudien (1886)	141
X. Heidelberg. Die Vollendung der Psyche (1886—1893)	153
XI. Das Prorectorat. Die Studien über Creuzer und die Günderode (1893—1896)	192
XII. Das Ende. Zur Charakteristik (1897. 1898)	206
Anhang:	
Cogitata. Aphorismen und Tagebuchblätter Erwin Rohde's	215
Beilagen und Nachträge	257
Register	289
Berichtigungen	295



PA 85 .R65 .C7 C.1
Erwin Rohde :
Stanford University Libraries
3 6105 038 589 524

PA
85
.R65

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305